Germ. g. 390 m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36604837400013

<36604837400013

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsche Volksfeste

im

neunzehnten Jahrhundert.

Geschichte

ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier.

Herausgegeben

von

Fr. A. Reimann.

Reimann
Volksfeste

Ex libris

Weimar,
im Verlage des Landes = Induſtrie = Comptoirs.
1839.

20 D.
28 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Volksfeſte im wahren, eigentlichen Sinne, wie freie Völker des Alterthums, wie Adel und Freiſtädte Deutſchland's im Mittelalter ſie feierten, — in einer zeitgemäßen Form hergeſtellt und eingeführt, dürften eines der ſicherſten, wirkſamſten Mittel ſeyn, den Gemeingeiſt der Staatsbürger zu wecken, zu beleben und anzufeuern. Gemeinſinn, dieſes Abzeichen der Volksſittlichkeit, der im Oeffentlichen und Freien entwickelten Tugend, erhob die Staaten Griechenland's zu unvertilgbarem Ruhme, gründete Rom's Größe und Weltherrlichkeit, Venedig's und der italieniſchen Städte langdauernde Macht und Reichthum der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft Freiheit und Ruhm, der Niederländer

Unabhängigkeit. Dieſen Gemeinſinn zu erhalten, war das Streben der weiſeſten Geſetzgeber und in den Volksfeſten fanden ſie ein wichtiges Beförderungsmittel deſſelben. Wer kennt nicht die olympiſchen Spiele der Griechen und die glänzenden Feſte der Römer?

Von jeher wurde in der neuern Zeit über Mangel an Gemeinſinn geklagt, ohne daß man eben den Grund deſſelben zu heben ſuchte. Gemeinſinn kann nur gedeihen, wo Oeffentlichkeit und geſetzmäßige Freiheit herrſcht; aber in der fixen Luft politiſcher Heimlichkeit und Willkühr, wie ſie ſeit dem 16. Jahrhundert größtentheils über Deutſchland lagerte, erſtickt jede Volkstugend. — „Die Tugend, die Volkstugend," ſagt ein geiſtreicher Mann, „welche, da ihr der Spielraum der Oeffentlichkeit und Freiheit entzogen ward, nur Privatſache, zu einem bürgerlichen Pflichtenſyſtem gegen den Nächſten und ſich ſelbſt geworden, hat daher ihr nationales Leben und ihren Einfluß auf das Vaterland verloren. Wo ſie auch noch in den Niederungen und engern Kreiſen ſich erhalten hat, hat ſie ihre wahre Lebensgröße und hohen Wuchs eingebüßt. So ſehen

wir die Vaterlandsliebe in Steuerpflicht und Kriegsdienſt, das Freiheitsgefühl in Rechtlichkeit, den Gemeingeiſt in Häuslichkeit, die Weisheit in Verſtändigkeit, den Heldenmuth in Arbeitſamkeit, den hohen Patriotismus in Bürgertreue, die Aufopferungsfähigkeit in alltägliche Gemeinnützigkeit eingeſchrumpft oder niedergedrückt. Die herrliche, alte, ſtattliche Eiche, der man den Stamm von der Wurzel weg abgeholzt hat, damit ihr Schatten nicht den Wuchs des Graſes verderbe, treibt nur noch niedriges Gebüſch und Geſträuch von Aeſtchen und Blättlein."

Die meiſten deutſchen Staaten erfreuen ſich landſtändiſcher Verfaſſung; öffentliche Mittheilungen über das öffentliche Leben ſind nicht nur geſtattet, ſondern auch durch Geſetze geſchützt; Gerechtigkeit herrſcht in den Gerichten und Sparſamkeit iſt das Ziel der meiſten Staatshaushalte — aber das Volk bleibt größtentheils ohne Intereſſe dafür. Der unſelige Glaube, es ſey bloß zum Geben verdammt, hat ſich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, es kennt keine andere Gemeinſchaft, als die der Beſteurung; es liebt ſein Land und ſein angeſtammtes Für-

ſtenhaus treu, aber inſtinctmäßig und mißt dieſe Liebe nur gar zu oft nach den Abgaben zu. Volksfeſte erregen das Intereſſe der Menge für Oeffentlichkeit, rufen den Gemeinſinn hervor und bilden einen Damm gegen den Egoismus, der krebsartig die edelſten Theile des Staats vergiftet.

Wer das ganze Jahr nie aus ſeiner Werkſtätte, Schreibſtube oder ſeinem Studirzimmer kommt, wer nie ſein Dorf verläßt, als um die Erzeugniſſe ſeiner Aecker, Felder und Heerden auf den Markt zu bringen, wer nie mit größern Maſſen Menſchen zuſammen lebt, kann ein guter Menſch dabei bleiben; aber das Bewußtſeyn, daß er nicht bloß ſeinem Hauſe, ſeiner Familie, ſeinem Dorf oder ſeiner Stadt, ſondern auch dem Staat angehört, ſtumpft ſich ab und er vergißt am Ende, was für Pflichten und Rechte er als Glied des Staats, als Staatsbürger, hat. Volksfeſte wecken aus dieſem politiſchen Schlafe.

Unter Volksfeſten aber verſtehen wir nicht Auftritte und Beluſtigungen, wo die eine Hälfte der Bevölkerung bloß ihren Sinnen fröhnt und im wilden Taumel der nie-

drigſten Luſt ihre Nichtigkeit zu vergeſſen ſucht und wo die andere Hälfte bloß zuſieht, was die, welche in ihrem Wörterbuche Pöbel heißen, für Sprünge machen, — Beluſtigungen, die der Sittlichkeit unendlich ſchaden, indem ſie Gelegenheit zur Unmäßigkeit, Ausſchweifung und zum Spielen geben und wo die Beiſpiele der Alten ſchon früh die Jungen verderben. — Ein Volksfeſt in unſerm Sinne ſoll alle Alter und Claſſen der Staatsbürger an einem, wo möglich durch geſchichtliche Wichtigkeit ausgezeichneten Tage, zu einer einfachen, ſinnvollen und erwecklichen Feier vereinen; der Reiche vergißt auf einen Tag wenigſtens ſeinen Geldkaſten, der Arme ſeine Sorgen, der Handwerker ſeine Werkſtätte, der Staatsmann das Regieren, der Gelehrte ſeine Bücher; der Ungebildete lernt von dem Gebildeten Anſtand; der Gebildete erwärmt ſich an der natürlich kräftigen Fröhlichkeit der arbeitenden Claſſe; der Greis verjüngt ſich am Feuer des Jünglings und der Jüngling wird durch die Gegenwart der Alten in den Schranken der Mäßigung gehalten. Herzliche Freude belebt und vereint Alle. In Allen erwacht das erhebende Ge-

fühl: wir ſind glückliche Bürger eines glücklichen Landes; wir lieben unſern Fürſten und werden von ihm geliebt; wir leben unter Geſetzen, die Sicherheit und Ordnung erhalten, aber den freien Schwung des Geiſtes, eine naturgemäße Entwickelung der Kräfte und deren Anwendung nicht hemmen. Fröhliche Menſchen ſind nicht böſe, nicht unverſöhnlich; mancher Zwiſt, manche Abneigung, manches Vorurtheil wird getilgt im Jubel eines frohen Volksfeſtes. Und die ſich in den Tagen des Glücks und der Freude kennen gelernt haben, werden ſie nicht in der Stunde der Gefahr und Noth bereitwilliger, ſchneller, einiger ſeyn? Ein ſolches Volksfeſt bildet und erhebt das Volk; es erwacht in ihm das Bewußtſeyn ſeines Werthes. Geburt, Vermögen, Anlage, Bildung und das Bedürfniß des Ganzen bilden mannichfaltige Verſchiedenheiten des Standes, des Berufs und der Lebensart; ſolche Abſtufungen des Glücks und der Bildung ſind naturgemäß, in der Entwickelung des Staatslebens begründet; aber durch feſte und unüberſteigliche Schranken geſchiedene Stände, Kaſten, kennt kein conſtitutioneller Staat;

in ihm hat Jeder das Recht, das zu werden, wozu ihn ſeine Talente, Neigungen und Kräfte beſtimmen; das Wohl des Ganzen ſoll das Ziel des Einzelnen ſeyn. Miniſter, Räthe, Gelehrte, Pfarrer, Officiere, Kaufleute, Handwerker und Bauern ſind an dem feſtlichen Tag in bunten Kreiſen gemiſcht; weder Anmaaſung noch Prunk findet Platz; keine hohe, vornehme Miene ſchreckt den einfachen, ehrbaren Handwerker zurück; kein wegwerfender Blick, kein ſpöttelndes Lächeln des Vornehmern beleidigt den Gemeinern; der Fürſt ſelbſt mit ſeiner Familie erſcheint in der Mitte ſeines fröhlichen Volks, erhöhet die Freude des Feſtes durch ſeine Theilnahme und der Jubel und Segen ſeiner Unterthanen begleiten ihn in die ſtillen Gemächer ſeines Schloſſes zurück.

So ſchreibt ein mir unbekannter Schriftſteller und ich ſchreibe ſeine Worte nach, weil wir in dieſer Hinſicht einerlei Meinung ſind; ich füge nur noch hinzu, daß Volksfeſte, wo ſolche eingerichtet werden ſollen, aus dem Volke ſelbſt hervorgehen müſſen, wenn ſie gedeihen und Nutzen bringen ſollen. Verſieht man es darin, ſo tragen ſolche Feſte ſchon

im Entſtehen den Keim baldigen Erlöſchens; denn dieſer nachgeahmten Luſt fehlt ja das friſche, kräftige Leben, das ein Volksfeſt athmen muß. Eben ſo verfehlt aber würde es ſeyn, obgleich es Viele anrathen, Feſte aus dem Alterthum unverändert in unſere Zeiten zu verpflanzen; wir würden in einem derartigen Feſte nur ein Geſpenſt erblicken, das uns, vermöge ſeiner mit der unſrigen nicht übereinſtimmenden Natur, abſtößt. Wohl aber wäre zu wünſchen, daß Rohheiten aus den Volksfeſten entfernt und ſie überhaupt, ſo viel als möglich, unſerer Zeit angepaßt würden; ihr Nutzen würde ſich mehren und augenfälliger werden. —

Es bleibt mir nun nur noch Einiges in Bezug auf mein Werk, an dem ich nun ſeit faſt ſechs Jahren mit Luſt und Liebe gearbeitet und von dem ich wünſche, daß es — wie manche Schwächen es auch an ſich tragen mag — als ein Beitrag zur Sittengeſchichte anerkannt werde und nachſichtige Beurtheilung erfahren möge, zu erörtern übrig; denn ſchon der Titel verlangt dieß. Ich habe dort nämlich geſagt: Deutſche Volksfeſte und muß hinzufügen, daß ich

nicht bloß die Bundesſtaaten zu Deutſchland gerechnet, ſondern Deutſchland im weiteſten Sinne verſtanden habe; deßhalb findet man Schweizerfeſte, das Feſt des heiligen Vigilius zu Trient u. ſ. w. Als Volksfeſte aber habe ich aufgenommen:

1. Feſte, die eine geſchichtliche Baſis haben und von dem geſammten Deutſchland, oder von mehreren deutſchen Staaten, oder doch von Einem gefeiert werden (mit Ausnahme der meiſten kirchlichen Feſte).

2. Feſte, welche nur von mehreren, oder auch nur von einer deutſchen Stadt oder Dorfe begangen werden und vorgenannte Baſis haben.

3. Diejenigen kirchlichen Feſte, welche, durch Hinzutreten mehrerer Nebenumſtände, zu Volksfeſten werden, als das Weihnachtsfeſt ꝛc.

4. Gildenfeſte und endlich

5. Kinderfeſte, wenn ihnen die geſchichtliche Baſis nicht mangelt; denn beide, Gilden und Kinder, ſind ja das Glied einer großen Kette und dürfen durchaus nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, da ihr Einfluß auf das Ganze bedeutend iſt.

Fand ich nun irgendwo etwas über ein deutſches Volksfeſt, das meinem Plane ganz genügte, ſo nahm ich es auf und führte dankbar in der Quellenangabe den Ort an, dem ich die Darſtellung der Feier oder die Angabe der Entſtehung des Feſtes verdankte. Wo in einer Stadt ich von der gewöhnlichen Begehung eines Volksfeſtes etwas Abnormes fand, das führte ich, ſo weit es mir möglich, noch beſonders an, wie, z. B., bei'm Weihnachtsfeſte. Trotz vielfachen Forſchens aber war es mir dennoch bei manchem Feſte nicht möglich, die Entſtehung aufzufinden und ich mußte mich, wenn auch ungern, mit der Erzählung, wie das Feſt begangen wird, begnügen; nur die Hoffnung blieb mir, daß hierdurch Mancher, den mein Werk als Freund ſich erwirbt und welcher die Urſache kennt, aus der dieſes oder jenes Feſt entſprungen, ſich aufgefordert fühlen würde, mir ſeine Mittheilungen zu machen, damit ich ſie bei einer — im glücklichen Falle — zweiten Auflage ergänzend benutzen könnte. Ja bisweilen kam es ſelbſt vor, daß ich nur eine ganz kurze Andeutung eines Volksfeſtes hatte und mir blieb hier nichts übrig,

als, um ſo vollſtändig, als möglich, mein Werk herzuſtellen, dieſe ſkizzenhaften Weſen (wohl nicht immer reine Volksfeſte) unter der Rubrik „Reminiscenzen“ nach den Ländern zu ordnen, was ich bei den ausgeführten Volksfeſten nicht gethan habe, um eine bunte Reihe zu erzielen und dadurch Eintönigkeit zu vermeiden. Aus dieſem Grunde habe ich auch die verſchiedenfarbige Darſtellung gewählt und hoffe das Werk dadurch für ein größeres Publicum zugänglich gemacht zu haben; was wohl nicht der Fall geweſen wäre, wenn ich durchgehends eine Darſtellung gewählt hätte, wie etwa in dem Todtaustragen ꝛc.; denn mancher nicht die Forſchung im ernſten Gewande Liebende würde ſich durch den kalten, gemeſſenen Gang der Zergliederung zurückgeſchreckt gefühlt und das Buch bei Seite gelegt haben. Wohl mir, wenn ich dieſem harten Begegniſſe durch den eingeſchlagenen Weg zuvorgekommen bin!

Daß ich übrigens keinen Zeitaufwand, keine Bitte, keine Geldkoſten geſpart habe, meine Schrift ſo vollſtändig, als möglich, in die Welt treten zu laſſen, kann ich als ehrlicher Mann verſichern und ich habe, neben

vielfachen Erfahrungen von Ungefälligkeit, manche freundliche, und zum Theil genügende Unterſtützung erfahren, namentlich durch Herrn Hofrath Dr. Schreiber in Baden, Herrn Bibliothekar Dr. Klemm in Dresden, Herrn von Schlichtegroll in Tegernſee, den nun verſtorbenen Hofrath Dr. St. Schütze, den Herrn Legationsrath, Profeſſor Dr. Panſe und Herrn Regiſtrator Irrgang hier, denen ich hier nochmals meinen innigſten Dank für ihre mir erwieſene Freundlichkeit ausſpreche. Vor einigen Wochen erſt erhielt ich noch aus Hamburg einige Erläuterungen über das „Waiſengrün", wohin ich mich mit der Bitte um Auskunft über die Entſtehung dieſes Feſtes gewandt hatte. Leider war der Druck des betreffenden Artikels ſchon beendigt, als der Brief ankam und obgleich er in Betreff der Entſtehung des genannten Feſtes nichts enthält, ſo theile ich ihn doch hier im Auszuge mit, da dieſe Notiz nicht unwichtig zur genauen Kenntniß dieſes dem Gefühle des Menſchenfreundes ſo wohlthuenden Kinderfeſtes iſt.

„Im Jahr 1633 bekam auch das Waiſengrün, welches ſeit 1605 bloß in einem

Sommerbeſuche der Waiſen in dem Garten des jahrverwaltenden Proviſors beſtand, eine veränderte, dem Publicum mehr zuſagende Geſtalt. Es wurde ein feierlicher Umgang durch einige Hauptſtraßen der Stadt damit verbunden und das Ganze dadurch zu einem Volksfeſte erhoben, welches der Anſtalt mit jedem Jahre mehr einbrachte. Zwei Muſikanten, die dem Zuge geigend vorangingen, mußten nach der Mahlzeit, unter Zelten vor dem Steinthore, den Kindern zum Raſentanze aufſpielen und ſelbſt die Vorſteher hielten es nicht unter ihrer Würde, ſich dem fröhlichen Gewühle anzuſchließen. Späterhin ſcheint auch dieſe Kinderhöge (Kinderfreude) die Gräuel der ſogenannten Gregoriusfeſte anderer Städte getheilt zu haben. Unordnungen, die ſich dabei um ſo unvermeidlicher einſchleichen mußten, da der Zutritt Jedem geſtattet war, machten die Wiederabſchaffung derſelben höchſt wünſchenswerth. Nachdem dieſe Unordnungen beſeitigt, hat der Umzug ſeine jetzige Geſtalt angenommen."

In Angabe der Quellen, aus denen ich geſchöpft, bin ich ſo genau, wie möglich, geweſen; ſollte aber ein von mir benutztes

Werk anzuführen vergeſſen worden ſeyn, ſo möge der Herr Verfaſſer deſſelben das Verſehen freundlichſt entſchuldigen und die Urſache hiervon nicht etwa in abſichtlichem Weglaſſen finden wollen. Wenn bei einem Feſte nicht angegeben, woher ich den Stoff zu ſeiner Darſtellung genommen, ſo verdanke ich es entweder reiner Privatmittheilung oder eigner Anſchauung; gedruckte Hilfsmittel lagen mir dann nie vor.

Dieß wäre denn wohl Alles, was ich bei Erſcheinung meines Werkes erklärend hinzuzufügen hätte. Möge es allenthalben Anklang finden und zum Studium der Sitten der Völker, das ſo reiche Ausbeute verſpricht, anreizen. Dieß wäre mir der ſüßeſte Lohn, und würde mich zur eifrigen Verfolgung meines Planes, die Volksfeſte der übrigen Nationen und dann die Volksfeſte bis zum 19. Jahrhundert zu geben, anſpornen, wozu ich ſchon ſeit Jahren reiche Materialien geſammelt habe. Ein zweiter Band dieſes Werkes wird folgen, ſobald ich einen genugſamen Vorrath von Feſten wieder beſitze.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Das Lamboifeſt zu Hanau 1
Die Wieſe zu Gühſtedt 8
Der Hammeltanz in Hornberg 11
Der Sommergewinn oder das Todtaustragen . 15
Oſterfeſt, Oſterfeuer und Oſtereier 35
Das Naſenfeſt zu Baſel 51
Schulfeſte 65
Das Fritſchifeſt zu Luzern 65
Die Eſelswieſe bei Querfurt . . . . , 70
Der grüne Montag 73
Das Frohnleichnamsfeſt 77
Der Carneval, Faſching oder Faſtelabend in Köln 85
Das Kirſchfeſt zu Naumburg 140

*

Seite

Der Graskönig zu Groß-Vargula und das Laubmännchen in der Ruhl . . . 157
Der Milchtanz zu Klein-Geſchwenda 161
Langenſalzer Volksfeſt der Fuhr- und Ackersleute . 165
Der Holzäpfeltanz 167
Die Reiter zu Fuß. Eine Kinderluſtbarkeit zu Molſchleben 170
Der Brigittenkirchtag zu Wien 173
Das Chriſtfeſt 211
Der Hahnentanz in der Baar 228
Das Fahnenſchwenken der Bäckerburſche . . 233
Kirchweihe, Kirchmeſſe, Kirmſe 237
Volksfeſt zu Queſtenberg am dritten Pfingſtfeſttage. 245
Der Stralower Fiſchzug 254
Das Martinsfeſt 281
Das Feſt des heiligen Vigilius in Trient . . 294
Der Hirtentanz oder Schäfermarkt . . . 310
Das Sechſeläuten in Zürich 322
Das Dreſchflegelhängen 326
Das Eierleſen 328
Das Sichelhängen 331
Das Gänſigreiten 335
Das Breiſtehlen und der Haartanz . . . 337
Der achtzehnte October 339
Die Meyer'ſche Brücke 346
Das Poppenroder Brunnenfeſt 349
Das Roſenfeſt zu Capellendorf . . . 352

Seite
Der Böttchertanz zu Frankfurt am Main . . 355
Das Waiſengrün zu Hamburg 358
Der Maientag 367
Das Schifferſtechen zu Ulm 372
Das Bacchusfeſt in Belvedere bei Weimar . . 380
Das Octoberfeſt in München 383
Das Vogelſchießen, (Mannſchießen, Freiſchießen, Königſchießen, Scheibenſchießen) . . . 385
Das Johannis- oder Sonnenwendefeuer . . . 397
Das Johannisfeſt zu Schöten 417
Das St. Rochusfeſt zu Bingen 433

Anhang.

Reminiscenzen einiger Beluſtigungen und Spiele.

Beluſtigungen aus dem Innkreiſe 447
Das Ochſenrennen 448
Das Rennſchlittenfahren 448
Das Ringelſtechen 449
Das Baumſteigen 449
Das Sacklaufen, das Hoſenlaufen . . . 449
Das Bockſchieben 450
Das Ringen 450
Volksvergnügungen in Baiern 452
Volksfeſte aus Tyrol und der Schweiz . . . 455

Seite

Feſte und Vergnügungen in Preußen 456

Provinz Weſtphalen 456

Provinz Sachſen 457

Beluſtigungen und Spiele in Kärnthen . . . 463

Verzeichniß der bei Ausarbeitung dieſes Werkes benutzten Quellen 465

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Lamboifest zu Hanau.

Seht, welch' ein Feſt! des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.
Schiller.

In dem Jahr 1630 bekam die Stadt Hanau, auf Befehl des Generals Wallenſtein, öſterreichiſche Beſatzung, unter Anführung des Oberſten Brandis, ob ſich gleich damals der regierende Graf von Hanau, Philipp Moritz, dagegen widerſetzte; er ward gezwungen, ſie aufzunehmen, und in ſeinem Schloſſe als Staatsgefangener bewacht. Nach der Schlacht bei Leipzig, den 7. September 1631, zog der König von Schweden mit ſeinem Heere nach dem ſüdlichen Deutſchland und detaſchirte von Würzburg aus ein kleines fliegendes Corps nach Hanau, um dieſe Feſtung durch einen unerwarteten Angriff zu nehmen, welcher auch vollkommen gelang. In einem Zeitraume von 24 Stunden hatte der ſchwediſche Oberſt Hubald, mit 6 Escadronen Reiter und einigen Hundert Dragonern, den Weg von Würzburg bis nach Hanau zurückgelegt und kam hinter dem Schloſſe, jenſeits der Kinzig an. Hier wurden über dieſe und den Stadtgraben in aller Eile Brücken geſchlagen, mit Hülfe von Seilen und

Bretern, worauf die Schweden überſetzten, den Wall erſtiegen, das hintere Schloßthor ſprengten, und ſo durch das Schloß in die Altſtadt eindrangen. Von hier aus ließ der Oberſt Hubald eine Aufforderung an den Oberſten Brandis ergehen, welcher in dem hohen Thurm auf dem Markte wohnte, und da dieſer keine Vorkehrung zur Vertheidigung getroffen hatte, ſie auch nicht mehr treffen konnte, indem die Schweden ſchon im Beſitze der Altſtadt waren, ſo ſah er ſich genöthigt, die Stadt zu übergeben.

Den 15. November 1631 kam der König von Schweden, Guſtav Adolph, ſelbſt nach Hanau und es trat nunmehr der Graf Philipp Moritz unter ſeinen Schutz. Das war denn die Urſache, daß Hanau von nun an eine ſchwediſche Beſatzung erhielt. Die gräfliche Familie hatte ſich der Gnade des Königs in einem hohen Grade zu erfreuen, denn derſelbe machte dem regierenden Grafen mehrere Aemter zum Geſchenke, wie Orb, Rineck, Bartenſtein, Lohrhaupten, den Biebergrund und das Freigericht; ſeinen Brüdern, Heinrich Ludwig und Jacob Johann, das ganze Amt Steinheim, worüber noch eine Urkunde vorhanden iſt.

Nach der Schlacht bei Lützen, den 16. November 1632, in welcher der große König ſein Leben verlor, übernahm der ſchwediſche Reichskanzler Oxenſtierna die Verwaltung und ſetzte in der Perſon des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar einen erfahrnen Feldherrn an die Spitze der Armee, um in Baiern, Franken und den Rheingegenden den Oberbefehl zu führen. Faſt zwei Jahre lang hatte Bern-

hard von Sachſen=Weimar durch kluge, wohlberech=nete Märſche und glückliche Gefechte das in ihn geſetzte Vertrauen gerechtfertigt, bis den 4. September 1634 die unglückliche Schlacht bei Nördlingen am Eger alle ſeine Anſtrengungen wieder vereitelte. Von nun an mußten die Schweden das Feld räumen und konnten lange nichts mehr gegen die Oeſterreicher unternehmen. Die einzelnen zerſprengten Corps, ohngefähr 8000 Mann, größtentheils Reiterei, ſammelten ſich erſt wieder in der Gegend von Frankfurt. Der Graf von Hanau, da er einſehen mußte, daß die Stadt leicht unter dieſen Umſtänden belagert werden könnte, floh mit ſeiner Familie nach Metz und von da nach Holland.

Der ſchwediſche Oberſt Hubald war, ſeit dem 1. September 1634, durch den Generalmajor Jacob Ramſai erſetzt worden. Dieſer, ein ſehr tapferer Mann, traf ſogleich Anſtalten, die Stadt in einen nachdrücklichen Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er ließ die Vorſtadt befeſtigen, verſtärkte ſeine Garniſon, theils durch heſſiſche, theils durch weimariſche Truppen, und vermehrte die Anzahl der bewaffneten Bürger, trug Sorge, daß die Stadt mit Lebensmitteln hinlänglich verſehen wurde und geſtattete den hülfloſen Landleuten eine Zufluchtsſtätte in der Stadt. Im Jahr 1635 ſah Ramſai ein, daß es wohl zu einer Belagerung kommen werde, denn der kaiſerliche Oberſt Götz ſtreifte ſchon bis in die Nähe der Stadt und hinderte dadurch die Landleute am Einernten; ja im September dieſes Jahres erſchien er mit 10 Regimentern und umzin=

gelte dieſelbe. Zu dieſen brachte der General Lamboi gegen das Ende November das nöthige Material, um die Belagerung der Stadt nun förmlich unternehmen zu können

Die Oeſterreicher ſuchten auf drei verſchiedenen Puncten Schanzen aufzuwerfen, welches General Ramſai nicht geradezu geſchehen ließ, ſondern häufige Ausfälle machte; indeſſen konnte er es doch nicht verhindern, daß die Stadt ringsum mit Schanzen umgeben wurde. Im Monate December des Jahres 1635 fing die Beſchießung der Stadt an und der Feind ſetzte ihr mit Kugeln und ſogenannten Bettelſäcken ſehr zu; aber die geringe Kenntniß der Belagerer in der Belagerungskunſt, und namentlich im Dirigiren des Geſchützes, war Urſache, daß viele Kugeln ihr Ziel gänzlich verfehlten. In dem Jahr 1636, und beſonders ſeit dem Monat März, betrieb der General Lamboi die Belagerung mit mehr Nachdruck. Er hatte bis um dieſe Zeit ſeine Stellung durch Tranchéen und Redouten gedeckt, ſo daß er glaubte, weder die Belagerten noch eine Hülfe von Außen könne ihm ſchaden.

Der General Ramſai, da es ihm an Munition gebrach, ſah ſehr gut ein, daß, wenn keine Hülfe von Außen käme, er ſich am Ende ergeben müßte. Aber auf dieſe hatte die bedrängte Stadt gerechnet; auch als die Noth auf das Höchſte geſtiegen war, als man ſchon das Fleiſch von Pferden, Eſeln, Katzen und Hunden aß, als die große Sterblichkeit durch Anfälle

von der Peſt noch vermehrt wurde, da erſchien die ſo ſehnlichſt erwartete Hülfe.

Amalia Eliſabeth, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm V., eine geborne Gräfin von Hanau und Schweſter des damals regierenden Grafen von Hanau, hatte beſondern Antheil an dem Schickſal ihrer Geburtsſtadt genommen, daher von Zeit zu Zeit Boten aus der Stadt an ſie abgeſendet wurden, welche mit Gefahr ihres Lebens ſich durch die Feinde ſtahlen. Die Fürſtin wurde aufgefordert, ihre hohe Fürſprache bei dem fürſtlichen Gemahl einzulegen, damit der bedrängten Stadt Hülfe werde. Es konnte dieſe Hülfe aber nicht eher eintreten, als gegen das Ende Mai 1636, weil der Landgraf früher, auf ein erhaltenes Schreiben des Kaiſers, verſprochen hatte, ſich dem ſächſiſchen Frieden anzuſchließen, worauf von beiden Seiten ein Waffenſtillſtand eingetreten war. Als aber der Landgraf einſah, daß man ſich weigere, die freie Religionsübung der Proteſtanten in den heſſiſchen Landen zu geſtatten, daß man ihm wegen der Entſchädigung, welche Darmſtadt verlangte und die er verworfen hatte, weiter kein Gehör gab, ſo brach er im Monat Mai 1636 alle Verbindungen ab und verband ſich auf's Neue mit den Schweden. Als daher abermals ein Bote, unter dem Namen der kleine Heinrich, nach Caſſel geſendet wurde, mit Briefen an die Landgräfin, worin ihr der bejammernswürdige Zuſtand der Stadt geſchildert und zugleich auch hinzugefügt wurde, daß Lamboi nur noch ſeine Verſtärkung erwarte, um die Stadt mit Sturm zu nehmen, da

wandte ſie ſich abermals an ihren Gemahl. Dieſer ſäumte nun nicht, der Stadt mit möglichſter Schnelle Hülfe zuzuführen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1636 kam der Landgraf, in Begleitung des ſchwediſchen Generals Lesle, mit etwa 6000 Mann zu Windecken an und ließ noch in derſelben Nacht die Höhe an dem ſogenannten Wartbäumchen beſetzen.

Der Tag der Entſcheidung, der 13. Juni, erſchien. Das Heer bewegte ſich auf der Bruchköbler Straße gegen Hanau, nachdem es zuvor die Vorpoſten des Feindes aus dem Walde vertrieben hatte. Die Schanzen an der Lamboibrücke wurden genommen und um 12 Uhr des Mittags war der Feind ſchon von dieſer Seite bis Auheim hinaus geworfen und der Landgraf hielt durch das Nürnberger Thor ſeinen feierlichen Einzug unter dem Geläute der Glocken der Stadt; ihn begleitete der ſchwediſche General Lesle und viele hohe Officiere ſeines Heeres. Der Jubel war ſehr groß und es ſoll einem damaligen Rathsgliede, Namens de Lattre, als dieſes die Feinde weichen ſah, vor Freude das Leben gekoſtet haben. Die Einwohner erkannten in dem Landgrafen einzig ihren Retter und nachdem die Sieger Gott für den erfochtenen Sieg in der Kirche gedankt hatten, wurde der Nachmittag dazu verwendet, den Feind, welcher noch auf der andern Seite der Stadt im Beſitze der Schanzen war, daraus zu vertreiben. Der von Schrecken ergriffene Feind hielt nicht lange Widerſtand und ſo war auch bald von dieſer Seite die Stadt wieder frei.

Von dieſer Zeit an war der 13. Juni, als der Tag der Errettung Hanau's von der fürchterlichen Belagerung des Generals Lamboi, ein Faſt- und Danktag. Er wurde ſtill durch Gottesdienſt in den Kirchen gefeiert, bis nach dem Jahre 1806, wo er immer mehr an Lebendigkeit gewann. Man freute ſich, ein Ereigniß feiern zu können, an das ſich ſo ſchöne Erinnerungen knüpften, indem man hoffte, auch bald von dem drückenden Joche der Franzoſen befreit zu werden. Und ſo iſt denn dieſer Tag ein Tag der Freude und das Feſt im Walde ein allgemeines Volksfeſt geworden, an dem viele tauſend Ausländer Antheil nehmen.

Die Wieſe zu Günſtedt.

Ein Hauptvolksfeſt, beſonders für die Bewohner des ſächſiſchen Thüringens, iſt der ſogenannte Ablaß oder die Spende zu Günſtedt, einem zum Königlichen Preußiſchen Kreiſe Weißenſee gehörigen anſehnlichen Dorfe. Dieſer Ablaß, der ſich noch aus den Zeiten vor der Reformation herſchreibt, wo der ſo berüchtigte Ablaßkrämer Tezel die leichtgläubigen Deutſchen mit ſeinem geiſtlichen Waarenhandel brandſchatzte, wird jährlich die Woche vor dem Himmelfahrtsfeſt auf einer ungeheueren, in der Nähe des Dorfes Günſtedt befindlichen Wieſe gehalten, die durch ihre weite Ausdehnung den ſchicklichſten Spielraum zu einem ſolchen Volksfeſte darbietet und auch wirklich an dieſen Tagen, beſonders am erſten, einem großen Meßplatze gleicht. Eine Menge von Buden, mit allen für die Bedürfniſſe der Landbewohner dienenden Waaren, ziehen ſich in unabſehbaren Reihen auf ihrer Fläche hin und eine ungeheure Menſchenmaſſe, die aus allen umliegenden Gegenden zu Wagen, zu Roß und zu Fuß hier zuſammenſtrömt wimmelt in mannichfaltigen Gruppen

um ſie her. Aus einer Menge Speiſe=, Punſch=, Wein= und Tanz=Buden tönt Tanz= und Tafelmuſik, die mit den zum Theil ſehr unreinen Harmonieen einer Menge Drehorgeln verſchmilzt, welche ſchaarenweiſe den ihnen zuhörenden Muſikliebhabern das Geld abzuleiern ſuchen. Bänkelſänger, die in wimmernden, herzzerreißenden Klagetönen durch in Reime gezwungene gräßliche Mordgeſchichten den Zuhörern die Haare vor Entſetzen emporſtehen machen, bilden einen grellen, ſchneidenden Contraſt mit den luſtigen Schwänken eines Policinello, der auf einer Marionetten=Bühne dem gaffenden Publicum ſeine Späße zum Beſten giebt; hier übt ein Hundetanzmeiſter ſeine widerſpenſtigen Scholaren mit Hülfe einer Peitſche in Cotillons und Balletſprüngen, während nicht weit davon ein unbehülflicher Bär unter Kettengeraſſel zu der wilden Muſik einer Trommel ernſthaft ein Solo tanzt. Unter den zahlloſen Buden und Waarenſtänden auf der Wieſe ſind gewöhnlich die der Schuhmacher am meiſten mit Käufern belagert, da ſie ein Bedürfniß befriedigen, das Keiner, den die Natur mit ein Paar Füßen begabte, entbehren kann.

Aber auch an Erzeugniſſen des Luxus fehlt es nicht auf dieſem lärmvollen Tummelplatze der Schacherſucht und des Vergnügens und die in den vorigen Zeiten mit den Fortſchritten und Abwechſelungen der Mode noch unbekannten Landleute haben jetzt hier die beſte Gelegenheit, ſich auch in die Geheimniſſe dieſer frivolen Göttin, der eigentlich ſonſt nur die Städter fröhnten, einweihen zu laſſen; denn ſelbſt an Putzhändlerinnen iſt hier kein Mangel; ſogar fand ſich zur

Zeit, als die Perücken noch zu den hauptſächlichſten Zierden der männlichen Köpfe gehörten und ſelbſt ihre Form nach Stand und Würden der damit geſchmückten Perſonen modificirt war, ein ſehr ſpeculativer Haarkünſtler mit einem vollſtändigen Apparate ſolcher Kopfdecorationen auf der Wieſe ein.

Dieſes in ganz Thüringen berühmte Volksfeſt dauert eigentlich zwei Tage, doch werden die meiſten Geſchäfte ſchon am erſten Tag abgethan und die meiſten Fremden, nur die aus der Nähe ausgenommen, verlaſſen ſchon bei der Abenddämmerung des erſten Tages die Wieſe und kehren nach ihrer Heimath zurück. Seit der preußiſchen Beſitznahme iſt den 22. September ein zweiter großer Markt auf dieſer Wieſe, der auch mit einem Viehmarkte verbunden iſt; allein dieſer wird wegen der ſpäten Jahreszeit, in die er fällt, bei weitem nicht ſo ſtark beſucht, wie der erſtere, der ſchon ſeit langen Zeiten eins der vorzüglichſten Volksfeſte dieſes Theils von Thüringen war.

Der Hammeltanz in Hornberg.

Nationaltänze finden ſich bei allen Völkern, ſelbſt bei den roheſten, die noch nicht einmal feſte Wohnſitze gewonnen haben. Es iſt dem Menſchen natürlich, ſeine Fröhlichkeit durch mancherlei angemeſſene Bewegungen auszudrücken und auch das Maas für dieſe verſchiedenen Sprünge und Stellungen, oder den Tact mußte er zugleich in ſich ſelbſt entdecken. Die Vereinigung von Muſik und Tanz iſt daher eine der früheſten Erſcheinungen im geſellſchaftlichen Leben und da jene ſchon urſprünglich bei der gottesdienſtlichen Feier gebraucht wurde, ſo geſellte ſich nun auch bald dieſer hinzu.

Ohne Zweifel nahm der Tanz ſchon in den älteſten Zeiten einen mimiſchen Character an, wie aus ihm dann auch wohl die erſten theatraliſchen Darſtellungen hervorgingen. Dieß beſtätigt ſich hiſtoriſch durch die Uranfänge der Tragödie bei den Griechen und die ſceniſchen Spiele bei den Römern.

Die nationale Eigenthümlichkeit eines Volkes mußte ſich nothwendig auch ſeinen Tänzen mittheilen.

Sie nahmen daher einen rein plaſtiſchen Character an bei den Hellenen und wurden bloßes Spiel in Rom, wo die bildende Kunſt nur eingewandert war aus der Fremde und nie, bis auf die ſpätere Zeit, ſich ganz heimiſch machen konnte. Kriegeriſch war der Tanz in Sparta und im alten Germanien, wie es die Bewohner ſelbſt waren, und immer ſcheint er, in Form und Bedeutung, gleichen Schritt mit den Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen der Völker gehalten zu haben, bis er ſich, wie alles öffentliche Leben, zuletzt überall in den engen Bezirk geſelliger Kreiſe zurückziehen mußte.

Zu dem Wenigen, was ſich von frühern Volksbeluſtigungen und Volksfeſten in den Bergen und Thälern Baden's erhalten, gehören auch verſchiedene Tänze, unter denen der Hammeltanz zu Hornberg begangen wird, aber auch in andern Gegenden noch vorkömmt.

Das Städtchen Hornberg liegt an der Gutag, in einem der ſchönſten Thäler des Schwarzwaldes, wo ſich dem Landſchafter herrliche Parthieen zu ſeinen Studien darbieten. Das Schloß, welches freundlich von ſeiner waldigen Höhe herabſchaut, wurde bereits im eilften Jahrhunderte von den Freyen von Hornberg bewohnt, unter denen Arnold, im zwölften Jahrhundert, das Kloſter Enz ſtiftete. Sie waren Herren der ganzen Umgegend, aber nach dem Erlöſchen ihres Geſchlechts, fiel ihr Beſitzthum an das Kloſter St. Georg und ſpäter an Würtemberg, bis es durch den Pariſer Vertrag, im Jahr 1810, an Baden abgetreten wurde. Das Thal iſt nicht unfruchtbar und eine vielbeſuchte

Heerſtraße nach Oberſchwaben und der Schweiz zieht durch daſſelbe hin.

Der Hornberger Hammeltanz unterſcheidet ſich wenig von den andern ähnlichen Tänzen. Ein Tuch an einem Stabe, der Preis der Tänzerin, bezeichnet den Schauplatz. Ein ſtattlicher Hammel, mit Bändern und Kränzen geziert, wird von Knaben herbeigeführt. Im Sonntagsputze ſammeln ſich die jungen Burſche mit ihren Mädchen und der Tanz beginnt im Freien nach der ländlichen Muſik. Ein Pärchen walzt im Kreiſe herum, dann ein zweites, dann ein drittes, bis die Reihe durch iſt, und nun beginnt ſie wieder von vorn. In einem doppelten Reife, der an einer brennenden Lunte befeſtigt iſt, hängt ein mit Wein gefülltes Glas, und dem Tänzer, welcher eben an der Reihe iſt, da das Glas fällt, wird der Hammel als Preis zu Theil. Der Sieger muß dann die übrige Geſellſchaft in der Schenke bewirthen, weswegen es immer ſo eingerichtet wird, daß das Loos des Tags auf einen Reichen falle.

Man ſieht auch hier die uralte germaniſche Sitte, jedes Feſt und jede öffentliche Handlung mit einem Trinkgelage zu beſchließen, eine Sitte, die ſich nicht bloß unter dem Volk erhalten hat. Andere Völker, welche uns die Neigung zum Trunk, als eine der Nation eigenthümliche ſittliche Unart, vorwerfen, mögen hierin eine Beſtätigung ihrer Meinung zu finden glauben. Man thut uns unrecht. Im deutſchen Character liegt ein ſchönes Bedürfniß zur Mittheilung, eine entſchiedene Neigung zur zwangloſen Freude, welche für wenige bei-

tere Stunden die beengenden Schranken des geſellſchaftlichen Lebens aufhebt und alle Sorgen und Mühen in kurze Vergeſſenheit begräbt. Solche Feſte und Spiele erſcheinen als eine Wiederholung der Saturnalien, durch welche unter den Römern das Andenken an den freundlichen Traum einer goldnen Zeit erhalten wurde, welche Tibull ſo reizend ſchildert:

Unter Saturnus Gebot wie lebte man glücklich, bevor man
Durch die Erde ſo weit laufende Wege gebahnt!
Nirgends hatte noch Thüren ein Haus und nirgends im Felde
Stand, zu ordnen der Flur ſichere Grenzen, ein Stein.

Haben auch dergleichen Volksſpiele und Volksfeſte längſt ihre ſchöne urſprüngliche Bedeutung verloren, ſo verdienen ſie doch noch eben ſo wohl erhalten zu werden, als unſere Kinderfeſte. Der Quell liegt tief und wird nie verſiegen. Aus der dumpfen Verengung ſtrebt das friſche Jugendleben hinaus in das Licht und die Freiheit und manche Hoffnung und Erinnerung knüpft ſich an die ſparſam zugemeſſenen Tage, welche mit ihrer harmloſen Freude jährlich wiederkehren.

Der Sommergewinn oder das Todaustragen.

Schon floh der grimme Winter, vom Sonnenglanz
Hoch überſtrahlt, den Bärengefilden zu,
Schon blinken Erd' und Waſſer wieder,
Weſte bezähmten die Kraft des Nordes.

Meſſerſchmid.

Im Monat März, an einigen Orten am Sonntag Oculi, zu Frankfurt a. M. jetzt zu Faſtnacht (aus dem dort üblichen Geſang aber erhellt, daß es früher am Feſte der heiligen Apollonia — am 9. Februar — geſchah), an den meiſten Orten aber am Sonntage Lätare, ſind noch unter den Kindern gewiſſe feſtliche Gebräuche üblich, deren Begehung man den Sommergewinn oder auch das Todaustragen nennt. Nicht bloß in Böhmen, Polen, Schleſien, der Lauſitz, vordem in Leipzig, Zwickau, Dresden und Meißen, findet man dieſe Feier, ſondern auch in Orten, die von jenen weit entfernt ſind, als in Speier, zu Oppenheim und zu Günthersblum in der Pfalz, zu Mannheim, Nürnberg, Eiſenach, zu Unterhain, Manken-

bach, Unterweißbach und an einigen andern Orten des Amtes Schwarzburg.

Die Feier dieſes Feſtes iſt mannichfach motivirt, doch kann man zwei Haupthandlungen deſſelben feſtſtellen, da Verſchiedenheit der Geſänge, Ausſcheidung einiger Gebräuche, oder Vermehrung derſelben das Weſentliche der Feier nicht ändern kann.

An den genannten Tagen pflegen Kinder, meiſtens der ärmern Claſſe, entweder beiderlei Geſchlechts, oder auch bloß Knaben und in Nürnberg bloß Mädchen aus benachbarten Dörfern — nur in Leipzig war der Gebrauch bis zu den Huren geſunken — einen Umzug durch alle Straßen und vor allen Häuſern zu halten und zu verrichten, was vielleicht im Alterthume Erwachſene ſelbſt zu thun kein Bedenken trugen. Sie ziehen mit weißen, geſchälten Stäben, hölzernen Gabeln und hölzernen Degen bewaffnet aus und an einigen Orten ſind dieſe Waffen mit Bändern kindiſch verziert, auch wohl mit Bretzeln, oder kleinen Kuchen behangen. Einer von den Knaben, zuweilen auch eine erwachſene Perſon, geht an der Spitze des Zuges in Stroh gehüllt und ſtellt den Winter, eine andere, mit Epheu verziert, den Sommer vor. Auf einem freien Platze hält der Zug und der Sommer und Winter beginnen unter dem fortwährenden Geſange der Uebrigen:

Stab aus! Stab aus!
Stecht dem Tod die Augen aus!

einen Zweikampf mit ihren hölzernen Waffen, werden endlich handgemein, bis der Winter überwältigt und

ihm die Strohhülle, wie ein Spolium, ausgezogen wird. Auf jenen Geſang bezieht es ſich auch, wenn man den Sonntag Lätare an einigen Orten den Stab-aus-Sonntag nennt.

Die zweite Art der Feier, welche vorzüglich in Böhmen, Polen, Schleſien, der Lauſitz, Nürnberg, Pommersfelden in Franken und einigen andern Orten Statt findet, iſt dieſe:

Kinder tragen groteske Puppen und Bilder umher, Mißgeſtalten von Stroh oder von Lumpen, die ſie zuletzt entweder mit Fackeln verbrennen, oder in einen Fluß, Sumpf, oder Graben werfen. An einigen Orten wählt man ſogar die Nähe des Galgens, damit es deſto mehr einer Execution ähnlich ſehe. Hierbei wird nun gewöhnlich ein Lied geſungen, etwa:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kaſten,
Heute iſt Mitfaſten!

An einigen Orten ſetzt man in der zweiten Zeile Juden für die alten Weiber, in der dritten Jungen (sc. Weibern für Reichen) und die letzte Zeile heißt auch wohl: Heute wollen wir faſten! In andern Gegenden ſingt man:

Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Juden in ſeinen Bauch,
Dem jungen in den Rücken,
Das iſt ſein Ungelücke!
Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen ſoll!
Wir treiben ihn über die Haide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

An andern Orten fängt das Lied ſo an:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Winter bringen wir wieder!

Hat man an dem Tode, der Puppe, die Execution vollzogen, ſo laufen die Knaben ſchnell davon, gleich, als wenn er wieder aufſtehen und ſie erhaſchen könnte.

Zuweilen theilen ſich die Knaben in zwei Partheien; die eine trägt und vernichtet den Tod, die andere ſchlägt immer nach denen, die den Tod tragen; und der Geſang wird oft auch von Erwachſenen mitgeſungen.

In Böhmen heißt das bei dieſer Gelegenheit geſungene Lied in deutſcher Ueberſetzung:

Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe,
Den Frühling in das Dorf!
Willkommen, angenehmer Frühling,
Grün hervorkommendes Getreide!

Von der Execution zurückkehrend, tragen an einigen Orten die Knaben einen Baum, geſchmückt mit ſilbernen Gürteln, goldnen Hauben, Perlen, Winterkränzen, Kartenblättern, bunten Eierſchaalen, gefärbtem Papier u. ſ. w. und ſingen dabei:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und die Mayen,
Die Blümlein ſind mancherleyen.

Unter dieſem Geſange ziehen ſie von Haus zu Haus und erhalten ein Almoſen; den geputzten Baum pflanzen ſie zuletzt einem der vornehmſten neuverheiratheten Weiber, als ein Omen der Fruchtbarkeit, vor die Thür. Iſt die Proceſſion aus einander gegangen,

ſo treibt man in einigen Dörfern noch den Scherz, einen verfertigten Strohmann den Leuten in die Fenſter ſehen zu laſſen, was andeuten ſoll, daß der Tod Jemanden aus dieſem Haus in dieſem Jahr abholen werde; doch iſt es nicht gar zu ernſtlich gemeint und für dieſen Tod iſt ein Kraut gewachſen, ein Geſchenk, auf das es eigentlich abgeſehen iſt.

Das Volksthümliche verlor ſich aber nach und nach bei dieſem Feſt und es ſank zur ſolennen Bettelei herab. So beſonders in Frankfurt. Dort kommen zu Faſtnacht die Kinder armer Leute, mit Körben verſehen, vor die Häuſer und ſingen:

Hawele, hawele Leone*),
Die Faſtnacht geht bald one**).
Unten in dem Hünkelhauſ'***)
Hängt ein Korb voll Eyer h'raus,
Droben in der Fürſte †)
Hängen die Bratwürſte.
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück ſchlag in's Haus,
Komm nimmermehr heraus.

---

*) Heißt wahrſcheinlich heilige Apollone und das Feſt dieſer Heiligen, welches der Faſtnacht vorhergeht, war der Tag dieſer Frühlingsverkündigung. Weil man es aber nach der Reformation für anſtößig hielt, das Gedächtniß dieſer entthronten Heiligen fortzupflanzen, ſo wurde die Ceremonie auf Faſtnacht ſelbſt verlegt und der Reim des Namens wegen verunſtaltet.

**) One = an.

***) Hühnerhaus.

†) Fürſte = Giebel des Hauſes.

Violen und die Blumen
Bringen uns den Sommer.
Ri Ra Rum!
Der Winter iſt bald h'rum,
Der Sommer iſt ſo keck
Und wirft den Winter in Dreck *).

Läßt man die Jungen auf die Gabe warten, ſo fahren ſie fort:

Wenn ihr uns was geben wollt,
So gebt uns alſobald;
Denn unſere Händ' und Füße
Werden uns allzukalt.

Bekommen ſie noch nichts, ſo ſingen ſie nach einer kleinen Pauſe:

Stamaus! Stamaus! **)
Kehrt der Magd das Hemd aus!

Und wenn ſie ſehen, daß ſie ganz umſonſt geſungen haben, ſo ſchließen ſie mit dem Reim:

Stockfiſch, Stockfiſch!
Giebt uns alle Jahre nichts.
Wann ich komm', ſo haſt nichts.

In einigen Gegenden, wo dieſe Gebräuche ebenfalls zur Bettelei herabgeſunken ſind, ſingen ſie, nach Beendigung der Ceremonien:

---

*) Bezieht ſich wahrſcheinlich auf den Zweikampf, der zwiſchen Sommer und Winter an einigen Orten ſtattfindet und in dem der Winter, der Ordnung gemäß, unterliegen muß.

**) Soll wahrſcheinlich heißen Stabaus! Stabaus! der Magd zur Strafe für ihre Langſamkeit, den Bettelnden die Gabe zu reichen.

Durt drieben ſteht ein huches Haus,
Da ſieht 'n ſchiener Herre raus,
He wird ſich wuhl bedenken
Und wird uns etwas ſchenken.

Haben ſie etwas bekommen, ſo ſingen ſie dankend:

Habt Dank, ihr lieben Herren mein,
Das Himmelreich ſoll euer ſeyn,
Dazu die himmliſche Krone,
Gott wird's euch wuhl belohne!

Erhalten ſie aber nichts, ſo rächen ſie ſich durch folgende Verſe:

Stecken wir den Sommer uff de Keller,
Kratzhals, Krümmhals hat kein Heller,
He geb uns gern en Gröſchle,
He hat og keins im Täſchle.

In Nürnberg war auch ein Lied gebräuchlich, welches aber offenbar neu, da es ſo deutlich die niedrigſte Bettelſprache redet; es lautet ſo:

Heunt iß Mitt-Faßta,
  Wuhl iß dohs!
Mer *) trog'n a Taud'n **) in's Waſſa,
  Wuhl iß dohs!
Mer trogna nei und widder raus, ***)
Mer trogna vur Biddermohn's Haus.
Der Biddermohn wolt ſterba,
Wolln mer ſei Gut ererba,
Sei Silber und ſei raudhes †) Guhld,
Domit werd' unſer Beutl vuhl!

---

*) Wir.

**) Todten.

***) Hinter jeder Zeile wird der Refrain: wuhl iß dohs, wiederholt.

†) Rothes.

Woh's gibt mer'n altn Männerla?
A Seidla Wein in's Kännala.
Woh's gibt mer'n altn Weiberla?
A Weckla und a Dreierla.
Woh's gibt mer'n junga Mahdla?
Die Blümla aff der Haba.
Woh's gibt mer'n junga Boubna?
A Händla vuler Routa.
Woh's gibt mer'n junga Knechta?
A Meſſerla, daß ſie fechta.
Woh's gibt mer'n junga Roßbouba?
Mer ſolln ſeini Rößla loubn.
Das Mahdla will in d'Kórchn göhn,
Das Röckla ſoll vul Faltn ſtöhn.
Das Röckla vuler Falta,
Mahdla nehm kan Alta!
Nehmſt du dir an altn Mohn,
Su lickt er in der Höllen krohnk.
Nehm du dir an junga Knabn,
Daß er d'Wöign*) vurs Bett kohn trogn.
Laßt uns nit verdröißa!
Um zwölf wolln mer ſchlöißa!
Aches Lahb**) und Wintergröin
Stöiht unnern rauthe Kränzla ſchöin!
Der Taud***), der haut an Panzer ohn,
Henkn vill hundert Läus dron!
Gäbt uns a bißla Schmalza!
Die Suppn iß verſalza!
Wollt ihr uns kan Schmalz nit gäbn,
Su lauß'n mer euch'n Taud nit ſögn†)!

---

*) Wiege.

**) Eichenlaub.

***) Tod.

†) Sehen.

Mer hŏir'n a Dreierla klinga,
Drum wŏhr'n mer uns derſpringa!
Werd uns denn a Sechſerla draus,
Senn mer gout Gſelln und ſchlogns nit aus!
Mer haut uns ridli und ŏihrli*) gebn, —
Der lŏib Gott lauß aß mit Freudn erlŏbn! —
Wenn mer das Jaur widderum ſinga,
Daß mer euch alli mit Freudn ſinna!
Behŏit euch Gott heuara **)
Für Waſſer und für Feuara!
Das Feuer nimmt bald überhohn
Und macht daraus an arma Mohn!

Dieſes war die gewŏhnliche Feier des Feſtes; doch nahm man faſt in jeder Stadt eine Aenderung damit vor, um ſie ſich bequemer und auffallender zu machen. Auch die Geſänge erlitten durch den verſchiedenen Dialect der Singenden mancherlei Veränderung; doch wäre es zu unwichtig und weitläufig, die geringen Abweichungen der Geſänge und der Feier einzeln durchzugehen. Aber faſt allenthalben ſind jetzt die Lieder verrauſcht, die dieſem Tage zu Ehren von Jung und Alt ertönten; ſie ruhen nun im beſtäubten, wenig geöffneten Sarkophage der Chroniken jener Zeit. Wenige Spuren dieſes Feſtes ſind zurückgeblieben, da die Obrigkeit verbietend einſchreiten mußte, weil das Volk dabei ſich oft große Ausſchweifungen erlaubte und „Mord und Todtſchlag" nichts Seltenes waren.

In Eiſenach war ich einſt Zeuge der Feier dieſes Tages; zwar hat ſie noch den alten Namen „Som-

*) Redlich und ehrlich.

**) Heuer.

mergewinn", aber die frühern, bei Begehung dieſes Feſtes üblichen Gebräuche ſind weggefallen und es iſt nun die ſogenannte Kirmſe der Georgenvorſtadt (Ehrenſtieg oder Stieg ſchlechthin), des Stadtviertels, in dem dieſer Tag feſtlich begangen wird. Die frühere, viel ceremoniellere Feier*) wurde durch einen Be-

*) Nachdem das Strohbild verbrannt oder in's Waſſer geworfen war, kehrte das junge Mannsvolk unter dem Geſange:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben iſt zu Hauſe geblieben;
Drum ſinget fröhliche Lieder.

Oder:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl hinne geblieben.

in die Stadt zurück, grüne Fichten- oder Tannenreiſer an den Hüten oder in der Hand tragend, als Zeichen der Freude und Hoffnung auf den nun bald zurückkehrenden Frühling. Und hiervon mag wohl noch die Gewohnheit herkommen, Tannenzweige an dieſem Tage zu putzen und Kindern eine Freude damit zu machen. War nun auch dieſe Feierlichkeit mit den Tannenzweigen vorüber, ſo folgte den Nachmittag gewöhnlich eine Turnübung, die darin beſtand, daß man eine hohe, ſehr glatt gemachte Tanne, die mit vielen bunten Bändern und einigen Tüchern geſchmückt war, auf einem freien Platz in die Erde befeſtigte, damit jeder, der dazu Luſt und Geſchicklichkeit hatte, daran hinaufzuklimmen verſuchen möchte; und wer ſo glücklich war, den Gipfel derſelben zu erreichen, erhielt die Bänder und die Tücher, die daran hingen, zur Belohnung. Um die Tanne aber wurde von den jungen

fehl der Obrigkeit abgeſchafft, die ſich durch vielerlei Ueppigkeiten und Unglücksfälle, zu denen dieſe Gebräuche Anlaß gaben, dazu bewogen ſah; geſtattete jedoch „die unſchuldigern Ergötzlichkeiten der Kinder". — Die jetzige Feier iſt einfach. Die Bewohner der genannten Vorſtadt halten ein Tanzfeſt und alle Hausbeſitzer jenes Stadtviertels, welche an der Sommerſeite wohnen, von der neuen Straße an bis zum Stiege, geben Kaffeegeſellſchaften. Dabei beſchenkt man in ganz Eiſenach die Kinder mit geſchmückten Tannenzweigen, künſtlich aus Hollunder gefertigten Vögeln, Eiern, die ausgeblaſen und mit buntgemaltem und vergoldeten Hollunder belegt ſind ꝛc. Es gehört übrigens dort in allen Ständen zum guten Tone, das Volk bei ſeinem auf freien Plätzen ſtattfindenden Tanz im Stiege zu beſuchen, wo es einem Jahrmarkte gleicht, da Speiſe- und Trinkbuden natürlich nicht fehlen.

Leuten ein froher, mit Muſik und Geſang begleiteter Tanz gehalten. Der Beſchluß des Feſtes war, daß gegen Abend die Jungfrauen und Jünglinge unter einem ſtarken Zulaufe von Menſchen auf die Spitze des Mädelſteins (eines Berges weſtlich von der Stadt) zogen, daſelbſt einen an ein Rad gebundenen Strohmann anzündeten, den ſie gleichfalls den Tod (d. h. den Winter) nannten, und ſo beide den Berg hinunterlaufen ließen. Dieſes auf die Vorſtadt zueilende Feuerrad ſollte ſicherlich die wiederkehrende Sonne andeuten; denn unter einem Rade mit acht ſchlichten Speichen, an welchen der Ring oder die Felgen mit lodernden Flammen brannten, ſtellten die alten Deutſchen die Sonne vor.

Ueber die Bedeutung dieſes Feſtes iſt Vieles und mitunter ſehr Wunderliches geſchrieben worden und nur wenige der älteren Schriftſteller haben die wahre Bedeutung deſſelben geahnet. Faſt Alle neigten ſich dahin, daß es ein Erinnerungsfeſt zur Abſchaffung des Götzendienſtes und Annahme des Chriſtenthums ſey und erzählen: Gerade am 5ten oder 7ten März im Jahr 965 habe der erſte chriſtliche Herzog in Polen befohlen, die Götzenbilder zu vernichten und in Sümpfe, Teiche oder Seeen zu werfen. Hat aber auch Polen damals wirklich an einem Tage alle Götzen abgeſchafft, ſo kann doch nicht bewieſen werden, daß das ganze Deutſchland einſt an einem und eben demſelben Tage — von einerlei Jahre mit Polen kann ſo die Rede nicht ſeyn — das Chriſtenthum angenommen habe. Und wollte man behaupten, daß ein ſolches Gedächtnißfeſt der Bekehrung zur chriſtlichen Religion von andern Völkern in der Folge den Polen ſey nachgeahmt worden, ſo würde doch eine ſolche Nachahmung nur bei den nächſten Ländern, nicht aber von ſo entfernten Gegenden, wie die Pfalz und Franken, ſich denken laſſen, oder ſie müßte ſich über die ganze chriſtliche Kirche erſtreckt haben, was aber dadurch widerlegt wird, daß oft die allernächſten Orte in den Gegenden, wo jene Frühlingsfeier üblich iſt, nichts davon wiſſen. Ferner widerſpricht dieſem, daß anfangs die Völker meiſtens zum Chriſtenthume gezwungen werden mußten und alſo ſchwerlich Volksfeſte deßhalb gefeiert haben; wäre

es auf Anordnung der Prieſter geſchehen, ſo müßte ſeine Allgemeinheit weit größer ſeyn.

Andere wollen unter der Figur bald dieſe, bald jene Gottheit vorgeſtellt wiſſen, ohne auch nur den geringſten Beweis für dieſe ihre Meinung anzuführen; Andere kamen der richtigen Deutung näher, indem ſie angaben, daß jene Gewohnheit noch aus den Zeiten des Heidenthums ſelbſt herſtamme und, gleich vielen alten Herkommen, hier und da nicht habe vertilgt werden können. So hielten ſich die meiſten dieſer Ausleger zu ſehr an die wörtliche Deutung und ahneten ſelten, daß die tiefe Volkspoeſie noch einen reineren, kindlichern Sinn in die Begehung dieſes Feſtes gelegt haben möge. —

Dieſes Feſt iſt ohnſtreitig ſlaviſchen Urſprungs, denn die älteſte Feier deſſelben finden wir bei den Polen, einer ſlaviſchen Nation. Im Jahr 984 nahm der Herzog von Polen die chriſtliche Religion an; allein es iſt bekannt, wie ſchwer es hielt, daß ſein Volk das Chriſtenthum annahm, wie ſie im Verborgenen noch ihre Götter verehrten und hartnäckig auf ihren Gebräuchen beharrten, die man ihnen nicht mit Gewalt rauben durfte, ohne fürchten zu müſſen, dadurch die gänzliche Annahme der chriſtlichen Religion auf lange Zeit hinaus zu hindern. Die Slaven aber waren durch viele Länder verbreitet; ſie wohnten um Meißen und Leipzig, im Mecklenburgiſchen und in der Lauſitz ſchon im 4ten Jahrhundert, in Pommern und im Brandenburgiſchen und unter Carl dem Großen kamen ſie nach Franken und in die Pfalz; in der Folge

kamen einige ganz ſlaviſche Provinzen mit dem deutſchen Reich in genauere Verbindung, Schleſien, (wo ſchon zu der Römer Zeit Slaven wohnten), Böhmen, Mähren, Krain und Tyrol, und hie und da ließen ſich in andern deutſchen Provinzen einzelne Colonieen nieder, wodurch dieß Feſt immer mehr verbreitet wurde und in Gegenden kam, die es ſonſt nicht gekannt hatten, auch die Feier deſſelben ſogar in Gegenden Eingang fand, wo keine Slaven wohnten, ſondern die nur an die ſlaviſchen Beſitzungen grenzten, als in Dresden, dem Erzgebirge und dem Voigtland von Meißen her, in den thüringiſchen Orten von Leipzig, Braunſchweig, Hildesheim und Halberſtadt, in Lüneburg, Frankfurt a. M. aus der Pfalz, Baiern vielleicht aus dem Oeſterreichiſchen, in Friesland und Oldenburg aus Niederſachſen.

Alle alte Völker unterſchieden bloß zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, und begannen ihr Jahr mit dem 25ſten März. Bei'm Beginne des Jahres nun brachte man den Göttern ſeinen Dank für den glücklich durchlebten Winter und betete vielleicht zu den böſen Göttern des Todes und der Krankheit (averruncandi causae ſagten die Römer) um fernere Abwendung von Lebensgefahren in dem neuen Jahre *). Man hielt deßhalb vermuthlich einen Um-

*) So erwähnt Künneth in den Fränkiſchen Sammlungen eines Liedes, das bei der Feier des Sommergewinnes geſungen worden:

Heib aus, treib aus!
Der Faſten iſt ein Aug' aus!

gang, wobei man nicht den Tod, nicht den Todesgott, nicht den Krodo, nicht den Winter in effigie verbrennen oder erſäufen wollte, ſondern man dachte ſich unter dem Bilde den Dämon, der bisher die Sonne in ihren wohlthätigen Wirkungen gehindert hatte. Und iſt denn nicht der Winter der Tod der Natur, wo alle ihre Kräfte ſchlummern? Und ſo verwandte Ideen, die als Urſache und Wirkung zuſammenhängen, können auch ganz füglich unter einander vertauſcht werden. Volk, Kinder und Dichter haben, ſo wie die Sinnlichkeit, auch insbeſondere die Perſonification mit einander gemein. So perſonificirt Thomſon ſeine Jahreszeiten, wie Petrarch den Tod triumphiren läßt. Oder man wollte ſtatt des Menſchen oder des Volks ein Bild darbringen, ſo wie bei den Römern die oscilla ſeit Herkules Zeit an die Stelle der Menſchenopfer traten, die man vordem, dem Saturn zu Ehren, in die Tiber geworfen hatte*). Denn wenn die Heiden auch in einzelnen Fällen die Götzen, die ihre

---

Heut über drei Wochen
Woll'n wir Oſterbratlein kochen.

in deſſen übrigem Theile Allen ein glückliches Jahr, den Alten Geſundheit, den Ehegatten Friede und Kinderſegen, den Junggeſellen Weiber und den Jungfern Männer in komiſchen Ausdrücken gewünſcht werden.

*) Eben ſo urtheilt Pfeifer in den Origg. Lips. L. III., und Schneider im Leipziger Chronicon ſagt: „Vorgebende, es würden dadurch die jungen Weiber fruchtbar gemacht, die Stadt gereinigt, und von den Einwohnern in ſelbem Jahre die Peſt und andere zufällige Krankheiten abgewendet“.

Hoffnungen vereitelten, mißhandelten, ſo geſchah es doch nicht mit einer öffentlichen Ceremonie; und jener Sitte lag ja nicht im Entfernteſten Unwille, ſondern vielmehr Freude zum Grunde, wie ganz deutlich aus den Geſängen hervorgeht. Auch erhellt aus ihnen, daß man dem wiederkehrenden Frühling die Lieder ſang und den Umgang hielt. So iſt das zu Speier geſungene Lied eine wahre Siegeshymne zu Ehren des obſiegenden Lenzes; man ſang:

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Wir woll'n naus in Garten,
Und woll'n des Sommers warten,
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der iſt do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Zum Biere, zum Biere!
Der Winter leit gefangen!
Und wer nicht dazu kömmt,
Den ſchlagen wir mit Stangen!
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der iſt do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Der Sommer, der Sommer!
Der Winter hat's verloren!
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der iſt do!

Daſſelbe Gefühl liegt auch dem in Frankfurt üblichen Liede zum Grunde.

Die Völker, welche am Waſſer wohnten, opferten bei dieſer Feier vielleicht dem Gotte des Fluſſes,

von dem das Wohl der Gegend größtentheils abhing; andere zogen das Verbrennen des Bildes vor, weil ſie dabei an die Sonne dachten, die mit dem Frühlinge die Erde neu belebt. So entſtand die Verſchiedenheit der Vernichtung des Bildes. Feuer und Waſſer waren aber bei den alten Völkern — nicht allein bei den Griechen und Römern — zwei der üblichſten Mittel der Reinigung. So glaubte man Krankheiten durch Feuer vertreiben zu können*) und daß ein neugeborner Knabe unverwundbar werde, wenn man ihn in's Waſſer tauche**), und die alten Dänen pflegten mit den mit Wein gefüllten Bechern erſt durch eine Flamme zu fahren, ehe ſie tranken***).

Nach Einführung des Chriſtenthums ſuchten nun die Prieſter, da ſie den neubekehrten Völkern die alten Gebräuche, welchen ſie feſt anhingen, und die ſie gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen hatten, ohne rückwirkenden Nachtheil auf ein Mal nicht nehmen konnten, noch wollten, dieſen Ceremonieen eine religiöſe Bedeutung unterzulegen, oder mit einer religiöſen Feier zu verbinden. Daher kam dann die verbreitete Meinung, daß ein religiöſes Ereigniß die Veranlaſſung zu dieſem Feſt abgegeben habe.

So ſcheint auch Luther geglaubt zu haben, daß dieſe Feier ſich einzig auf die Abſchaffung des Götzendienſtes beziehe, indem er das bei der Frühlingsfeier übliche Volkslied unter folgendem Titel parodirte:

*) In der Voluspa, Strophe 122.

**) Runacapitel.

***) *Keysler*, Antiq. select. septentr., pag. 331.

„Dr. Martin Luther's letzter Geſang zum Valet dem Römiſchen Papſt, gemacht für die Kinder zum Mitfaſten, anſtatt den Tod auszutragen, den leidigen Papſt damit aus der Kirche zu jagen." Es iſt ganz in dem Geiſte der damaligen Zeit verfaßt und lautet wie folgt:

Nun treiben wir den Papſt heraus
Aus Chriſtus Kirch' und Gotteshaus,
Darin er mördlich hat regiert,
Und unzählig viel Seelen verführt.

Troll dich aus, du verdammter Sohn,
Du rothe Braut von Babylon,
Du biſt der Greuel, der Antichriſt,
Voll Lügen und voll arger Liſt.

Dein Ablaßbrief, Bull und Decret
Liegt nun verſiegelt im Secret,
Damit du ſtahlſt der Welt ihr Gut,
Und ſchändeſt dadurch Chriſti Blut.

Der römiſch' Götz iſt ausgethan,
Den rechten Papſt wir nehmen an,
Das iſt Gottes Sohn, der Fels und Chriſt,
Auf den ſeine Kirch' erbauet iſt.

Er iſt der höchſte Prieſter zart,
Am Kreutz er aufgeopfert ward,
Sein Blut für unſ're Sünd' vergoß,
Recht Ablaß aus ſeinen Wunden floß.

Sein' Kirchen er durch ſein Wort regiert,
Gott Vater ſelbſt ihn inveſtirt,
Er iſt das Haupt der Chriſtenheit,
Dem ſey Lob, Preis in Ewigkeit.

Es gehet einem Sommer zu,
Verleih uns, Chriſtus, Fried und Ruh!

Beſcher' uns, Herr, ein ſelig's Jahr!
Für'm Papſt und Türken uns bewahr!

(Nunc Italum Lycaona
Damnamus ex ecclesia,
Qui septa Christi diruit,
Psychasque mille perdidit..

I Pestis, i sacerrima,
Superba cocco pessima,
Soteris hostis unici
Dolique latra centupli.

Signetur indulgentiae
Decreta, bulla stercore!
Queis hausta gaza retibus
Sanguisque Christi perditus.

Baale pulso Romulo
Quo tunc foremus arbitro?
Sit Papa Christus! credulae
Firmator hic Ecclesiae.

Hic est sacerdos maximus
Agnusque palo traditus,
Per sancta culpis vulnera
Effluxit indulgentia.

Hic verbo membra convocat,
Vox Patris hunc inaugurat.
Quid? Christus est Corona, Rex,
Lux, Vita, Sponsus, Pontifex.

Est dulce ver ad limina,
Des, Christe, pacis munera,
Des tempus anni faustius
Papaeque franges impetus.)

Die Tradition fügt noch hinzu, **Luther** habe bei der erſten Abſingung dieſes Liedes auch durch Kna-

den zu Wittenberg die Inſignien des Papſtthums in die Elbe tragen laſſen.

Dafür aber, daß dieſes Feſt heidniſchen Urſprungs ſey, ſpricht noch vorzüglich, daß von jeher Lieder dabei üblich geweſen; denn es iſt hinreichend bekannt, welche zauberiſche Kraft alle heidniſche Völker den Geſängen bei gottesdienſtlichen Handlungen zuſchrieben, und wie ſie insbeſondere geglaubt, daß ſie ad mala averruncanda mit Nutzen gebraucht werden könnten, aus welcher Urſache, z. B., die Römer ſie zu ihren ludis saecularibus für weſentlich nothwendig hielten. Auch erzählt der ungenannte Verfaſſer einer Vita Ottonis von den Slaven in Deutſchland, daß ſie bei einem Feſte, das ſie zu Anfange des Frühlings gefeiert, wieder vom Chriſtenthum abgefallen wären; woraus alſo das Daſeyn einer Frühlingsfeier noch vor Einführung des Chriſtenthums augenſcheinlich erhellt.

Daß man dieſes Feſt in der Folge gerade auf den Sonntag Lätare verlegt habe, erklärt Anton aus der Aehnlichkeit des Worts Lätare mit dem slaviſchen Worte Ljeto, das Frühling oder Sommer bedeutet.

Allmälig wurde dieſes Feſt bloße Volksluſtbarkeit, wurde immer mehr nur von den unterſten Claſſen des Volkes gefeiert, — bis es in ein Bettelfeſt ausartete, das endlich, wie alle Betteleien, die Polizei an vielen Orten abſchaffte.

Oſterfeſt, Oſterfeuer
und
Oſtereier.

In Deutſchland iſt es, wenn auch nicht an allen, doch an vielen Orten gebräuchlich, ſich zu Oſtern zu beſchenken, theils mit gefärbten oder gemalten Eiern, theils mit andern werthvolleren Gegenſtänden. In den Straßen und auf dem Anger rotten ſich die Kinder zuſammen, treiben mit den gefärbten Eiern ein Spiel, indem ſie die gleichartigen Theile derſelben — Spitze auf Spitze ꝛc. — oder auch wohl die entgegengeſetzten auf einander ſchlagen und derjenige, deſſen Ei nach dieſer Operation noch unverſehrt iſt, das zerbrochene des Andern gewinnt.

Jung und Alt ſammeln ſich aber auf dem Anger und beginnen unter fröhlichem Jubel ein Ballſpiel.

Gehen wir nun an die Unterſuchung der Entſtehung dieſes Feſtes und ſeiner Gebräuche ſelbſt.

In einigen Provinzen, die man vormals zu Deutſchland rechnete, fing man das Jahr von Oſtern an.

Guicciardini *) ſagt: „In Brabant fängt man das Jahr mit dem Mittage des Charfreytags an, und dieß nicht ſowohl wegen des Todes, als vielmehr wegen der Empfängniß des Heilandes, der, nach der Meinung der Kirchenlehrer, an eben dem Tage des Jahres empfangen worden iſt, an welchem man ihn kreuzigte. In Flandern ſetzt man den Anfang des Jahres auf den heiligen Sabbat; es beginnt mit der eilften Stunde des Tages, wenn der Prieſter die Weihung der Oſterkerze vollendet hat. Wegen der Nähe des Feſtes aber fängt man es gemeiniglich vom Oſtertage ſelbſt an, welches auch in Frankreich an vielen Orten gewöhnlich iſt.“ Ein Zuſatz berichtet, die Gelderer, Frieſen, Gröninger und Andere ſeyen, als man nach der Gregorianiſchen Verbeſſerung des Kalenders den neuen Styl habe einführen wollen, hartnäckig auf der Beibehaltung des alten beſtanden.

Rechnete man nun in einigen Gegenden das Jahr von Oſtern an, ſo iſt kein Wunder, wenn man ſich zu Oſtern beſchenkte: denn wer weiß nicht, daß bei mehren Nationen die Gewohnheit, bei dem Anfange eines neuen Jahres einander Geſchenke zu machen, im Schwange gegangen iſt und noch geht?

Das Oſterfeſt war ferner der Chriſten älteſtes und höchſtes Triumph- und Freudenfeſt, an welchem ſie ſich des Siegs Jeſu über Tod und Grab, der Erlöſung aus der geiſtlichen Sclaverei, ſo wie der Un-

*) Er war um 1523 zu Florenz geboren und ſtarb im Jahr 1589 zu Antwerpen.

ſterblichkeit freueten. Dieſe geiſtliche Freude ſuchte man durch mancherlei, oft ſehr ſonderbare Gebräuche, auszudrücken. Conſtantin der Große machte die Nacht vor dem Oſtertage durch die Freudenfeuer *), welche er anzünden ließ, ſo hell, als den Tag. Man durchwachte dieſe Nacht, nicht nur, weil man es für unſchicklich hielt, in der Nacht zu ſchlafen, in welcher die Sonne der Gerechtigkeit aus dem Grabe hervorgegangen ſey, ſondern auch, weil man glaubte, Chriſtus werde zu eben der Stunde der Nacht, in welcher er aufer-

---

*) Im größten Theile des nördlichen Deutſchlands, — im ſüdlichen weiß man nichts davon, — namentlich in Niederſachſen, Weſtphalen und Niederheſſen, vermuthlich auch in Friesland und Jütland, herrſcht in Städten und Dörfern noch die Sitte, gegen Abend des Oſterfeiertages auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer von Stroh, Holz und Raſen, unter Zulauf und Frohlocken des Volkes anzuzünden, das, nach der allgemeinen Meinung, dem auferſtandenen Chriſtus, als dem Lichte der Welt, gewidmet iſt. In den Gegenden an der Weſer pflegt man ein Theerfaß auf einer ſtrohumwundenen Tanne zu befeſtigen und es in der Nacht anzubrennen. Knechte und Mägde und wer dazu kommt, tanzen ſingend und jubelnd um die Flamme; Hüte werden geſchwenkt, Tücher hineingeworfen. Alle Gebirge leuchten ſo rings herum. Bei'm Nachhauſegehen nimmt jeder der Fröhlichen einen Brand von dem Feuer, als ein Mittel gegen alle Feuersbrünſte, beſonders aber gegen Blitzzündung, mit. An einigen Orten zog man ſonſt mit weißen Stäben zum Oſterfeuer hinaus und ſtimmte Oſterlieder an, bei deren Halleluja die Stäbe an einander geſchlagen wurden.

ſtanden ſey, zum Gerichte kommen. Man löſchte alles alte Feuer in den Kirchen aus und zündete neues an; man weihete die große, mit Löchern, in welche man Weihrauch ſteckte, verſehene Wachskerze; die Faſten hörten auf; die Altäre wurden prächtig gekleidet; die Glocken, welche die ſtille Woche hindurch geſchwiegen hatten, ließen ſich hören.

Am Oſterfeſte ſelbſt grüßte man in der älteſten Kirche mit den Worten: der Herr iſt auferſtanden, worauf der Andere erwiderte: Er iſt wahrhaftig auferſtanden; in den chriſtlichen Verſammlungen erſcholl das Halleluja *), welches während der Faſten nicht angeſtimmt wurde; wer Anſpruch auf den Chriſtennamen machte, ging wenigſtens um die öſterliche Zeit zum heiligen Abendmahle; man ſtellte Proceſſionen an, hing in den Kirchen Fahnen auf, erzählte Oſtermährlein und Späße, ſelbſt Zoten (obscoenae et omnis generis nugae) auf der Kanzel **), veranſtaltete

*) In dem Oſtergeſange: Surrexit Christus hodie etc. kommt das Halleluja funfzehnmal vor.

**) Man nannte dieſe Sitte, das Volk zu Oſtern in der Kirche lachend zu machen, Oſtergelächter (risus paschales), hie und da auch Iſaac (Lacher). Wir wollen einige Pröbchen von den Späßen geben: Ein Geiſtlicher erzählte, wie pfiffig der heilige Petrus bisweilen die Gaſtwirthe geprellt, wenn er hie und da gepredigt habe. Ein Anderer ſtellte auf der Kanzel den Kuckuk vor, wie er aus einer hohlen Weide rief, und ein Dritter predigte folgendergeſtalt: „Da der Sone Gottes für die Vorburg der Hellen kam, vnd mit ſeim

an einigen Orten ſogar Poſſenſpiele vor der verſammelten Gemeinde und zwar zur Ehre des Auferſtandenen; ja es gab Biſchöfe, die mit ihrem untergebenen Clerus zum Zeichen der Oſterfreude tanzten und den Ball ſchlugen, und das nannte man: die Decemberfreiheit; eine Nachäffung deſſen, was bei den Saturnalien der Römer geſchah.

Man darf auch nicht vergeſſen, zu ſagen, daß am zweiten Oſterfeiertage die Weiber ihre Männer ſchlugen, und daß am dritten die Männer das Vergeltungsrecht übten, welches, wie man gemeiniglich glaubt, eine Erinnerung an die Pflicht der Ehegatten, einander zu beſſern und ſich zu heiligen Zeiten zu enthalten, geweſen ſeyn ſoll*).

Da nun zur Oſterzeit alles, theils an Triumph und chriſtliche Freiheit und Gleichheit erinnerte, theils Freude athmete, ſo konnten die gemeinſchaftlichen Freudenmahlzeiten nicht wegbleiben. Man gab dergleichen heilige Schmäuſe, mit Einwilligung des Biſchofs, ſchon zu des Athanaſius**) Zeiten, dem Volke in den

---

Kreuz anſtieß, haben zwen Teufel ihre langen Naſen zu Riegeln fürgeſteckt; als aber Chriſtus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufging, hat er den zweien Teufeln ihre Naſen abgeſtoßen."

*) Könnte man aber nicht vielmehr annehmen, es ſey auf die durch Chriſtum erlangte Freiheit gegangen und man habe den Spruch: Hie iſt kein Mann noch Weib ꝛc., verſinnlichen wollen?

**) Er war um 296 zu Alexandrien geboren, wohnte 325 der Kirchenverſammlung zu Nicäa bei und zeich-

Kirchen, und Walafrid Strabo*) berichtet, an einigen Orten ſey die Gewohnheit, daß man am Oſterfeſt ein Lamm darbringe, welches man auf den Altar oder an die Seite deſſelben ſetzte und wovon man hernach eſſe. Da hieß es nun, wie ſich Luther's Geſang ausdrückt: Wir eſſen und leben wohl ꝛc. Bei ſolchen Gaſtmählern, die etwas Aehnliches von den alten Liebesmählern der erſten Chriſten hatten, dachte gewiß mancher beſſere Chriſt an Jeſu Gebot: „Wenn Du ein Gaſtmahl giebſt, ſo lade die Armen, Lahmen und Tauben und die Dir nicht Gleiches vergelten können," und ſchickte wenigſtens dergleichen Hülfsbedürftigen etwas, wenn er ſie auch nicht einlud. Da ſich überdieß die Freude gern mittheilt und allenthalben frohe Geſich-

---

nete ſich durch Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre aus. Im folgenden Jahre zum Patriarchen von Alexandrien erwählt, wurde er 335, auf Anſtiften der Arianer, abgeſetzt und, ungehört, von Kaiſer Conſtantin nach Trier verwieſen. Eine Krankheit des Kaiſers bewog dieſen zwar, ihn zurückzurufen; allein ſeine Feinde nöthigten ihn von Neuem, ſich zu entfernen, bis ihn endlich der Biſchof Julius von Rom, 342, für unſchuldig erklärte. Conſtantius verwies ihn von Neuem; er trat aber 360 wieder in Alexandrien auf, wurde von Julian wieder verwieſen, kehrte dann 365 unter Jovian wieder zurück, um 367 unter Kaiſer Valens abermals verwieſen und wieder zurückgerufen zu werden. Nach vielem Ungemach ſtarb er den 2. Mai 373.

*) Strabo oder Strabus, aus Alemannien oder Schwaben, war 807 geboren, trat in dem Kloſter Reichenau in den Mönchsſtand und ſtarb 849 als Abt daſelbſt.

ter ſehen möchte, war es natürlich, daß mancher Herr auf den Gedanken kam, ſeinen Knecht, zum Zeichen der erlangten geiſtlichen Freiheit, zu beſchenken, und daß Eltern ihren Kindern, Freunde ihren Freunden, Reichere den Aermern durch Geſchenke ein Vergnügen zu machen ſuchten. So weiß man aus der Geſchichte, daß es in Frankreich bis in das verfloſſene Jahrhundert Sitte war, zu Oſtern, auf Fürbitte des Erzbiſchofs zu Paris, einen Gefangenen loszulaſſen, daß ein griechiſcher Kaiſer am Sonntage Palmarum goldne Münzen unter ſeine Diener vertheilte, daß der Erzbiſchof zu Conſtantinopel, Taraſius, am Oſtertage nach geendigter Communion den Armen an einem gewiſſen Orte der Hauptkirche eine Mahlzeit gab, ſie dabei in ſeinem prieſterlichen Schmucke bediente und ihnen Wein einſchenkte.

Von dieſem Gebrauche, zur Zeit einer allgemeinen Freude zur Freude Anderer beizutragen, ſchreiben ſich auch viele Stiftungen her, wovon noch in unſern Tagen Mancher Genuß hat: z. B., daß man zu Oſtern Mehl unter die Armen austheilt, daß Perſonen, welche in öffentlichen Aemtern ſtehen, Wein und Bier bekommen und dergleichen; daher auch unfehlbar die an vielen Orten noch übliche Gewohnheit, ſeinen Freunden Kuchen zu ſchicken, den Hoſpitälern und Waiſenhäuſern etwas von ſeinem Ueberfluſſe zukommen zu laſſen.

Das Oſterfeſt war endlich das eigentliche Tauffeſt in der alten chriſtlichen Welt. Zu Oſtern, ſpäter auch zu Pfingſten, wurden die Catechumenen durch die Taufe in die chriſtliche Kirche aufgenommen; außer im

Nothfalle, durfte dieß zu keiner andern Zeit geſchehen. Bekanntlich legten ſie am grünen Donnerstag eine Probe ihres chriſtlichen Wiſſens und ihr Glaubensbekenntniß ab, und wurden vorläufig gewaſchen, am Oſterfeſte getauft und gingen dann in weißen Kleidern oder in Albis bis Dominica Quasimodogeniti, da ſie dieſelben ablegten. Der Tauftag war nun ihr geiſtlicher Geburtstag. Wie der Geiſtliche den Tag, an welchem er das erſtemal Meſſe las, als ſeinen geiſtlichen Geburtstag betrachtete, wie man den Todestag eines Märtyrers ſeinen Geburtstag (zum ewigen Leben) nannte: ſo ſah man auch den Tag der Wiedergeburt als den rechten Geburtstag der Chriſten an. Was die Römer bei der leiblichen Geburt eines Kindes zu beobachten pflegten, das beobachteten auch die Chriſten größtentheils bei der geiſtigen Geburt. Jene gaben dem Neugebornen Milch und Honig zu genießen, und dieſe theilten es dem Wiedergebornen auch mit; jene behängten den Hals des Kindes mit gewiſſen Sächelchen, um es gegen Bezauberungen zu ſichern, und die Chriſten ließen den Neugepflanzten geweihete Kreuze und Agnos Dei anhängen; jene ſtellten bei der Geburt eines Kindes Gaſtereien an, und dieſe gaben Kindtaufſchmäuſe; jene beſchenkten die Kindbetterin und das neugeborne Kind, und dieſe, beſonders die Taufzeugen, gaben Pathengeld; jene wiederholten das Geſchenk, ſo oft das Festum Genethliacum, oder der Tag, an welchem das Kind geboren war, jährlich eintrat, und dieſe ſchränkten ihre Großmuth nicht bloß auf den Tauftag ein, ſondern gaben auch Beweiſe davon,

ſo oft dieſer Tag wiederkehrte. Man nannte das Geſchenk, das man dem Täufling am Tauftage reichte, 'αvάδημα; die Geſchenke aber, die man ihm machte, wenn er ſeinem Susceptor oder Pathen den erſten Beſuch machte, hießen 'οπτήρια. Erlaubte man ſich auch in ſpätern Zeiten zu jeder Zeit zu taufen, ſo blieb doch Oſtern die eigentliche Zeit der Confirmation, und man konnte auch zu Oſtern einem Menſchen, der im verfloſſenen Jahre getauft war, in Hinſicht auf ſeine geiſtige Geburt etwas ſchenken, ſo wie die Römer den in's Kindbette gekommenen Weibern am erſten März, welcher Tag deßwegen auch calenda foeminea hieß, Geſchenke zu machen pflegten. Bei Ertheilung ſolcher Pathengeſchenke bekamen auch die Taufzeugen eine gute Gelegenheit, den Taufſohn oder die Tauftochter an ihr Taufverſprechen zu erinnern und ihnen gute Ermahnungen zu geben, welches ihnen die Kirche zur Pflicht machte.

Aus dieſem Geſagten läßt ſich, meines Erachtens, der Urſprung folgender noch üblicher Gewohnheiten erklären. Wenn ein Kind das erſte Mal zu ſeinem Pathen gebracht wird, ſo beſchenkt man es mit Eiern, und dieſe Eier heißen Waſcheier, welches wahrſcheinlich eine Beziehung auf die geiſtliche Abwaſchung in der Taufe hat *). Im Baireuthiſchen Vogtlande giebt an einigen Orten jeder Landmann, der auf Ehre hält, den Kindern, die er über der Taufe gehalten

*) So nennt man auch das Geldſtück, welches der Taufzeuge dem Kinde bei der Taufe giebt, den Waſchpfennig.

hat, jährlich zu Oſtern einen gebackenen Ring und Eier, und dieß thut er jedem Pathen ſo lange, bis derſelbe zum heiligen Abendmahle gegangen iſt. Im Fürſtenthum Altenburg ſehen es die Landleute als eine Ehrenſache an, denjenigen ihrer Pathen, welche zum heiligen Abendmahle gelaſſen werden, am grünen Donnerstage ſtattliche Geſchenke zu machen, und dieſe Geſchenke nennt man den grünen Thorstig. Bei dieſen Schenkungen figurirt auch immer das rothe Ei, auf welches man mancherlei Figuren, auch Denkſprüche gekritzelt hat.

Warum gab und giebt man nun bei den Oſtergeſchenken eben Eier? Ich unternehme es nicht, dieſe Frage befriedigend zu beantworten, ich theile nur einige Gedanken mit, die vielleicht zur Beantwortung derſelben etwas beitragen können.

1. Vor der Entdeckung von America gab es wenig Geld in Deutſchland und der gemeine Mann hatte deſſen noch weniger. Wenn er ſich mildthätig beweiſen wollte, ſo gab er von den Naturproducten, womit ihn der Himmel geſegnet hatte, und zwar um ſo reichlicher, je mehr ſein Vieh hergab und je reicher ſeine Ernte ausgefallen war. Die Cleriſei, welche die Kunſt, die Herzen da zu faſſen, wo ſie ſich lenken laſſen, von jeher verſtand, ſtellte daher ihre Bitten oder ihr Beten, aus welchem in der Folge Gerechtſame wurden, zur ſchicklichſten Zeit an; ſie erbat ſich um Michael von jedem Hofe einige Buſen Flachs, um Walpurgis Butter, Wolle, Wachs und im Oſtermonate oder April, da die Hühner gut legen,

Eier. So entſtand die Schenkung, welche man das Oſterei oder Rennei nennt.

Die Oblationen oder Schenkungen, die man Gott und der Kirche machte, wurden nach kanoniſchen Grundſätzen in vier Theile getheilt; den einen bekam der Biſchof, den zweiten der Ortspfarrer, den dritten die Armen und der vierte gehörte zur Erhaltung der Kirchengebäude und zur Herbeiſchaffung und Erhaltung deſſen, was zum Gottesdienſte gehörte. Von dieſem letzten Umſtande ſchreibt ſich, ohne Zweifel, das Oblatenei her, welches, nach alten Kirchrechnungen, von dem, welches der Pfarrer bekommt, verſchieden iſt. Hier haben wir ſchon eine mehrfache Schenkung. Der Landmann gab den Geiſtlichen; dieſe mußten von der Einnahme nicht nur an die Kirche verrechnen, ſondern auch den Armen geben. Wo wollten nun Geiſtliche, deren Diöceſen, oder Parochieen ſehr groß waren, mit allen Eiern hin? Sie gehören zu den Waaren, die ſich nicht immer halten, und wer weiß, ob man in älteren Zeiten die Kunſt, ſie aufzubewahren, ſo gut verſtand, als heutzutage; verzehren konnte man ſie doch auch nicht auf ein Mal; Handel damit treiben durfte der Geiſtliche nicht, und hätte er es auch thun dürfen, wer nahm ſie ihm ab, da in Deutſchland die Manufacturen noch nicht blühten, da es noch keine Wochenmärkte gab, wie bei uns, da der freie Mann ſelbſt Oeconomie trieb und eben zu Oſtern, wegen der vorhergehenden Faſten, mit Eiern im Ueberfluſſe verſehen ſeyn mußte? Es blieb alſo nichts übrig, als Präſente damit zu machen, vielleicht oft in der Ab-

ſicht, etwas Anderes dafür zu bekommen. Sieht ſich doch wohl noch jetzt hie und da ein proteſtantiſcher Stadtgeiſtlicher, dem die Catechumenen von eingepfarrten Gemeinden an ihrem Confirmationstage zwölf bis dreizehn Schock Eier in's Haus bringen, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich mit ſeinen Bekannten in eine Art von Tauſch einzulaſſen, wie etwa bei'm Schlachten ſtattfindet, da man denjenigen eine Schlachtſchüſſel ſchickt, von welchen man gewiß weiß, daß ſie auch ſchlachten.

2. Weil man glaubte, man dürfe am Oſterfeſte nichts eſſen, außer was der Prieſter geweiht habe, ſo trug man an einigen Orten Lebensmittel in die Hallen der Kirche, wo ſie der Prieſter in ſeinem Ornate durch Kreuzmachen und Weihwaſſer ſegnete, wofür er von Allem etwas zu ſeiner Nothdurft bekam. Solche geweihte Speiſen kaufte man, weil man ſie als nützlich zum Heile der Seele anſah. Auch Eier ließ man weihen und das geſchah mit folgender Formel: **Adveniat Domine benedictionis tuae gratia huic ovorum creaturae, ut cibus salubris fiat tuis fidelibus cum gratiarum actione sumentibus per Christum.** Durch eine ſolche Weihung bekam folglich ein Ei einen Werth und man konnte Ehre einlegen, wenn man dergleichen geweihte Eier andern Oſtergeſchenken beifügte, oder ſie auch ohne Zuthat überſchickte.

3. Da die Chriſten während der vierzigtägigen Faſten eben ſo wenig Eier als Fleiſch eſſen durften, ſo ließ ſich präſumiren, daß ſich jeder, wenn die Er=

laubniß, beides zu genießen, mit dem Oſtertage wieder eintrat, auch an das Fleiſch und die Eier halten würde. Dieſe gehörten nun zu den Dingen, die man eben darum als Leckerbiſſen anſieht, weil man ſie lange hat entbehren müſſen.

4. Es iſt bekannt, daß die Chriſten bei ihrem Oſterfeſte Manches, was die Juden bei ihrem Paſſah zu beobachten pflegten, beibehielten und demſelben nur eine chriſtliche Deutung gaben. Sie aßen, z. B., nicht nur vor dem Concilium zu Nicäa, ſondern auch nach demſelben hie und da ein Lamm, ungeſäuerte Kuchen, bittere Kräuter ꝛc. Bei der Paſſahfeier der neueren Juden ſpielt aber auch das Ei eine Rolle. Um die ungeſäuerten Kuchen ſchmackhafter zu machen, verſetzte man den Teig mit Mandeln und auch mit Eiern. Man ſtellt ferner eine Schüſſel auf, worin neben einem gebratenen Bug von einem jungen Lamm oder einer Ziege auch ein hartgebratenes Ei liegt. Wenn nach dem erſten Becher der auf den Tiſch geſtellte mittlere Kuchen verzehrt wird, ſo wird der Braten mit dem gebratenen Ei vom Tiſche weggenommen, bis der Spruch: Alſo war das Brod der Armuth, das unſere Väter in Aegypten aßen ꝛc., geendigt iſt, und dann wieder auf denſelben geſetzt. Die Schule Hillel's*) behauptete auch, man dürfe ein am

*) Hillel war ein berühmter jüdiſcher Lehrer und Schüler des Schammai. Sein Leben fällt kurz vor die Zeit der Geburt Chriſti. Babylon war ſeine Vaterſtadt. Im 40ſten Jahre kam er nach Jeruſalem, wur-

Feiertage gelegtes Ei nicht eſſen. Die Rabbinen, welche den Ausſprüchen Hillel's mehr, als jenen des Schammai folgten, mußten ſich alſo wohl für die Paſſahfeier mit Eiern verſehen, die vor dem Feſte gelegt waren.

Man könnte alſo mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten, das Ei ſey wegen des Hanges der Chriſten, jüdiſche Gebräuche beizubehalten, auch von den chriſtlichen Oſtermahlzeiten nicht weggeblieben; man habe es folglich, in der Vorausſetzung, daß zu Oſtern Jedermann Eier zu genießen pflege, füglich unter die Geſchenke bringen können, womit man ſeine Freunde regalirte. So viel iſt gewiß, daß man an vielen Orten zu Oſtern eine eigene Art von Kuchen bäckt, desgleichen man an andern Feſten nicht bereitet, und wozu Eier gebraucht werden.

5. Mit Figuren, die wie Eier geſtaltet waren, bemerkte man bei den römiſchen Wettrennen, wie oft der Renner das Ziel erreichte. Mehrere alte Philoſo-

---

de im 80ſten Jahre Vorſteher der Synagoge daſelbſt und ſoll 120 Jahre alt geworden ſeyn. Tiefe Weisheit und Gelehrſamkeit wird ihm beigelegt. Den Lehrſätzen ſeines Lehrers blieb er nicht ganz treu, ſondern änderte ſie theils um, theils ſtellte er neue auf, worüber ein heftiger Streit zwiſchen den Anhängern der alten und neuen Lehre entſtand, welcher drei Jahre dauerte. Endlich, erzählt der Talmud, kam eine Stimme vom Himmel herab und ſprach: „Die Lehre des Schammai, wie des Hillel, iſt Gottes Wort, doch ſoll das Urtheil für das Haus des Hillel ſeyn". So wurde der Streit entſchieden.

phen ließen alle endliche Dinge aus einem Eie entſte- hen, und bei den Myſterien des Bacchus und der Ce- res war das Ei eine heilige Sache, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Weſen, welches Alles erzeugt und in ſich ſchließt: ὁ μιμημα τοῦ τα παντα γενῶντος και περιεχοντος ἐν ἑαυςῶ. Hätte nun das Ei nicht ein Sinnbild ſeyn können, daß der Catechumene durch die Erlangung der Taufe auf der Laufbahn des Chriſten eine bemerkungswerthe Tour ge- macht habe? Hätte es nicht an einem Feſte, an welchem man den Anfang des Jahrs, die Wieder- geburt zur Hoffnung der Unſterblichkeit durch Jeſu Auferſtehung und die neue Geburt aus Waſſer und Geiſt feierte, als ſchickliches Symbol von dieſem Al- len gelten können? Doch das ſey ein bloßer Einfall, der vielleicht nur manchem Liebhaber weit hergeholter und gelehrt klingender Erörterungen behagen dürfte.

Forſchen wir, woher der Name Oſtern entſtan- den, ſo möchte es wohl am wahrſcheinlichſten ſeyn, daß dieß Feſt ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpuncte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das chriſtliche Oſterfeſt fällt, erhalten hat. Mit dieſer Erklärung beſteht ſehr wohl die Adelung- ſche Meinung, daß Oſtern von dem veralteten Worte Oſter, Oſten abzuleiten ſey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferſtehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unſern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war.

Andere wollen Oſtern von dem lateiniſchen Worte **hostia**, ein Opferthier, ableiten, weil Chriſtus für unſere Sünden geopfert worden ſey. Dieſe Ableitung iſt viel zu künſtlich, als daß ſie einige Wahrſcheinlichkeit haben ſollte. Noch Andere leiten es von dem veralteten Worte **Urſtand**, d. i., Auferſtand, ab.

Das Naſenfeſt.

Hekatomben verdient, wer für das Vaterland blutet
Und des Bürgers Pflicht ſelbſt mit dem Tode bezahlt.
Kapf.

Kein Volk unter den neuern hat ſo merkwürdige Denkmäler von Tapferkeit der Vorfahren aufzuweiſen, als die Schweiz. Einzig in ſeiner Art war das nun zerſtörte Beinhaus bei Murten, welches die Schädel und Gebeine der Burgundiſchen Ritter aufbewahrte. Wie viele geweihte Orte giebt es nicht ſonſt bei Sempach, am Vierwaldſtädter See und anderwärts! Wären die Eidgenoſſen immer treu und einig unter einander geweſen, ſie wären unüberwindlich geblieben und man hätte ſie nicht einmal gereizt, weil die Nachbarn mehr Gewinn davon hatten, wenn dieß Alpenland eine ruhige Vormauer blieb, als wenn ſie es mit großen Opfern erkämpften. Aber durch Eiferſucht und getheiltes Intereſſe erſchlaffte nach und nach das Band, was ſie umſchlang, und auch die neuere Zeit hat ihren Stüſſi und ihren Graf.

Aus jener Zeit, wo dieſe Männer Unglück und Verderben über die Eidgenoſſen brachten, glänzt ein

Denkmal ihrer Tapferkeit hervor, das bloß in der Schlacht bei Thermopylä ein würdiges Gegenſtück findet. Schade, daß die Nemeſis, von Greifenſee her, ſie zu ihrem Verderben mit thörichtem Uebermuth erfüllte! Aber ſie büßten dafür, jedoch mit einem Glanze, den keine Zeit verwiſchen kann; denn ihr Sühnopfer ward durch ewigen Ruhm gekrönt.

Es war im Angeſichte von Baſel, bei St. Jacob an der Birs (die aus der Felſenwand, durch welche Julius Cäſar ſich den Weg in's Münſterthal brach, wie aus einer Röhre entſpringt und in Röhren aufgefangen, durch ihren Fall nahe dabei ſchon eine Mühle treibt und dann oberhalb Baſel in den Rhein fällt), wo zwölfhundert Eidgenoſſen von Uri, Schwyz, Unterwalden, Bern, Solothurn, Glarus den tollen Muth hatten, ſich gegen ein Heer von dreißigtauſend Armagnacs, Engländern und Deutſchen Reitern zu wehren, ein Hülfsheer, was der Kaiſer, jedoch nur in weit minderer Zahl, gegen die Eidgenoſſen herbeigerufen hatte. Ein Sieg über eine große Anzahl dieſer Feinde hatte ſie ſo übermüthig gemacht, daß ſie weder des klugen Raths ihrer Anführer, noch der Hülfe achteten, die ihnen Baſel, um ſie in ihre Stadt aufzunehmen, durch Ausrückung von dreitauſend Mann vergeblich anbot. Es war daher kein Wunder, daß ſie durch das Franzöſiſche Geſchütz, achttauſend Mann ſchwere Cavallerie und die ganze Macht der Armagnaken in ihren Gliedern durchbrochen und in Unordnung gebracht wurden. Die größere Hälfte ſuchte ſich, von allen Seiten abgeſchnitten, einen Weg

nach Baſel zu bahnen, aber umſonſt. Fünfhundert jedoch bemächtigten ſich des Gartens und Hoſpitals bei St. Jacob. Jene waren bald umringt und niedergemacht; dieſe ſchlugen den drei Mal erneuerten Sturm drei Mal ab und richteten durch Ausfälle unter den Feinden eine große Niederlage an. Aber die Franzöſiſche Artillerie warf endlich die Mauern des Gartens nieder; die Deutſchen Ritter und Armagnacs drangen von allen Seiten ein, und die Capelle und das Hoſpital wurden in Brand geſteckt.

„Neunundneunzig Eidgenoſſen, von ihren Brüdern durch die Flamme getrennt, wurden in dem Gewölbe des Kellers nach vielen Wochen erſtickt und ausgedörrt, an Mauern ſtehend angetroffen. Alle übrigen, in der Todesnoth Löwen, gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lang ſelbſt die Entkräftung der Verblutung beſiegend, ſtachen, ſchlugen, ſchoſſen, rechts, links, mit Pfeilen aus ihren eignen Wunden, der mit nur noch Einer Hand, der nur noch auf die Kniee, der auf den Arm geſtützt, alſo daß keiner, ohne die Geſellſchaft fünf oder ſechs todt herumliegender Feinde ſich dem Tod unterwarf, und um den halbentſeelten Leichnam anderer, die weit voraus bei dem Feind gefallen, der ſelbſt verwundete Freund, welcher ihn zurücktrug, wie eine Gaſſe von Erſchlagenen machte*). Die ſämmtlichen bei St. Jacob und in der Aue geſtandenen Eidgenoſſen, eilfhundert und neunzig an der

*) Johannes von Müller 4. Bd. S. 87.

Zahl, blieben auf der Wahlſtatt; nur zehen Mann, welche der Zufall von ihnen getrennt hatte, waren gerettet, aber ſie wurden verachtet und ihrer Ehren entſetzt.“ —

Darf man ſich wundern, daß die Schweiz den Reiſenden feſſelt? Ueberall ſpricht ihn eine erhabene Naturſcene oder ein idylliſcher Reiz, überall ein heiliger Boden der Vaterlandsliebe oder ein Denkmal der alten Tapferkeit an. Nirgends iſt eine merkwürdige Stätte, die nicht jedes Kind zu beſtimmen weiß und wovon es nicht den Inhalt der Geſchichte kennt. Die berühmten Namen erben von Munde zu Munde fort und nur Untreue an eigenen alterthümlichen Sitten hat dieſes Heldengeſchlecht, hier mehr, dort weniger, ſchwächen können.

Die berühmte Schlacht bei St. Jacob wird von den Einwohnern von Baſel noch jährlich durch eine Art von Volksfeſt gefeiert. Der ehemalige Zweck hat ſich zwar verwiſcht, aber die Gewohnheit hat ſich erhalten. Der Gartenraum, innerhalb welchem die fünfhundert Eidgenoſſen den ruhmvollen Tod für's Vaterland ſtarben, iſt mit Mauern umgeben und der Boden, den ihr Blut gedüngt hat, mit blauen Reben bepflanzt, deren Trauben für dieſes Jahresfeſt allein gekeltert werden. Gerade im Monat Auguſt, wo dieſe Schlacht (1444) vorfiel, treten aus dem Rheine ganze Heere von Fiſchen in die Birs, an deren daſelbſt befindlichem Wehr ſie ſich in ſolchem Gedränge einfinden, daß man ſie oft mit bloßen Händen ergreifen kann. Sie recken gewöhnlich die Köpfe ein wenig aus dem

Waſſer hervor, wovon ſie wahrſcheinlich den Namen Naſen erhalten haben. Man liebt ſie gebacken und wegen ihrer faſt regelmäßigen Ankunft dauern die Wallfahrten nach St. Jacob, von Vornehmen und Niedrigen, alten und jungen Leuten, gewöhnlich drei Wochen hindurch, um gebackene Naſen zu eſſen und — Schweizerblut zu trinken. So benennt man den rothen Wein, der auf dieſem Campo santo erzeugt wird.

Dieſes Volksfeſt dient jetzt bloß noch zu Veranlaſſung einer geſelligen Unterhaltung, die im Sommer ſeltener iſt, als im Winter. Beſonders willkommen iſt ſie den jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die dadurch Gelegenheit bekommen, ſich zu ſehen und zu ſprechen. Wiewohl nun aber die Naſen eigentlich bloß zum Eſſen beſtimmt ſind, ſo ſoll es doch vorkommen, daß dabei mitunter auch ungebackene Naſen geſpendet und Naſen gedreht und aufgeheftet werden.

Schul-Feſte.

Die Entſtehung der Schulfeſte, auch Gregoriusfeſte genannt, fällt, ſo wie die der Deutſchen Schaubühne, ungefähr in die Mitte des 15ten Jahrhunderts; die lächerlichen Aufzüge, welche die damalige Geiſtlichkeit meiſtens um die Faſtenzeit in Kirchen und Klöſtern vorſtellte, gaben ohne Zweifel die erſte Veranlaſſung dazu. Man ordnete gewiſſe Proceſſionen an, bei denen geſungen wurde; ſo wurde, z. B., der erſte Mai an mehreren Orten von der Schuljugend dadurch gefeiert, daß ſie mit ihren Lehrern eine große Proceſſion um die Saatfelder machte und dabei geiſtliche Lieder ſang. Man wollte, wie es ſcheint, dieſes Vergnügen auch nützlich für die Stadt machen; denn was konnte nun den Saaten ſchaden! Nachher folgte ein feſtliches Mahl, womit die Obrigkeit der Stadt ihre Jugend erquickte und belohnte. Gewöhnlich wurde dabei die fromme Gutmüthigkeit der Bürger und Zuſchauer in Anſpruch genommen und ſo ward aus dieſer Feierlichkeit eine wahre *Bettelei*, welche an einigen Orten dem *heiligen Gregorius*, einem

angeblichen großen Schulfreunde, zu Ehren, an deſſen Namenstage (den 12. März), an andern Orten am Tage vor Nicolai gefeiert und mit einem, gemeiniglich auf öffentliche Koſten veranſtalteten, Mahle beſchloſſen wurde.

In Mühlhauſen in Thüringen wurde das Gregoriusfeſt ehemals ſehr feierlich, aber dabei auf eine etwas ſonderbare Weiſe begangen. Am Tage des Heiligen nämlich oder, wenn es das Wetter nicht erlaubte, auf einen andern Tag im Monat März zogen die ſämmtlichen Schulknaben in einer langen Proceſſion durch alle Straßen der Stadt. Sie waren in das Koſtüm der meiſten Profeſſionen und Handwerker gekleidet, z. B., die Bäcker mit weißen, die Gerber mit lohgelben, die Tuchmacher mit grünen Schürzen, die Schuhmacher, Schmiede, Böttcher aber mit ledernen Schurzfellen. Jeder hatte ſein Handwerksgeräthe, das er in den Händen trug, mit buntfarbigen Bandſchleifen geſchmückt; die Knaben ſelbſt aber waren mit goldenen und ſilbernen Spitzen, Cocarden an den Hüten, die Anführer hingegen mit ſeidenen Schärpen geziert. Nach dem langen Zuge der Handwerker folgten die Läufer mit langen, roth angemalten und mit vergoldeten Knöpfen verſehenen Stäben. Ihre weißleinewandenen Hemden waren mit ſeidenen Bandſchleifen geziert und ihre tafftenen Lauferſchürzen mit Gold verbrämt. Gleich hinter dieſen kamen die Pfaffen, ebenfalls Knaben, die ſich in lange, weite Chorröcke geſteckt hatten. Neben dem Zuge her ſprangen verkleidete Schäfer in arkadiſcher Tracht, die Säcke, mit Heckſel gefüllt,

trugen. Hierauf folgten mehrere Heiducken und Türken und hinter dieſen erſchien der Biſchof Gregorius in biſchöflichem Ornate, unter einem Himmel, der von vier Trabanten über ihm getragen wurde. Nun folgte eine Compagnie Soldaten, ebenfalls Schulknaben. Dieſe machten den Schluß dieſes grotesken Zugs, worauf die Chorſchüler in ihren gewöhnlichen Kleidern folgten, die eigends dazu ausgewählte Lieder ſangen.

In der Folge wurden mit den Figuranten dieſes ſonderbaren Aufzugs mehrere Veränderungen vorgenommen, z. B., daß der Biſchof nicht mehr in Pontificalibus, ſondern in bürgerlicher Kleidung, mit einem mit Treſſen verbrämten Hut auf dem Kopf, auf einem Pferde ſitzend erſchien, das von einem Stadtſoldaten geführt wurde. Acht Trabanten begleiteten ihn zu beiden Seiten.

Dieſe ſonderbare Proceſſion, die immer eine zahlreiche Menge fremder und einheimiſcher Zuſchauer herbeizog, wurde eine lange Reihe von Jahren hindurch auf obenerwähnte Art gehalten. Da es aber den Eltern der Kinder, die dabei figurirten, viele Koſten verurſachte, ein ſolcher grotesker Maskenzug auch dem Geiſte der Zeit nicht mehr angemeſſen ſchien, ſo wollte ſich zuletzt niemand mehr dazu verſtehen, und da die muthwilligen Jungen auch mit der geiſtlichen Kleidung allerlei Unfug getrieben hatten, ſo wurde den Küſtern verboten, für's Künftige ihnen die Chorröcke zu leihen, die daher nun aus dem Zuge wegblieben; auch durfte der Biſchof Gregorius nicht mehr da-

bei erſcheinen, was ſchon der Proceſſion viel von ihrem Glanze benahm. Im Jahre 1750 wurde endlich durch einen Rathsbefehl dieſer alte Gebrauch, als dem Zeitgeiſte nicht mehr entſprechend, gänzlich abgeſchafft und das Geld, was die Chorſchüler bei dieſer Gelegenheit erhalten hatten, wurde von den Kirchen-Aerarien erſetzt.

Ganz einerlei mit dieſem Feſte, den Namen und die Zeit, da es gefeiert wurde, abgerechnet, war das Nicolai-Feſt. In Hamburg wurde es jährlich am Gedächtnißtage des bethlehemitiſchen Kindermordes, am St. Andreasabende, des Tags vor Nicolai gefeiert und der Rath bewirthete die Schüler mit einem Freudenmahle. Die Knaben erwählten aus ihrer Mitte einen Abt, der den Namen Episcopus Puerorum erhielt, der in einer beſondern Kleidung an Sonn- und Feſttagen mit Pompe von ihnen in die Kirche geführt wurde. Auch in Braunſchweig war es üblich, wo jeder neue Canonicus zum Eintritte und zu dieſem Behufe $1\frac{1}{2}$ Mark erlegen mußte. —

Es waren unſtreitig Nachbildungen der im alten Rom gebräuchlichen Quinquatria, da nämlich im Frühlinge die Lehrer mit Muſik herumzogen und Geſchenke (minervalia) ſammelten. Seit dem 9ten Jahrhunderte ſcheinen ſie von Gregor IV., dem heiligen Gregorius zu Ehren, eingeführt zu ſeyn. Gewöhnlich verband man mit dieſer Feierlichkeit auch Comödien, deren ſchon früh Erwähnung geſchieht und welche jedes Mal eine Geſchichte aus der Bibel zum Gegenſtande hatten. Im Jahre 1322 führten die

Dominicaner zu Eiſenach eine Comödie auf, woran die Schüler Theil nahmen; die Fabel dazu war aus dem Gleichniſſe von den zehn Jungfrauen genommen. Jeſus, deſſen Ankunft ſie nach der Verfaſſung dieſes Stücks erwarteten, wurde als der ſtrengſte Richter dargeſtellt, der den fünf thörichten Jungfrauen, ungeachtet der anhaltenden Bitte der Maria und anderer Freunde, keine Verzeihung angedeihen ließ.

Man ſah ſolchen Darſtellungen mit einer ungewöhnlichen Theilnahme zu und erlaubte ſich nicht, an der Wahrheit der heiligen Action zu zweifeln. Auch Friedrich mit der gebiſſenen Wange war einſt Zuſchauer derſelben und entſetzte ſich über die von Jeſu bezeigte Strenge; ja, daß er ſich nicht einmal durch die Vorbitte ſeiner Mutter Maria von ſeiner Strenge abbringen ließ, verurſachte Friedrich tiefes Nachdenken. Viele behaupten ſogar, daß er dadurch auf ſchwermüthige Gedanken gerathen ſey.

Die Gegenſtände, die man bearbeitete, nahm man aus der Bibel und gab ſo die Geſchichte des armen Lazarus, des verlorenen Sohnes, der keuſchen Suſanna u. dergl. Dieſe Vorſtellungen waren übrigens ganz dem Genius der Zeit angemeſſen. Zoten, ungeſittete Poſſen und pöbelhafter Witz wechſelten mit geiſtlichen Geſängen ab. Engel, Teufel, Heilige, Könige und Hanswurſt ſpielten ihre Rollen durch einander. Daß der Inhalt dieſer Faſtnachtsſpiele und Schulcomödien nicht bis auf uns gekommen, dürfen wir uns, wegen ihres abgeſchmackten, ja oft elenden Inhalts, nicht dauern laſſen; wir würden ſie auch nie

vollſtändig erhalten, denn nur der Plan derſelben war da, die Rollen ſelbſt veränderte jeder Schauſpieler bei der Vorſtellung; nur die Schulcomödien machten eine Ausnahme. Im Jahre 1412 führten die Schüler in Bauzen ein Schauſpiel von der heiligen Dorothea auf. Um 1450 findet man ſchon in Nürnberg ein eigenes Theater, zu dem vermuthlich der große Eifer des berühmten Meiſterſängers Hans Schnepper, genannt Roſenblüt, Veranlaſſung gab; einige von ſeinen Vorſtellungen findet man in Gottſched's dramatiſchem Vorrathe. Memmingen, Straßburg, Augsburg und mehrere große ſchwäbiſche Städte folgten bald dieſer Einrichtung. Der berühmteſte Schriftſteller für das damalige Theater war ohnſtreitig der Meiſterſänger Hans Sachs, der im J. 1494 zu Nürnberg geboren ward. Seine geſchriebenen Stücke haben ſchon etwas mehr Vollkommenheit, als die übrigen damals gewöhnlichen; auch ſie führte man in Schulen, in Gymnaſien auf. Ob ſie nun ſchon für unſere Ohren wenig Reiz mehr haben, ſo kann man doch letztern, wenn man nicht ungerecht ſeyn will, Witz und Laune nicht gänzlich abſprechen.

Die Schulcomödien dauerten indeſſen fort bis in das folgende Jahrhundert, erhielten ſich aber meiſtens in den Klöſtern und wurden nach dem Chronicon Sancti Petri Erfurtens. a Clericis et Scholaribus aufgeführt; junge Knaben übernahmen die Frauenzimmerrollen. Dieſe Schulcomödien waren auch zuweilen, beſonders nach der Reformation, nur dialogiſirte Vorſtellungen, in welchen ein Zwiſchenredner

den Mangel der Erfindung erſetzte. Nunmehr ward der Stoff dazu nicht ſo häufig aus der Bibel, ſondern mehr aus der Geſchichte und den Römiſchen Schriftſtellern genommen. Ihre Aufführung war, wie ehemals, mit einer Art von öffentlicher Feierlichkeit verknüpft, das ganze Volk auch durch Trommelſchlag dazu eingeladen und der Ort der Vorſtellung gemeiniglich die Kirche. Noch behielt man die Faſtenzeit, oder den Gregoriustag, zu deren Vorſtellung aus alter Gewohnheit bei. Für das Publicum ſollten ſie zur Lehre, Troſt und Warnung dienen, welche gut gemeinte Ausdrücke theils die Verfaſſer ſelbſt ihren Stücken anhängten, theils die Lehrer in einem Prolog oder Epilog verkündigten. Dr. Luther, dieſer große Menſchenkenner, hatte in ſeiner Jugend wahrſcheinlich dieſen Vorſtellungen beigewohnt und ſein Eifer, das Gute und Nützliche durch alle erlaubte Mittel zu befördern, gab ihm wohl auch Anlaß, ſelbſt ein Trauerſpiel zu verfertigen, ja er wollte, daß ſelbiges nicht allein geleſen, ſondern auch geſpielt würde; denn er ſetzt in der Vorrede hinzu: „Derhalben, „nachdem ich die Hiſtorie des heiligen Martirers Jo„hannis Huß in Reiem, und in einer Tragedienweiſe „verfaſſet, habe ich gerne geſehen, daß ſolche Hiſtorien „dermaßen geleſen und geſpielt würden, auf daß jeder„mann, jung und alt, dieſes gräulichen Läſterers, des „Antichriſts und ſeiner Rotte Verführung und Tyran„nei von Tage zu Tage fremder würde." Freilich lag dabei noch eine andere Abſicht, die Niemand, der den Angel weiß, auf dem ſich alle ſeine Bemühungen dre-

hen, verkennen wird, zum Grunde. Dieſe eingeführte Tragödie Luther's iſt zu Wittenberg im Jahr 1537 gedruckt. Das andere, eben ſo rare Schauſpiel iſt von 1582, und zwar ein Luſtſpiel von M. Heineccius, zweitem Rector der neuerrichteten Fürſtenſchule zu Grimma. Es iſt lateiniſch und, wie der Autor verſichert, den jungen Herzogen von Weimar zu Ehren geſchrieben, unter dem Titel:

Hanso Framea seu Monoscopus.

Aber, theils auf Begehren ſeiner Freunde, theils, damit ſie von dem gemeinen Mann, nach des Autors gut gemeintem Ausdrucke, verſtanden, nützlich geleſen und gehandelt, d. h, geſpielt würde, wurde ſie von ihm unter folgendem Titel überſetzt:

Hans Pfriem oder Meiſter Keck's comoedien, oder ſpielweiß geſchrieben erſtlich in Latein von ꝛc. Leipz. 1582.

Im ganzen Stücke ſelbſt herrſchen aber viel niedrige und pöbelhafte Scherze und abwechſelnde Schimpfworte. Ob es auf daſiger Fürſtenſchule aufgeführt worden, kann man nicht zuverläſſig beſtimmen; im Jahre 1594 aber hat es der Schulmeiſter in Lochau mit ſeinen Adjuvanten aufgeführt und dafür 36 Gulden aus der Kirche zur Ergötzlichkeit erhalten. Zu unſeren jetzigen Zeiten möchten ſie wohl in der Ausgabe bei der Kirchenrechnung nicht paſſiren. Im Jahre 1599 ſpielte die Cantorei-Geſellſchaft zu Grimma auf öffentlichem Markte mit ihren Adjuvanten und Schülern eine geiſtliche Comödie, einem wohlweiſen und ehrbaren Rathe zu Gefallen, der chriſtlichen

Jugend zur gottſeeligen Uebung, auch der ganzen gemeinen Bürgerſchaft zur Lehre, Troſt und Vermahnung; und zwar von der Ausführung Loth's und dem endlichen Untergange von Sodom und Gomorrha; damit auch alles recht natürlich zuging, ſo brannte man zu dem Endzwecke ein kleines Feuerwerk ab.

Dergleichen Nachrichten von andern Städten reichen nun ungefähr bis 1610, von welchem Zeitpunct an ſich zwar die Comödien nach und nach verlieren, die Umgänge und Aufzüge aber an den meiſten Orten fortdauern, da ſie zu den Einkünften der Lehrer gehören. Zuweilen wurden auch kleine Schauſpiele wieder geſpielt und dazu beſonders die des Weißiſchen Kinderfreundes gebraucht. In der katholiſchen Kirche ſind ſie aber, und meiſtens in den Collegien der Jeſuiten, ununterbrochen fortgeſetzt worden.

Das Fritschifest zu Luzern.

Ein mehr als gewöhnlicher Hang zum geſelligen Leben und Vergnügen war von jeher dem Character der Luzernerſchen Stadtbürger eigen. Denn wenn wir die Geſchichtsbücher dieſer Stadt über die geſelligen Verhältniſſe früherer Jahrhunderte befragen, ſo erzählen ſie uns, wie ſchon frühzeitig Alles mit einander fröhlich und munter lebte und der Freudenfülle genoß und wie alltäglich die Altväter ihre Abendſtunden bei Wein und Spiel fröhlich zubrachten. In einer gemeinen Trinkſtube pflegten ſich gewöhnlich jeden Tag ſowohl Fremde, als Bürger, und vor allen die in der Geſchichte der Städte ſo wichtigen Zünfte zu verſammeln und vergaßen da, bis ſpät in der Nacht, der Mühen des Tages und der Laſten der Berufsgeſchäfte. Daß dieſe beliebten Trinkgelage manchmal in ungeziemenden Taumel ausarteten, iſt bei der rohen Sitte der damaligen Zeit wohl denkbar, und daß ſie bis ſpät in der Nacht ſich zuweilen ausdehnten, beweiſt ſchon die Geſchichte der verrathenen Mordnacht im Jahr 1333.

Eine andere Art geſelliger Freude gewährte den alten Luzernern der Beſuch von Luſtbarkeiten in andern eidgenöſſiſchen Orten, oder der Empfang fremder Gäſte zu ſolchen Vergnügungen in der eignen Heimath. Bald gab die Faſtnachtszeit, bald ein Freiſchießen, bald die ſogenannten Schützenſpiele, bald das Kirchweihfeſt einen Anlaß zu ſolchem fröhlichen Zuſammentreffen, wobei immer das freundlichſte Gaſtrecht gegenſeitig ausgeübt und auf mehrere Tage verlängert wurde.

So leſen wir, aus Mangel älterer ſchriftlicher Belege, wie im Jahre 1444 die Bürger Luzern's in Mehrzahl einer Faſtnachtsluſt und im Jahr 1472 einem ſogenannten Geſellenſchützenſpiel in Zürich beiwohnten, und wie hinwieder die Bürger von Zürich den gethanen Beſuch der Luzerner in gleichen Jahren freund-nachbarlich erwiderten. Gleiche Beſuche und Gegenbeſuche fanden noch in dem ſechszehnten Jahrhunderte mit Solothurn, Uri, Zug und andern Orten ſtatt, und wer kennt nicht die allberühmten drolligen Streiche des ſogenannten Bruders Fritſchi von Luzern, welcher beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch die Jovialität der Eidgenoſſen aufzuregen und zu unterhalten vermochte!

Noch eine beliebte Art geſelligen Vergnügens der Vorzeit waren die ſogenannten Oſterſpiele, welche meiſtens in Comödien und Schauſpielen aus der alt- und neuteſtamentariſchen Geſchichte beſtanden, gewöhnlich von Prieſtern und Bürgern während der Oſterfeiertage auf dem Weinmarkt unter offenem Himmel aufgeführt wurden und meiſtens zwei bis drei Tage dauerten. Eine Menge Menſchen aus allen benach-

barten Orten ſtrömte zu dieſen beliebten Vergnügungen, deren beträchtliche Koſten die Obrigkeit gewöhnlich übernahm und wobei die Gaſtfreundſchaft der Luzerner ſich immer rühmlich hervorthat. Einige dieſer Schauſpiele, die Paſſionsgeſchichte, 1480, das jüngſte Gericht, 1549, die Legende vom heiligen Wilhelm, 1596, die Hiſtorie der heiligen Apoſtel, 1599, die Lebensgeſchichte des heiligen Leodegar, 1606, der abtrünnige Kaiſer Julian, 1624 aufgeführt, und andere mehr ſind zum Theil noch im Urtexte vorhanden und beurkunden den Geiſt und Geſchmack des damaligen Zeitalters.

In der gegenwärtigen Zeit und bei der veränderten Culturſtufe hat ſich der Geiſt und die Vergnügungsart der Luzerner wohl um Vieles und in Vielem verändert, aber der Hang und Trieb zum geſelligen Leben iſt immer noch der gleiche der früheſten Vorzeit geblieben. Von den größern und beliebtern Luſtbarkeiten der ehemaligen Luzernerwelt und unter dem Titel von Volksfeſten hat heutigen Tages nur noch der Umzug des Bruders Fritſchi am ſogenannten ſchmutzigen Donnerstage ſich erhalten. Es iſt dieſes eine frohe Gedächtnißfeier zu Ehren des in der Luzerner Stadtgeſchichte hochgefeierten Bruders Fritſchi, welcher, wie oben ſchon angedeutet worden, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte und überall ſeiner luſtigen Schwänke wegen in der Eidgenoſſenſchaft berühmt war. Der gute, reiche, joviale Mann machte nämlich vor ſeinem Ableben ein Teſtament, das er mit einigen Schenkungen begleitete, des Inhalts: daß all-

jährlich am Tage ſeines gewohnten Zunftbeſuches bei'm Safran (Fritſchizunft) eine Geſellſchaft von Zunftbrüdern ſich verſammeln und von da, mit Spielleuten begleitet, ſein großer Pokal, der Fritſchikopf genannt, künſtlich von Holz geſchnitzt und mit Silber verziert, durch einen Mann ſeines Wuchſes in der Stadt herumgetragen und daraus jedermann, wer es begehre, ein Trunk Wein verabreicht werde. Darauf ſoll die Geſellſchaft, mit Gewehr und Harniſch ausgerüſtet, über den Hof hinaus nach der Halden, der Gegend ſeines Aufenthalts, ziehen und von da wieder nach der Stadt auf ſeine Zunftſtube zurückkehren, um daſelbſt den Abend unter Luſt und Tanz fröhlich zuzubringen. Seit dieſer Zeit hat, obiger Anordnung gemäß, dieſer drollige Umzug immerfort auf den letzten Donnerstag in der Faſtnacht ſtattgefunden, mit mehr oder weniger Geräuſch und Aufwand. In den erſten Jahren nach Bruder Fritſchi's Hinſcheiden nahm die Obrigkeit ſelbſt Theil an dem fröhlichen Volksfeſte, oder wenigſtens viele ihrer Mitglieder. Einige buntgeſchmückte Knaben führten die erſte Reihe des Zugs an; ihnen folgte die ältere Mannſchaft, mit aller Art Kriegsrüſtungen und Freiheitstrophäen ausgerüſtet. Dann kam der Träger des großen Pokals, von einem ſtattlichen Fähnrich mit dem Banner der Geſellſchaft zum Safran und einem Hauptmanne zu Pferd in voller Rüſtung begleitet, welcher den Bruder Fritſchi unter angeordneten Ceremonien nach der Stadt zu führen und auf ſeine Zunft zu begleiten hatte. Darauf erſchien zu Pferde der Bruder Fritſchi und ſeine theure

Ehehälfte, beide weiß und blau, der Farbe des Cantons, angezogen und in groteſke Greiſenmaske vermummt. So ging der Zug von Hof aus und durch die Weggisgaſſe nach der Groß- und Kleinſtadt und endete bei'm Hauſe der Geſellſchaft zum Safran, wo ein frugales Mahl Aller wartete und der feſtliche Faſtnachtstag unter Jubel und Tanz beſchloſſen wurde.

In ſpätern Jahren änderte öfters nach Zeit und Sitte dieſes bunte Volksfeſt; aber immer blieb die Hauptſache oder Darſtellung des Zuges des jovialen Bruders Fritſchi nach ſeinem Geſellſchaftshauſe zum Safran ſich gleich und unverändert. Auch heutzutage dauert noch dieſe alte Gedächtnißfeier fort, mehr oder weniger belebt und ausgerüſtet, nach Zeit und Umſtänden oft ſehr ſtille und einförmig, oft von ſehr ſchönen Zügen und allegoriſchen Darſtellungen begleitet und dann immer von einer großen Menge Schauluſtiger von der Landſchaft und aus den umliegenden Gegenden beſucht.

Die Eselswieſe bei Querfurt.

Ein berühmter Jahrmarkt, der für die ganze dortige Gegend zum Volksfeſte geworden iſt, an dem Alt und Jung Antheil nimmt, und der deßhalb eine große Celebrität erlangt hat, iſt die ſogenannte Eſelswieſe bei Querfurt, einem Städtchen im ſächſiſchen Thüringen. Hier wird alle Jahre Mittwochs nach Oſtern, auf einer nahe bei dem Orte befindlichen großen Wieſe, ein Jahrmarkt gehalten, wozu folgende Geſchichte die Veranlaſſung geweſen ſeyn ſoll:

Bruno, ein edler Herr von Querfurt, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, wollte auf ſeinem Leibeſel nach Preußen reiten, um daſelbſt ungebeten die Heiden zu bekehren. Als er aber auf dieſer Wieſe von ſeinen Verwandten und Freunden Abſchied genommen hatte, ſo ſtand der kluge Eſel, als wenn er angenagelt geweſen wäre, und konnte weder durch Güte noch mit Gewalt von der Stelle gebracht werden. Da er nach allen verſuchten Zwangsmitteln dennoch nicht vom Flecke zu bringen war und hier, wo er ſo feſtgebannt ſtand, keine Heiden zu finden wa-

ren, an denen Bruno ſeinen Bekehrungseifer hätte üben können, ſo blieb ihm weiter nichts übrig, als für dießmal ſeine fromme Ritterfahrt einzuſtellen. Aber er konnte demungeachtet nicht ruhen, der Beruf, den er in ſich fühlte, war nicht zu unterdrücken und der Bekehrungseifer, womit er ſich den Himmel verdienen wollte, trieb ihn unaufhaltſam fort. Nach kurzem Verweilen in ſeiner Heimath alſo beſtieg er einen andern Eſel, der nicht ſo ſtätig war wie ſein Vorgänger und zog dennoch nach Preußen, wo er auch im Jahr 1009 für ſeine frommen Bemühungen und ausgeſtandenen Strapatzen die Märtyrerkrone, die er ſo ſehnlichſt gewünſcht hatte, zum Lohne erhielt. An dem Orte, wo der Eſel ſtille ſtand, ward nachher eine Capelle erbaut, wohin bald zahlreiche Wallfahrten von allen Orten und Gegenden des damals noch ſehr abergläubigen Thüringen's geſchahen, welche, da ſie nicht alle im Orte ſelbſt Unterkunft fanden, auf dieſer Wieſe bivouakiren mußten und nachher dieſen berühmten Jahrmarkt veranlaßten.

„So hat Bruno's ſtehender Eſel", ſagt Spangenberg *) in ſeiner Querfurthiſchen Chronik ſehr witzig, „viele Leute zum Gehen und Laufen gebracht". —

Die Gewohnheit unſerer Vorfahren, dergleichen

*) Er war den 17. Juni 1528 zu Nordhauſen geboren, ſtudirte zu Wittenberg, wurde Prediger und Schulinſpector zu Eisleben und ſpäter Generaldecan und Schloßprediger zu Mansfeld, wo er aber 1575 als Flacianer abgeſetzt wurde, worauf er mehrere Länder durchirrte und den 10. Februar 1604 zu Straßburg ſtarb.

Volksfeſte beſonders an ſolchen Orten zu veranſtalten, wo ausgedehnte Wieſen den damaligen Ablaßpredigern den ſchicklichſten Raum darboten, eine ungeheure Menſchenmenge um ſich her zu verſammeln und dieſe durch nachdrückliche Ermahnung und Drohungen mit den Höllenſtrafen, im Falle halsſtarriger Unbußfertigkeit, zur Abnahme ihres Ablaßkrams zu bewegen, iſt bloß eine Modification der ſchon im alten heidniſchen Deutſchland üblichen Sitte, die Verehrung ihrer in den heiligen Hainen aufgeſtellten Götzen, eines Püſterich, Wodan, Stufo, oder der Freia, mit fröhlichen, lärmvollen Trinkgelagen und für das ganze verſammelte Volk angeſtellten Feſten zu verbinden. Da aber der Ablaß, trotz der Menge der noch immer im Schwange gehenden Sünden, doch endlich immer mehr in Abfall zu gerathen und unter die ungangbaren Waarenartikel zu gehören anfing, ſo wurden ſtatt ſeiner andere, den Bedürfniſſen der Landleute mehr entſprechende Dinge auf den beibehaltenen Jahrmärkten feilgeboten und dadurch dieſe Volksfeſte für die Gegend auch dann noch, als die Abſicht, der ſie ihren Urſprung verdankten, nicht mehr dieſelbe war, bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Der grüne Montag.

Eins der Hauptvolksfeſte der Erfurter, das noch bis auf den heutigen Tag von Alt und Jung mit fröhlichem Jubel gefeiert wird, iſt der ſogenannte grüne Montag, deſſen Urſprung noch aus den Zeiten der republicaniſchen Verfaſſung Erfurt's ſich herſchreibt, wo aus den ſogenannten fünf großen Handwerkern, nämlich den Tuchmachern, Fleiſchhauern, Kürſchnern, Schmieden und Gerbern oder Löbern, Rathsmeiſter gewählt wurden, die an der Führung des Erfurtiſchen Staatsruders mit Antheil nahmen. Aber nicht allein die obgenannten, ſondern auch die übrigen Handwerker, beſonders diejenigen, die mit dem Hammer arbeiten, feiern dieſen Tag, und beſonders ſind die Läden der Schuhmacher bei dieſer Gelegenheit mit grünen Zweigen und Büſchen geziert und am Eingange der Schuhgaſſe prangt gewöhnlich ein mit Blumengewinden und Kränzen verzierter Ehrenbogen.

Gegen Mittag zieht aber, zumal wenn die Witterung den feſtlichen Tag begünſtigt, die halbe Bevölkerung Erfurt's in buntem, fröhlichen Gemiſch hinauf

zum nahen Steigerwald, an deſſen Saume, ſo wie in den Schattengängen des Innern deſſelben, ſich Alles lagert und der Freude und dem Frohſeyn unbefangen ſich hingiebt. Ueberall ſieht man das Pannier dieſer Göttin luſtig flattern — und alle Kümmerniſſe und ſo manche Tage voller Gram und Sorgen werden hier, im Schooße der ſchönen Natur, im wohlthätig-kühlen Schatten des Waldes und unter den freundlichen Strahlen der Sonne, die durch das dunkle Laubdach der Bäume die fröhlichen Gruppen belauſcht, vergeſſen. Das Echo des Waldes wiederholt die Jubelgeſänge, die bei'm Klange der Becher überall ertönen und erſt, wenn die Abſchiedsſtrahlen der ſinkenden Sonne an den hohen Wipfeln der alten Eichen des Steigerwaldes verglimmen und drüben in der Stadt die Abendglocke lautet, verſchwindet allmälig das fröhliche Gewühl unter den Bäumen und am Saume des Waldes wird's leer. Die Wege und Pfade nach der Stadt ſind dann mit Schaaren von Menſchen bedeckt, die noch im traulichen Familienkreiſe zu Hauſe ſich mit Vergnügen der frohen Stunden erinnern, die ihnen dieß ächt deutſche Volksfeſt gewährte.

Im verfloſſenen Jahrhundert war die Feier dieſes Tages viel feierlicher und im Jahre 1786 berichtete ein Augenzeuge von ihr: Der heutige Tag iſt ein ſonderliches Feſt für die hieſigen, mit dem Hammer arbeitenden und unter dem heiligen Stabe ſtehenden Handwerker, welche zu deſſen Anzeige auch ihre Läden mit grünenden Büſchen ausgeziert haben. Dieſe Handwerker ziehen um 9 Uhr in blauen, mit Treſſen beſetzten

Mänteln zu dem Kurfürſtlichen weltlichen Gerichte, um ihre Obermeiſter allda beſtätigen zu laſſen, welches auf folgende Art zugeht: Wenn ſie vor die Verſammlung gekommen ſind, hält der Obermeiſter an den präſidirenden Stadtſchultheißen folgende Anrede: „Das „Handwerk derer — — bittet Kurfürſtliche hochlöbliche „weltliche Gerichte, nach alter Gewohnheit, ihren neuen „Obermeiſter zu beſtätigen, den alten aber ſeines Am„tes zu entlaſſen." Der Schultheiß antwortet nun hierauf dem Handwerk mit den Worten: „Kurfürſtli„che weltliche Gerichte finden hierin kein Bedenken, „wenn vorher der neue Obermeiſter durch das gewöhn„liche Jurament beſtätigt ſeyn wird, welches der Herr „Secretarius ihm gleich vorleſen wird." Unter dieſer Zeit nun hat der Handwerksdiener die Handwerksordnung und den Stab hergebracht, die vor den Stadtſchultheiß gelegt werden. Der Secretär fängt hierauf an, dem Obermeiſter folgenden Eid vorzuleſen: „Nach „alter Gewohnheit ſollet Ihr geloben und ſchwören, dem „Handwerk treulich vorzuſeyn und das Handwerk bei „altem Herkommen bleiben zu laſſen und alſo zu rich„ten und zu ſchlichten um eine halbe Mark (die Schmie„de haben eine ganze), darunter und nicht darüber, den „Reichen wie den Armen, weder um Gunſt noch Gabe, „oder Freundſchaft und Feindſchaft, und daß Ihr anders „nicht richten wollt, als wenn Euch Euer Gewiſſen wei„ſet, recht zu thun. Solches ſollet Ihr geloben und da„rauf ſchwören." Nach Ableiſtung dieſes Eides wird der alte Obermeiſter ſeines Dienſtes entlaſſen, der neue aber in Kurfürſtlichem Namen beſtätigt und das Hand-

werk von Neuem mit Stab und Ordnung beliehen. Wenn nun dieſe Beeidigung geſchehen, begiebt ſich die Zunft der Altmeiſter, welche ſämmtlich ſchwarze Mäntel haben, in ein kleines Gäßchen, das ganz mit Gras beſtreuet iſt und an deſſen äußerm Ende ein mit Blumen beſtreuter Stuhl ſteht. Auf dieſen ſetzt ſich der Obermeiſter mit einem Scepterchen in der Hand, und ein Anderer fragt ihn darauf: „Meiſter, ich frage ihn „vonwegen des Handwerks, ob er uns will bei unſern „alten Rechten und Gewohnheiten laſſen?"

„„Ja, ſo weit wir die Befugniß dazu haben.""

„Meiſter, ich frage ihn zum andern Male, da „die Stunde verfloſſen, ob ich den Companen rufen „ſoll, um Gericht zu halten?" Wird nun dieß bewilligt, ſo kommt der Compan herbei, mit dem der Obermeiſter eine lange Unterredung hält; vorher aber, nach den beiden letzten Fragen, thun die Meiſter dem Obermeiſter ein Handgelöbniß. Endlich ruft der Meiſter, der die Frage gethan, nochmals aus: „Wenn Jemand „wäre, der etwas zu klagen hätte, der ſollte ſich melden, ſo lange der Herr Obermeiſter mit ſeinem heili„gen Stabe noch ſäße." Wenn man nun hierauf antwortet: „Man habe wohl etwas zu klagen, wolle es aber ſparen, bis man zur Behauſung des Obermeiſters gekommen," bricht die Verſammlung auf und begiebt ſich auf die Herberge.

Das Frohnleichnamsfest.

Und wie nun donnernd die Geſchütze hallen,
Zur Erde ſich die ſtolzen Fahnen neigen,
Aus tiefer Bruſt die Jubelhymnen ſchallen,
In Aller Augen Freudethränen ſteigen —
Da ſieh! da zeiget ſich den Gläub'gen allen
Der Leib des Herrn und wird den Menſchen eigen.
O welch' ein Blick! wo ſind der Erde Bürden?
Er ward ein Menſch, auf daß wir Gottes würden!

Winckelmann.

Ein großes Volksfeſt, an welchem nicht allein Erfurt, ſondern auch die ganze umliegende Gegend Theil nahm, war die große Frohnleichnamsproceſſion, die jährlich am erſten Sonntage nach der Octave des Frohnleichnamsfeſtes gehalten wurde und die wegen ihrer Originalität und Seltenheit durch ganz Deutſchland berühmt war, und von den entfernteſten Orten Zuſchauer herbeizog, die ſchaarenweiſe ſchon Tags zuvor zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße zu allen Thoren hereinſtrömten und Erfurt an dieſem feſtlichen Tage das

Anſehen der Leipziger Meſſe gaben.*) Dieſe Proceſſion exiſtirte in den alten Zeiten Erfurt's nicht; ſie war ein Werk der Jeſuiten, aus deren Pfarrkirche zu S. Lorenz ſie auch ausging. Sie beſtand nach dem, noch im Jahr 1801 gedruckten, ſogenannten Proceſſionsbüchelchen, das gleichſam zum Programm der Feſtlichkeiten und Sehenswürdigkeiten diente, aus einer Menge Figuren und Sinnbilder aus dem alten und neuen Teſtamente, die, nebſt den ſämmtlichen Schulen mit vorgetragenem Kreuz und Fahnen, den Zug eröffneten, dem die ganze Geiſtlichkeit und alle Dikaſterien, den Statthalter an ihrer Spitze, ſo wie eine unabſehbare Menge Perſonen von beiderlei Geſchlecht folgten. Sie ging aus oben ſchon gedachter S. Lorenz-Kirche über den Anger, wo an beſtimmten Orten Altäre errichtet waren, durch den ſogenannten, der ehemaligen Statthalterei gegenüber befindlichen Hirſchgarten, wo ebenfalls ein Altar errichtet war, um das heilige Sacrament darauf der Verehrung der Gläubigen auszuſetzen und auf demſelben Wege nach der Lorenzkirche wieder zurück. Es herrſchte viel Pomp bei dieſem Feſte, denn ſowohl das Kurmainziſche Regiment, als das damals hier in Beſatzung liegende Kaiſerlich-Königliche Bataillon paradirten dabei mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele; bei jedem Altare, wo das Hochwür-

*) Ich habe die Beſchreibung des Frohnleichnamsfeſtes zu Erfurt, obgleich es jetzt dort nicht mehr öffentlich gefeiert wird, deßhalb gewählt, weil dieſes Feſt nirgends, wo es feierlich begangen wurde und noch wird, ſo zum wahren Volksfeſte geworden war und iſt, als gerade hier.

digſte (ſo wird die geweihte Hoſtie genannt) ausgeſetzt wurde, donnerten, wenn der Seegen vom Weihbiſchofe gegeben wurde, die Kanonen vom Petersberge, alle Glocken der katholiſchen Kirchen und Klöſter läuteten und die aufmarſchirten Truppen feuerten. Alles ward von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchswolken und rauſchender Muſik, wie von der Andacht, begeiſtert.

Die Stadt zog großen Nutzen von dieſem Feſte. Alle Kaufläden waren angefüllt von Fremden, beſonders löſ'ten die Schuhmacher viel Geld und in den zahlreichen Gaſthöfen war oft kein Unterkommen. Aus allen öffentlichen Häuſern tönte Muſik und wo man nur hinſah, wimmelten die Straßen, öffentlichen Gärten und Spaziergänge von Menſchengruppen.

Dieſes Feſt mit der großen Proceſſion wurde auf die eben beſchriebene Weiſe bis zum Jahre 1802 gefeiert, wo es das Erzbiſchöfliche Vicariat zu Mainz abſchaffen wollte, weil es viel Koſten verurſache und die Proceſſion mit den bildlichen Darſtellungen dem Geiſte der Zeit nicht mehr angemeſſen ſey. Allein auf die Vorſtellung der ſtädtiſchen Behörden, daß die Nahrung der Einwohner dadurch einen empfindlichen Stoß erhalten werde, wurde die Proceſſion zwar beibehalten, aber das Ganze dem Geiſte der Zeit mehr angepaßt und ſo abgeändert wurde es im Jahr 1802, bei einem ungeheuren Zuſammenfluſſe von Fremden, zum Letztenmale gehalten. Die bald darauf eintretende Regierungsveränderung und die Occupation der Stadt durch die preußiſchen Truppen waren Urſache, daß es ganz abgeſchafft

wurde, ſo daß nur das Andenken an dieſen merkwürdigen, vergnügten und für viele Gewerbe ſehr einträglichen Tag noch in der Erinnerung derer, die ihn einſt ſahen, zurückgeblieben iſt. —

Frohnleichnam, von dem altdeutſchen Frohn (d. i. Herr) und Leichnam (d. i. Leib) der Leib des Herrn, in der Kirchenſprache **corpus Domini Jesu Christi**, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte Hoſtie, die, nach dem Lehrbegriffe der katholiſchen Kirche, durch die Conſecration in den Leib Jeſu verwandelt iſt *). Dieſer ſchon im 12. Jahrhunderte herrſchend gewordene Lehrbegriff hatte bald die Anbetung der geweihten Hoſtie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jeſu verehren zu müſſen glaubte.

Die katholiſche Kirche hat der geweihten Hoſtie ein eignes Feſt gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfeſt allgemein bekannt und berühmt iſt. Der Urſprung dieſes Feſtes wird verſchieden angegeben; gewöhnlich aber nimmt man an, daß er ſich von den Viſionen herſchreibt, deren ſich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Iſabelle, im Jahr 1230 rühmten. Die erſte wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an ſeiner Rundung, geſehen und durch beſondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieſer Mond bedeute die chriſtliche Kirche und

*) Andere ſagen: Fron (nicht Frohn) heißt ſoviel als heilig (sanctus) und Leichnam bedeutet hier nicht Cadaver, ſondern Corpus carnosum; Fronleichnamsfeſt iſt alſo ein Feſt des heiligen Leichnams.

die Lücke den Mangel eines einzigen Feſtes, nämlich der Anbetung des Leibes Chriſti in der Hoſtie, welches ſie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen ſollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Lüttich, der ſpäter unter dem Namen Urban IV. Papſt wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfeſtes *) und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch ſeine herrliche Meſſe von Bolſena (ein Frescogemälde im Vatican von unübertrefflichem Colorit), verewigt hat, beſtärkte ihn darin In ſeiner Gegenwart fielen einem Meßprieſter zu Bolſena, der noch nicht an die Verwandlung des Brodes in den Leib Chriſti glaubte, während der Conſecration Blutstropfen auf ſein Chorhemde und bildeten, da er ſie in den Falten deſſelben verbergen wollte, blutige Geſtalten einer Hoſtie. **) Das blutige Gewand wird

*) Johann Blaer (er war aus Dieſt in Brabant gebürtig, weßhalb er auch Dieſtemius genannt wird, trat in den Benedictiner-Orden, ward gegen 1495 Prior des Kloſters S. Jacob bei Lüttich und ſchrieb historiam revelationis Beatae Julianae Corneliensi 1230 factae, welche ſowohl zu Donai beſonders gedruckt, als auch in Bzovii Annalibus ad annum 1230 befindlich iſt) erzählt, daß der Cardinal Hugo, Legat des päpſtlichen Stuhls in den Niederlanden, dieſes Feſt zum Erſtenmal in der Martinskirche zu Lüttich ſehr prächtig habe feiern laſſen, bemerkt jedoch, daß dieß mit Unwillen der Canonicorum geſchehen ſey. Seine eignen Worte darüber ſind: id non ex devotione aut obedientia, sed vel ex simulatione aut timore, ut exitus probavit, fecerunt.

**) Andere erzählen, daß durch des Prieſters Unvorſichtigkeit etwas von dem Blute auf das Altartuch gefal-

noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demſelben Jahre, da dieß geſchehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfeſt für die ganze Chriſtenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingſten anordnete und den ihm beiwohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablaß verſprach. Erklärlich iſt nun der Eifer, mit dem dieß Feſt ſeitdem als eines der größten und wichtigſten in der katholiſchen Kirche gefeiert wird. Weſentlich gehören dazu glänzende Proceſſionen, die jede Nation nach ihrem Character mit beſonderm Gepränge ſchmückt.

---

len ſey, worauf der Prieſter, um ſeine Unvorſichtigkeit zu verbergen, denjenigen Theil des Tuchs, welcher von dem Blute benetzt worden, vielfach zuſammengewickelt habe, demnach aber der Flecken in Geſtalt der Hoſtie auf jeder Falte des Tuchs zu ſehen geweſen ſey. Der oben angeführte Blaer erzählt dieß Wunder mit folgenden Worten: Sacerdos igitur quidam Bolseniam veniens, quod est oppidum non longe distans ab urbe veteri, in qua Urbanus IV. cum curia residebat, dum celebraret missam, inter verba consecrationis, dubius in fide, vidit carneis oculis hostiam in forma pietatis et de ea sanguinem fluere in calicem. Eine ähnliche Legende von blutigen Hoſtien hat die Stiftung des niederſächſiſchen Kloſters Waſſerleben im Jahr 1226 befördert. Vergleiche darüber Chron Halberstadt. ap. Abel. antiqu. Saxon. tom. III. p. 328 sq.

Der Carneval, Faſching oder Faſtelabend zu Cöln.

Carneval, der heit're Zecher,
Hat den Momus uns geſandt,
Als er ſich mit vollem Becher
Raſchen Flugs zum Rhein gewandt;
Grüßt die alten Jocus-Brüder,
Küſſet ſie mit Freundlichkeit,
Wecket Sang und Klang der Lieder
Und die Herzen ſind bereit!
Von der Sorge zu geſunden,
Voll von Lieb' und Luſt entbrannt,
Haben Männer ſich verbunden,
Mit Humor und Scherz bekannt!
Laßt die bunten Kappen klingen,
Volle Gläſer klingen drein,
Kräftig Rheinland's Lieder ſingen
Und vor Wonne laut juchhei'n!
Laßt uns — denn wir bau'n die Berge,
Wo die gold'nen Trauben glüh'n —
Wenn im Sumpfland froſt'ge Störche
Fort nach faulen Waſſern zieh'n.
Momus hat uns Glück beſchieden,
Freude! ſey das Loſungswort,
Mit der Pflicht — der Welt in Frieden.

Sing't und kling't und jauchzet fort!
Seh t die hellen Kerzen leuchten,
Seht der Kappen bunte Pracht!
Friſch die Kehlen zu befeuchten,
Winket Bacchus Zaubermacht.
Freude regt die Roſen=Schwingen,
Zündet Geiſter fern und nah —
Auf! zum Tempel laßt uns dringen,
Brüder auf! — Victoria!
Momus, Heil!

J. H. Kaufmann.

Carneval, Faſching heißen die letzten Tage vor der Faſtenzeit, vorzüglich der Sonntag, Montag und Dienstag vor Aſchermittwoch. Dieſe Tage ſind in katholiſchen Städten, von uralten Zeiten her, der Freude geweiht, die dann durch ihren Zauber wieder bindet, was Stand, Rang, Amt u. ſ. w. ſtreng getheilt haben. Jeder, in welchem der Sinn für unſchuldiges Vergnügen nicht ganz erſtickt iſt, nimmt an dieſen Tagen, maskirt oder unmaskirt, in Privatzirkeln, auf öffentlichen Plätzen, auf Bällen, Redouten ꝛc. Theil an der allgemeinen Freude. Und in der That, unter allen Idiotismen iſt wohl das Verlangen, ein periodiſcher Narr zu ſeyn, der unſchädlichſte, beſonders wenn er, ſo wie am Rhein, in herkömmliche Sitten und Gewohnheiten eingreift, wenn bei der Gekkenzunft ſo viel Intelligenz, Witz und Verſtand vorherrſcht, wenn auch die Beſſern, Reichern und Klügern, wie hier, durch active oder Beitrags=Theilnahme dieſem erheiternden Spiele ſich nicht entziehen, weil hier=

durch der ſittliche Zweck der Ordnung bei einem ſolchen Volksfeſt erreicht werden ſoll und wird.

Venedig*), Rom**) und Cöln zeichneten ſich ſtets durch ihren Carneval aus. Wir wenden uns nur hier zur Beſchreibung des Carnevals in Cöln, da dieſer Band der Schilderung von Volksfeſten Deutſchland's gewidmet iſt.

*) Der Carneval zu Venedig iſt der berühmteſte. Er fängt allemal nach Weihnachten an; die Luſtbarkeiten ſind Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes und bisweilen, bei Beſuchen großer Fürſten, noch eine regatta oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen ſonſt die Hazardſpiele die Hauptſache waren, haben ſeit dem Verbote dieſer Spiele im Jahre 1774 ſehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieſes Verbot, daß im Jahre darauf der Carneval wenig von Fremden beſucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italien's verboten ward, trat der berühmte Carneval wieder in ſeine alten Rechte. Nach dieſem gab es in Venedig noch einen zweiten Carneval, die venetianiſche Meſſe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfeſt hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstag anfing und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charactermasken, ſondern bloß venetianiſche Domino's getragen werden.

**) Der Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beſchreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage und beſteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen.

Zwei Tage vor Aſchermittwoch iſt wenigſtens die Hälfte der Einwohner von Cöln (dem Cölniſchen Sprachgebrauche gemäß zu reden) geck, d. i. närriſch. Die Tage ſelbſt führen den Namen: die Nastäge. Eigentlich und wenn man auf die Wortforſchung Rückſicht nehmen wollte, hätte es deßwegen vorhin, ſtatt geck, raſend heißen müſſen. Gewöhnlich werden ſie auch der Faſtelabend genannt und Faſtelabend halten heißt dann, ſich vor dem Anfange der Faſtenzeit recht luſtig machen, ſich noch einmal was Rechts zu Gute thun; der Cölner nennt dieß ganz kurz: ſich recht vermachen.

Die Kloſtergeiſtlichkeit macht, wie billig, den Anfang des Faſtelabends und begeht denſelben die Woche vorher. Es geht dabei recht luſtig zu. Kutte und Schleier wird dann auf die Seite gelegt und man vermummt ſich recht poſſierlich. Verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieß nur in den Klöſtern ſelbſt geſchieht. Der Carneval, den die Nonnen halten, hat den eigenen Namen: die Mützenbeſtapelung. Es findet übrigens noch eine beſondere Urſache ſtatt, warum der Clerus regularis die Faſtnachtsfeier zuerſt vornimmt, die weiter unten angeführt werden ſoll.

Der Adel und die reichen Particuliers bringen dieſe Tage, wie an andern Orten auch, mit Partieen, Soupers, Redouten und Bällen zu. Die Bürgerſchaft beluſtigt ſich auf die ihr ganz eigene Weiſe; aber durchgängig, vom bemittelten Bürger an bis zum Packträger und Bettler herunter, hält Alles Faſtelabend. Junge Leute und alte Gecken mitunter kleiden ſich in Cha-

racter=Masken, was auch das andere Geſchlecht thut, und ſo vermummt durchſtreifen ſie dann einzeln oder in ganzen Banden mit Trommeln und Muſik die Straßen, welche immer mit einer Menge neugieriger Zuſchauer angefüllt ſind. Einige parodiren in ihrem Anzuge die herrſchenden Kleidermoden und machen dieſelben durch Carricatur und Uebertreibung lächerlich. Andere, die in Banden herumziehen, machen größere Vorſtellungen, z. B., des Begräbniſſes des Marlborough, eines Trödelmarktes ꝛc. Daß bei dergleichen Vorſtellungen der Nationalwitz in ſeiner größten Stärke und Lebhaftigkeit erſcheint, iſt leicht zu denken. Zu verwundern würde es ſeyn, wenn der Sectengeiſt ſich hier nicht mit in's Spiel miſchen ſollte, — und in der That trägt auch er redlich das Seinige zu dieſer großen Farce bei.

Nicht ſelten wandelt auch einigen Damen aus den höhern Claſſen die Luſt an, an dieſen Vergnügungen Theil zu nehmen. —

Leute, die keine Maske bezahlen können und ſich doch gern verkleiden wollen — denn es muß gemaskerirt ſeyn, dawider hilft ſchlechterdings nichts — umwickeln ſich von Kopf bis zu den Füßen mit Stroh und ſo ſtellen ſie denn auch leibhafte Strohmänner vor.

Treibt nun die einbrechende Nacht die ganze ehrſame Narrengeſellſchaft nach Hauſe, ſo fängt gleich das Schmauſen an und da geht's ſicher nicht karg her, ſollt' auch das ganze Jahr hindurch bei Einem oder dem Andern Schmalhans Küchenmeiſter ſeyn. Dieſe Gewohnheit, auf den Faſtelabend recht volle Teller und Gläſer zu

haben, iſt bei dem größten Haufen ſo tief eingewurzelt, daß diejenigen, deren öconomiſche Umſtände an der Auszehrung laboriren, das Geld dazu borgen oder Mobilien deßhalb verſetzen. Leute, deren Rechnungen in dieſem Monate müſſen abgetragen werden, klagen häufig darüber, daß ſie ſo wenig zu Gelde kommen können und die mitleidigen Chriſten, die auf Pfänder ausleihen, können nicht genug rühmen, wie viel ſie zu dieſer Zeit zu thun haben.

Während daß nun die halbe Stadt, von trunkener Freude hingeriſſen, herumtaumelt und jauchzet und jubilirt, beſchäftigt man ſich an den heiligen Orten der Stadt mit ernſthaftern Gegenſtänden. In der Exjeſuiten-Kirche wird vierzigſtündiges Gebet gehalten und in einigen Klöſtern gleichfalls gebetet und zwar — für die Sünden, welche die Faſchingsnarren begehen. Die Mönche können auch jetzt dieſes Geſchäft ganz bequem abwarten, denn ſie haben allemal ihren Faſtelabend, wie ich oben ſchon geſagt, die Woche vorher gefeiert.

Aber Narren, ſollte man ſagen, könnten nicht ſündigen? — Doch die Faſchingsnarren ſind's ja nur in Hinſicht des Anzugs und der Franzoſe ſagt: l'habit ne fait pas le moine. Vermuthlich iſt dieſer Gebrauch, die allenfallſige Begehung von Sünden per anticipationem, oder die begangenen auf friſcher That gleich bei Gott abzubitten, noch ein Stückchen von der theologiſchen Quackſalberei mancher Söhne des Inigo, dergleichen ſie mehr ſollen ausgeübt haben, um der ganzen Chriſtenheit zu zeigen, daß dem Menſchen

nicht einmal Gift ſchaden könne, weil ſie durch Gegengift die Wirkungen deſſelben gleich zu vertreiben wüßten.

Mit dem Anbruche des Aſchtages verſchwindet Alles, was Faſtnachtsluſtbarkeit heißt. Nun geht man zur Kirche und holt ſich ein Aſchenkreuzchen, oder kürzer, man läßt ſich äſchern. Diejenigen, welche bis an das Morgenlicht fortgeſchwärmt haben, werfen dann nur ihre Faſchingskleider ab, legen andere an und gehen ſogleich in die Kirche. Der Contraſt dieſes Tages gegen die vorhergehenden iſt zum Erſtaunen auffallend. Man wähnt nicht mehr in einer und ebenderſelben Stadt zu ſeyn, ſo ruhig, ſo ſtill, ſo einſam iſt es überall.

So wurde dieſes ſchöne, wohl das ſchönſte der deutſchen Volksfeſte bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, bis zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion, alljährlich mit großer Luſt und Fröhlichkeit gefeiert; da jedoch verlor ſich mit der Geiſtesfreiheit auch Luſt und Scherz. Aber im Jahr 1824 regte ſich das neckiſche Leben wieder. Damals trat nämlich eine Geſellſchaft heiter-verſtändiger Männer zuſammen, welche durch die läßliche Fiction, daß die Königin Venetia, geneigt, auch einmal auswärts nach einem Spaße ſich umzuſehen, dem König Carneval zu Cöln einen Beſuch abſtatten werde, gar ſchickliche Einleitung fand, worauf denn Alles ſorgfältig vorbereitet und zuletzt muſterhaft ausgeführt wurde.

Der Gedanke, die Einholung und Verlobung der Prinzeſſin Venetia mit dem Könige Carneval zu begehen, hatte ſich aller Köpfe bemächtigt; die Reiſe-

route der fahrenden Prinzeſſin war ein wichtiger Zeitungsartikel geworden; Programm und Gedichte hatten die Einbildungskraft in gemeſſener Folge genährt und man glaubte, in der That, zuletzt ſelbſt an dieſe Zauberdame, welche ſogar die öffentlichen Behörden nicht verläugneten. Endlich erſchien ſie mit großem Gefolge und ward ſammt ihrem edlen Freunde in verſchiedenen Aufzügen auf's Anſtändigſte und mit würdigem Ernſte zu Aller Freude wirklich öffentlich ſichtbar.

Wie nun damals Staffeten das Nahen und die Ankunft der Prinzeſſin Venetia verkündeten, ſo wird es jetzt mit dem Harlekin getrieben, über deſſen Annäherung unaufhörlich Couriere Nachricht bringen.

Um jedoch unſern Leſern, die noch nie einem Carneval beiwohnten, es möglich zu machen, eine ſolche Luſtbarkeit ſich, ſo viel als dieß möglich iſt, zu vergegenwärtigen, laſſen wir hier eine gedrängte Darſtellung dieſes höchſt ergötzlichen und ſinnigen Feſtes, wie es im Jahr 1824 gefeiert wurde, folgen. Daß der Aufzug nie ein und derſelbe iſt, ſondern jedes Jahr ein anderer gehalten wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Mit innigem Entzücken hatte Venetia, die ſtolze Königin des Meeres, im vorigen Jahre in ihrer Inſelreſidenz vernommen, daß der Held Carneval in Cöln am Rhein wieder ſeinen heitern Thron beſtiegen habe, und ihr edler, biederherziger, allgeliebter Geſandte, der Graf Geniosottile, accreditirt am Hofe des Helden, wußte auf diplomatiſchem Wege, durch ſeine weiſen und jovialen Berichte, das Herz ſeiner hohen Gebieterin ſo für den Helden einzunehmen und Hochdieſelbe

ſo zu begeiſtern durch die niedlichen Floskeln ſeiner maleriſchen Schilderung, daß die Erhabene ſich entſchloß, in höchſteigner Perſon dieſes Jahr ſich an das Hoflager des Geprieſenen zu begeben und ſich von deſſen perſönlicher Anmuth, vom frohen Geiſt ſeiner Vaſallen und von der Herrlichkeit ſeines einzigen Feſtes mit eigenen Augen zu überzeugen. Wir verdanken ferner dieſe außerordentliche Gunſt der hohen Weisheit und tiefen Gelahrtheit des Leibarztes der Fürſtin, des Barons Toccacuore, welcher in einer gründlich durchdachten, einzigtiefſinnigen, faſt unverſtändlich gelehrten Diſſertation*) die Einladung des Geſandten zu unterſtützen ſuchte, indem er klar bewies, daß die vielbeſuchten Bäder und Heilquellen der Duffesbaach in der Nähe der ehrwürdigen Colonia Agrippina für Hochdero Geſundheit die erſprießlichſten in Europa wären. Seine Durchlaucht der Doge von Venedig, il Duca Guardino Atalante, erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Illustrissima zu begleiten, welches dieſen um ſo mehr erfreute, da er als großer Antiquarius die Alterthümer der urſprünglich-römiſchen, mit Italien verwandten Colonia Ubiorum in Augenſchein nehmen wollte, beſonders die vielfach beſchriebenen und mit gelehrten Commentaren beleuchteten Aquaducte der Duffesbaach. Schneller, als ein Lauffeuer verbrei-

*) Dieſe weltberühmte myſtiſche Diſſertation erſchien in der Univerſitäts-Buchhandlung in Dülken in Arabiſcher Sprache, nebſt einer Ueberſetzung in's Hebräiſche vom allbekannten dortigen Profeſſor Pancratius Schellencappius.

tete ſich dieſe frohe Kunde über Helvetien den Rhein hinab und wohin ſie nur kam, war der Jubel unbeſchreiblich. Freilich erhoben ſich, wie bei allen wichtigen Ereigniſſen, in den öffentlichen Blättern Zweifel, ſowohl über dieſe ihre Reiſe ſelbſt, als über die Route, welche ſie einſchlagen würde, um ſo mehr, weil mehrere, ſonſt befreundete Nachbarſtädte ſich auch dieſe Ehre des Beſuchs anzumaßen ſuchten, welches aber den tieferſehenden Diplomaten um ſo unwahrſcheinlicher vorkam, da in jenen Städten nicht einmal ein Venetianiſcher Geſandte reſidirte. Gleichwie aber die heilbringende Sonne alle finſtern Gewölke endlich verſcheucht, ſo verjagte auch alle dieſe Zweifel folgende buchſtäbliche Nachricht, welche uns die Cölner Zeitung bald darauf mittheilte.

„Cöln, den 6. Februar 1824.

So eben überbringt uns ein außerordentlicher Courier die höchſt erfreuliche Nachricht, daß die **Signora Venetia** auf der Brigantine **Arlechino**, geführt vom Contre-Admiral **Sempre Allegro**, in Livorno glücklich gelandet iſt und ſich von dort aus in die berühmten Heilquellen der Duffesbaach, in unſerer Nachbarſchaft, begeben wird. Die Geſellſchaft der Badegäſte wird um ſo glänzender ſeyn, da wir vernommen, daß der ſämmtliche Hofſtaat des Cölniſchen Helden Carneval dahin abgegangen iſt, um für die **Signora** eine Ihrer würdige Aufnahme zu bereiten."

Ob dieſer gewiſſen Kunde ſpiegelte ſich eine allgemeine Freude in den Augen aller Bewohner von Cöln,

welche durch die in dem nämlichen Blatte den Tag darauf folgende geniale Bekanntmachung noch erhöht wurde.

„Cöln, den 7. Februar 1824.

Da es dem Cölniſchen Publicum nach der geſtern mitgetheilten, zwar erfreulichen, aber, wie es uns ſcheint, noch einer Beſtätigung bedürfenden Courier-Ausſage nicht unangenehm ſeyn wird, etwas Näheres und Beſtimmteres in Beziehung auf den uns bevorſtehenden Beſuch der Venetianiſchen Carnevalsfürſtin zu erfahren, ſo theilen wir demſelben das mit, was das heutige Faſtnachtsblatt in ſeinem offiziellen Abſchnitte darüber enthält, und wünſchen, daß wir bald im Stande ſeyn werden, den Carnevalsfreunden die beruhigende Nachricht von der glücklich beendigten Seefahrt mitzutheilen.

In jeder Hinſicht zu verbürgende Correſpondenz-Nachrichten beſtätigen das ſchon längſt in Umlauf gekommene Gerücht, daß die Signora Altissima des Carnevals beſchloſſen hat, der Carnevalsfeier dieſes Jahres in Cöln beizuwohnen. — Der in den Lagunen faſt vermoderte Bucentaurus wird ausgerüſtet, um die Signora Altissima aufzunehmen; die zur Begleitung auserleſene Schaar, die hohen Hofchargen wetteifern in ihren Einrichtungen, damit die Ueberfahrt der heitern Herrſcherin ſo glücklich von Statten gehe, als ihr Einzug hierſelbſt glänzend ſeyn ſoll. Mit dem Beherrſcher der Winde ſowohl, als mit jenem der Meeresfluthen ſind Auxiliarverträge abgeſchloſſen —

zum Ueberfluſſe mit der Phönixgeſellſchaft Aſſecuranz-Negotiationen eröffnet. — Alles iſt geſchehen, was die ſichere Hoffnung gewähren kann, daß die Signora Altissima am Jahrestage der Thronbeſteigung unſeres vielgeliebten Helden Carneval's, alſo am 29ſten Februar d. J, hier eintreffe. Unter den Hof- und Dienſtleuten iſt Alles in der größten Bewegung, einen dem liebenswürdigen Character der beiden Herrſcher angemeſſenen herrlichen Empfang zu bereiten. Man erwartet binnen Kurzem die Publication der auf die Feſtlichkeiten Bezug habenden Verordnungen und zweifelt nicht, daß der den Cölnern angeborne Frohſinn bei dieſer Gelegenheit Veranlaſſung nehmen wird, zu zeigen, daß ſie auch unter dem Herrſcherſtabe der Freude treue, liebende Unterthanen ſind. Der zum Freudenmeiſter beſtellte Hanswurſt läuft voll Geſchäftigkeit hin und her, denn er will dem Venetianiſchen Arlechino nicht nachſtehen, — der Hofpoet dichtet, die Capelle probirt, — die verſchiedenen Deputationen memoriren, der luſtige Rath macht Plane, — kurz, Alles iſt im Gange, ein Freudenfeſt zu geben, wie es dieſe Stadt noch nicht geſehen.

Obſchon wir uns bis zur Publication des Feſtprogrammes mit Hypotheſen über die Art der Feier begnügen müſſen, ſo ſind wir doch autoriſirt, Folgendes ſchon jetzt bekannt zu machen:

1. Wird der Einzug der Herrſcherin Sonntag den 29. Februar, Nachmittags 3 Uhr, durch das Severinsthor ſtattfinden.

2. Wird die feierliche Präſentation Montag den 1. März, Morgens 9 Uhr, auf dem Neumarkte, wo zu dieſem Ende alles vorbereitet wird, erfolgen. Die fremden Geſandten werden hier ihre Aufwartung machen und die herkömmlichen Geſchenke überreichen.

3. Wird an demſelben Abende, um 9 Uhr, ein großer Maskenball gegeben werden, auf welchem unſer Held mit dem lieben Gaſte ſich der frohen Menge zeigen und unter den üblichen Feierlichkeiten den erſten Tanz beginnen wird. Der wahrhaft prachtvolle Saal des Kaufhauſes Gürzenich iſt zu dieſem Feſte beſtimmt; tauſend Hände ſind damit beſchäftigt, ihn auf's Prächtigſte einzurichten und zu decoriren. Binnen Kurzem werden die Eingangskarten ausgetheilt werden, wobei das Publicum darauf aufmerkſam gemacht wird, daß die Zahl der auszugebenden Einlaßbillete nach Maasgabe des Raums limitirt worden iſt, wonach es räthlich erſcheint, ſich deren baldmöglichſt zu verſchaffen."

Dieſe Anzeige vermehrte den allgemeinen Jubel des Volkes, welches ſich in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht hatte. Hierauf wetteiferte alles in den glücklichen Ringmauern der thurmreichen Colonia, vom Helden Carneval bis auf den Geringſten; Groß und Klein, Jung und Alt, Alles war in geſchäftiger Bewegung zum würdigen Empfange der Illustrissima. Die vorzüglichſten Gebäude und Gaſthöfe wurden für die höchſten und hohen Herrſchaften beſtellt und auf's Eleganteſte eingerichtet; zur Aufnahme der Fürſtin ſelbſt war der Kaiſerliche Hof

gewählt. Ein feſtordnendes Commité, aus den Erſten der Stadt zuſammengeſetzt, leitete das Ganze mit weiſer Gewandtheit, geſchmackvoller Sachkenntniß und löſ'te die höchſt ſchwierige Aufgabe auf's Vollkommenſte. Die Herren von der Feder und die Herren vom Leder, Nähr-, Wehr- und Lehrſtand, Alles rang mit tauſend regſamen Händen nach einem und demſelben allbeglückenden Ziele. Der luſtige Rath verkündete ſein geiſtreiches Programm, der Hofpoet beſtieg ſein allzeitfertiges Muſenroß und ſang joviale Faſtnachtslieder. Auch die Cölniſchen Funken, dieſe lorbeergekrönten, niebeſiegten Helden, wurden wieder in's Leben zurückgerufen und von Neuem angeworben durch folgende öffentliche Bekanntmachung.

„Cöln, den 14. Februar 1824.

Zur Verherrlichung des am künftigen Faſching ſtattfindenden Zuges, ſo wie zur Bewachung unſeres Helden Carneval's, haben bereits mehrere Faſtnachtsfreunde ſich dahin vereint, auch eine Ehrenwache zu Fuß, und zwar die vormaligen Vertheidiger unſerer Vaterſtadt vorſtellend, zu errichten.

Damit dieſelbe jedoch ſowohl hinſichtlich ihrer Stärke, als ihres Coſtüms der berittenen Garde nicht nachſtehe, ſo wird dieſe Anzeige hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, mit dem Aufruf an Diejenigen, welche an dieſer Feierlichkeit mit Theil nehmen wollen, ſich am nächſtkünftigen Sonntage den 15. d. M. Nachmittags 2 Uhr in dem dazu neueingerichteten Werbhauſe, Comödienſtraße Nr. 3899, ein-

zufinden, wo ihnen das Nähere hierüber mitgetheilt wird.

De Saach het Ihl, dröm Hären! meld üch glich,
Domet dernoh nit noch Muntor gebrich.
Un dem et nu gefällt,
Met zo trecken en et Feld,
Då kritt als Handgeld noh der aalen Wies
Ei Röggelchen, veer Luth lemmeſche Kies,
Ne Ståz, freſeerte Hooren
Un ei Gläschen Clooren *).

An dieſe Einladung ſchloß ſich einen Tag ſpäter nachſtehender

Aufruf an die Cölner zur Ehrengarde der Venetia.

Alaaf! alaaf eer Cöllſche Jungen!
Eer ſollt han en große Ehr;
En der Schmierſtrohs trefft eer ungen
Mich em Werfhuhs em Quartehr;
Sin ſe auch ens Knatſch verſunken,
Stont ſe doch, de Cöllſche Funcken,
Durch üch vun den Duhden op,
Und ſint widder bovven drop.

Nit zo hauen, nit zo ſtechen,
We't gehöt dem tapfern Held,
Seinem auch den Hals zo brechen,
Treckt eer nu nit en et Feld,
Auch nit op de Fühlinger Heiden: —
Ekkers well ich üch vereiden
Ei Paar Dåg lang als Vaſall
För den Helden Carneval.

*) Klaren Branntwein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ruhde Röck met wiiſſen Kragen
Kritt eer dann ôm ôren Liif,
Un ich ſchnall'n ûch ôm den Magen
An de Sick 'nen Zabel ſtiif;
Un vun Nürnberg lohſſ'n ich kummen
Flinten, Piiffen un auch Trummen;
Unger de Nas mohlt Alt und Junk
Sich den Baat met ſchwatzem Unk.

Sontags mutt eer vôr aach Oren
All ald op dem Nümaat ſtohn:
(Wann et râhnt, dôrft eer nit ſchoren)
Mutt dem Tack noh leren gohn. —
Künnt eer dann good exerzeren,
Dann ſollt eer auch paraderen
Vôr'm Hutell glich an der Dôôr
Als de eſchde Gard d'Hunndôr.

Dann noh Cöllen — Kameraden! —
Es zo uns de Domina
Vun dem Helden engeladen
Op Viſit — Venetia:
Se râch ſtattlich zo empfangen,
Es dem Helden ſi Verlangen;
Drôm muß jeder dun ſin Beß,
Zo verherrlichen dit Feß.

Nu, wer Loß hett, muß ſich zauen,
Hâ kritt Geld glich op de Hand,
Dat gitt hâ dann ſinger Frauen
Fôr zo kauffen Proviant.
Un hâ muß et ſich zor Ehren
Rechnen an, met zo vermehren
Uus der edlen Natiuhn
He dat Cölſche Battaljuhn.

Vun Künnigsfeld, Kummandant.

Der lebendige Verkehr der Couriere und Staffetten gab der Freude der Cölner einen immer höheren Aufſchwung, vorzüglich als ſie in der Zeitung bald nachher folgende Nachricht laſen:

Cöln, den 21. Februar 1824.

So eben erhalten wir die ſichere, ungezweifelte Nachricht von Lyon, daß der Haushofmeiſter, der Leibarzt und der Mundſchenk der erlauchten Venetia, im Gefolge von mehreren Nobilis, gedachte Stadt paſſirt ſind, um ungehemmt ihre Reiſe nach Deutſchland fortzuſetzen und in Cöln die gehörigen Vorbereitungen zum Empfange der Erhabenen zu treffen. Es ſteht nach dieſer Nachricht feſt, daß gedachte Chargen Donnerstag den 26. dieſes allhier eintreffen und durch das Severinsthor ihren Einzug halten werden.

Wie untrüglich dieſer Bericht war, beſtätigte einige Tage darauf nachſtehende extraordinäre

Telegraphische Nachricht.

Todter-Jude *) den 26. Februar 1824,
Nachmittags 3 Uhr.

So eben paſſirte hier der Marcheſe Grannaſato, Haushofmeiſter und erſter Quartiermacher der erlauchten Venetia, nebſt den Grafen Baſſaviſta, Kämmerer und Peruchaccio, Leibarzt, dem Oberförſter Cervaccio, dem Mundſchenken Buonvino

*) Der Todte-Jude iſt ein vor dem Severinsthore gelegenes Wirthshaus, eine Viertelſtunde von der Stadt.

und Gefolge und überbrachten uns die feſte Zuſicherung, daß ihre Beherrſcherin, die ſehnlichſt erwartete Holde, künftigen Sonntag Nachmittags unfehlbar in Cöln eintreffen werde.

Wirklich erſchienen auch eine Stunde ſpäter die genannten hohen wälſchen Magnaten, nebſt großem Gefolge, in vier- und dreiſpännigen Wagen, von blaſenden Poſtillionen und Läufern geführt und von zahlloſen Zuſchauern begleitet.

Wir können uns nicht enthalten, eine flüchtige Bezeichnung dieſer charácteriſtiſch-coſtümirten Masken in gedrängter Kürze vorzulegen.

Mit Erſtaunen ſahen wir in einem vierſpännigen Wagen den hochnaſigen Marcheſen Grannaſato, welcher wohl ſeinen Familiennamen dieſer ehemals kurfürſtlich genannten vornehmen Eigenſchaft dem auf ſeinem Antlitze hervorragenden Bergrücken verdanken mochte. Sein edler Anſtand und ſein ganz conſequentes Geberdenſpiel vereinigten in ihm den ſtrengen und den lebensluſtigen Hofmann. Seine Dienerſchaft, aus Mohren beſtehend, war elegant und der Charge ihres Herrn angemeſſen.

Einer dieſer Mohren war ein wirklicher Mohr von Geburt; treulich copirte dieſen ſein maskirter College und es erregte ein befriedigendes Lachen, daß mitunter das Publicum ſich in Wetten einließ, um den ächten von dem unächten, oder umgekehrt, zu unterſcheiden.

Nicht minder intereſſant war der Geheimſecretair Graf Baſſaviſta, welcher im prachtvollen Gallaklei-

de ſich in ſeinem dreiſpännigen Wagen bequem aus⸗ſtreckte und von den aus allen Fenſtern hinunterblitzenden Augen der ſchönen Deutſchen Blondinen und Brunetten ſo entzückt und verblendet war, daß er zu ſeinen natürlichen noch zwei Brillenaugen nehmen mußte, wozu noch ein fünftes Auge, eine ſcharfſehende Lorgnette kam, gleichſam als wollte er als Geheimſecretair auch die geheimſten Winkel der Herzen der Schönen durchſchauen.

Ihm zur Seite ſaß der Geheimſecretair und Leibchirurgus Peruchaccio, welcher, die nordiſche Luft fürchtend, ſein gelehrtes Haupt und ſämmtliche Appartinenzen bis zu der großen Zeh hinunter in eine gewaltige Allongenperücke von mehreren hundert Locken wie in einen Pelzmantel verhüllt hatte. Ueber den hohen Häuptern dieſer genannten Herren ſchwebte, gleich einem Regenſchirm, ein rieſenmäßiger Hut, unter welchem man bei genauerem Forſchen einen dienſtbereitwilligen Officianten bemerkte.

Mit Bauernvorſpann ward dann der lebensfrohe und behagliche erſte Mundſchenk der erlauchten Venetia, Buonvino, herbeigezogen; die wahre Lebensphiloſophie blickte ruhig aus allen ſeinen Zügen hervor; wie der gekrönte Held zwiſchen ſeinen Siegestrophäen, ſo ſaß er zwiſchen Weinfäſſern und den übrigen Inſignien ſeines Standes. Sein Familienwappen, ein Römerglas, ſchmückte ſeinen großen Claquehut, ſeinen dickbäuchigen Körper ein duftendes Gewand von Rebenlaub und Trauben.

Der Oberhofcredenzer, Graf di Capellone, verhüllte ſich in ſeinen Mantel und blieb, ſo zu ſagen, incognito.

Auch iſt es eine Controverſe unter den Hiſtoriographen, ob der Oberpagenmeiſter, Graf Ochſenpislio, ein Verwandter oder Freund des Magiſter Schlendrian, oder ob er ſogar nur eine und dieſelbe Perſon mit dieſem war. Die Hofcouriere Knallpeitſchio, Gelbabozza, Waldhornio, Barbanera, Mentoturchino näher zu beſchreiben, wäre wohl überflüſſig, da ihre Namen ſie hinreichend bezeichnen.

Dieſe vornehmen Fremden fuhren nach dem kaiſerlichen Hofe, beſahen die zur Aufnahme des Hofſtaates beſtimmten Locale und nachdem ſie auf einer Spazierfahrt durch die Stadt deren Hauptmerkwürdigkeiten ſowohl in hiſtoriſcher, als in artiſtiſcher Hinſicht in Augenſchein genommen hatten, wobei ſie auf's Freundlichſte die ſie zahllos begleitenden, laut aufjauchzenden Menſchenſchaaren begrüßten, begaben ſie ſich nach dem Saale des Kaufhauſes Gürzenich, wo der feierliche Ball gehalten werden ſollte und wo bereits eine Deputation des Cölniſchen Hofes ſich verſammelt fand, an deren Spitze der Großceremonienmeiſter ſtand, um die angenehmen Gäſte zu bewillkommnen. Der Dragoman oder Dolmetſcher, Marquis Parlatutto, beeiferte ſich, die gegenſeitigen Complimente und Höflichkeitsbezeigungen den beiden Deputationen zu erklären.

An demſelben Abend um die neunte Stunde hörte man plötzlich den alten allgemein beliebten Zapfenſtreich der Cölniſchen Funken; ihr Corps zog in wohlgeregelter Ordnung auf, den Tambourmajor an ihrer Spitze, der, obgleich ein Tambour minor von Geſtalt, doch ſehr feſt einherſchritt und ſtreng nach dem Tact mit leichter Behendigkeit ſeinen großen Tambourmajorſtab ſchwang. Aus allen Straßen und Häuſern ſtrömte das ſchauluſtige Publicum herbei und ſchloß ſich an die Söhne des Mars im Militairſchritt an. So brachten ſie dem von der Allgemeinheit der Geſellſchaftsglieder erwählten Helden Carneval ſowohl, als den eben eingetroffenen fremden Gäſten, nebſt den höchſten Behörden der Stadt, eine feierliche Serenade, welche am andern Tage mit vergrößertem Muſikchor wiederholt wurde.

Am Sonnabend ſchien die Begeiſterung für das bevorſtehende Feſt ſchon den Culminationspunct erreicht zu haben. Alles, was ſich zur Erhöhung der Freude in den Faſchingstagen beſtimmt hatte, vereinigte ſich in dem Locale des feſtordnenden Commité's und Tauſende harrten vor demſelben, angelockt von den befreundeten Tönen der dort zur Liederprobe verſammelten Muſikchöre. Von dem Geiſte der Freude und Eintracht ergriffen, zog die lärmende Schaar, wie eine Lawine alles umſtehende Gleichgeſtimmte aufnehmend, unter Jubeln und Vivatrufen durch die langen Straßen. Der Zapfenſtreich wechſelte mit klingendem Spiele der drei vollen Muſikchöre. So ergoß ſich der frohe

Taumel durch die ganze Stadt; überall herrſchte für dieſe Zeit Frohſinn, Einheit und Ständegleichheit.

Endlich erſchien der längſt erſehnte Faſtnachtsſonntag. Die ganze Stadt erſchien heute in wahren Feiertagskleidern; die Wappen von Cöln und Venedig prangten an vielen Stellen; bunte Fahnen wehten von Fenſtern und Söllern; Sterne, Kronen und Schilder ſchmückten die Hauptſtraßen. An den vier Winden ſah man bei'm Cölniſchen Hofconditor Zucceratus Hobelſpien, in der Budengaſſe bei dem Venetianiſchen Hofconditor Palatoſoave, an der Salomonsecke bei dem Hofbuchhändler Holofernes Titelblatt, eben ſo bei dem Hofagenten Hans Jörgen Opgeld die Wappen, Inſignien und Fahnen der reſpectiven Herrſchaften.

Ein galloppirender Lucifer, der eine brennende Leuchte als Schild auf ſeinem Arme führte, hielt an jeder Straßenecke und auf freien Plätzen ſtill und forderte die Bürger zur freiwilligen Beleuchtung bei hellem Tage auf. Ein Nachtwächter, mit einer großen Schelle wie eine kleine Glocke, fuhr hinter ihm; er ſchellte das Volk zuſammen und wiederholte dieſelbe Aufforderung in Cölniſcher Mundart; desgleichen ein corpulenter Gaffelbote, der, im Wagen aufrechtſtehend, in geſchäftiger Eile an die Vorübergehenden komiſche Zettel vertheilte und an alle Hausthüren anheftete, welche gleichfalls zur freiwilligen Beleuchtung einluden, die denn auch bei der Ankunft der Prinzeſſin in ſehr vielen Häuſern wirklich ſtattfand.

Um zehn Uhr Morgens zogen ſchon die Funken nach dem Neumarkt hin und ihr Commandant, der Herr von Künnigsfeld, welcher für die drei Tage das Regiment der Stadt übernommen hatte, theilte die Parole daſelbſt aus und ließ ſeine Waffengefährten vor ſich defiliren, nachdem er früher ſeine Befehle in einer herzergreifenden Rede ihnen mitgetheilt und ihnen die Pflicht der Subordination und Disciplin eingeſchärft hatte. Hierauf ließ der Commandant: Rührt Euch! commandiren und die drolligſten Späßchen wurden von den treu copirten Cölniſchen Funken ſo gegeben, wie ſie früher die Cölner im ernſten Leben in natura geſehen hatten.

Um zwölf Uhr bezogen die Leibcüraſſiere die Wache am kaiſerlichen Hof und eine Abtheilung derſelben begab ſich durch das Severinsthor der Prinzeſſin entgegen.

Schon um drei Uhr war das Menſchengewühl in den Hauptſtraßen unbeſchreiblich und die von den vier Winden bis zu dem Todten-Juden auf dieſem weiten Wege verſammelte Menſchenmaſſe glich einem beweglichen, ſchwarzen, weißpunctirten Teppich; Alles war in voller Erwartung. In bunten Trachten ſprengten Schlag auf Schlag 24 Couriere auf keuchenden Pferden herbei, die Annäherung der Prinzeſſin verkündigend, welche denn auch wirklich um vier Uhr, unter dem Donner der Canonen, erfolgte. Dem Zuge voran ritt eine Abtheilung imponirender blank gepanzerter Garde-Cüraſſiere; dann folgten die Abgeordneten des Helden Carneval, hierauf in einem ſechsſpännigen verſchloſſenen Stadtwagen die Sonne des Tages, die ſehnſüchtig erwartete Illustrissima ſelber, leider

unſichtbar für profane Augen, aber dem poetiſchen und eingeweihten Blicke hell leuchtend im Dunkel gleich einem Karfunkel. Müde von der weiten Reiſe und noch erſchrocken, weil ihr eigner Wagen bei der Hofkirche die Achſe gebrochen, ſaß ſie von ihrer nächſten Umgebung umringt und ſtärkte die zarten Nerven ihrer Geruchsorgane mit einem Fläſchchen **Eau de Cologne**, welches ihr der Held bei der Nachricht ihres Unfalls durch ſeinen Hofnarren zur Stärkung zugeſandt hatte. In ihrem Gefolge befanden ſich in vierſpännigen und zweiſpännigen Wagen die Haushofmeiſterin, Gräfin Scherzoballante, die Hofdamen Fräulein Colombetta, Grazioſa und die Herzogin Furbettina amante; der Doge von Venedig Duca Guardino Attalante, der Großadmiral Graf Cacciaventi, der Seneſchall Graf Togadorata, der Haushofmeiſter Graf Vigliaſempre, der Hofceremonienmeiſter Graf Soavegeſto, der Hofkoch Buonguſto, der Leibarzt Baron Toccacuore, der Hofapotheker Theriaconero, der Hofcourier Marquis Dantino Allegretto, der Hofcapellmeiſter Radicati, der Hofnarr Policinello, der Senator und Protonotarius Merluzzo, der Director der Hofſänger Graf Furioſo di Cembalo, der Troubadour Chiaravoce, die Hofpagen Alegretto, Dolcinello und Grazioſo, Arlechino nebſt Frau und Kindern. Auch für Proviant war hinreichend geſorgt; der vierſpännige Küchenwagen war ſo reichlich mit allen erdenklichen Sorten Geflügel, Wildpret, ſeltenen Gemüſe- und Obſtarten ausgeſchmückt, daß manchem Gourmand der Mund dar-

nach wäſſerte. Hinter den hohen Gäſten folgte eine Anzahl von Wagen und Reitern, welche ihnen entgegengeeilt waren und ihnen das Ehrengeleit gaben.

Der Zug ging zum Hôtel der Prinzeſſin, welches ebenfalls auf's Schönſte illuminirt war. Nachdem die Erlauchte daſelbſt abgeſtiegen und ſich von den Reiſeſtrapatzen erholt hatte, geruhte ſie ihrem, in der **Colonia** accreditirten Geſandten nebſt ſämmtlichem Legationsperſonale, welche feſtlich auffuhren, Audienz zu ertheilen. Hierauf wurde der Funkengeneral, Reichsgraf von Mordblitz, der Commandant, Herr von Künnigsfeld nebſt Adjutanten, der Chef der Leibgarde zu Pferde, Herr von Haudegen, vorgeſtellt, welche um die Gnade nachſuchten, Höchſtdero Perſon durch ihre Wachen beſchützen zu dürfen, welches die Erlauchte mit Wohlgefälligkeit geſtattete.

Mehrere andere Perſonen, die dem alten Herrn in Venedig theils gedient, theils auch in Olimszeiten mit jenem Hofe in diplomatiſchen Verbindungen geſtanden hatten und des hohen Alters wegen in Porte-chaiſen zum Hôtel getragen wurden, konnten nur zur Privataudienz gelaſſen werden und die feierliche ward auf den andern Morgen verſchoben, weil Venetia nach einem kleinen Diner ſich zur Ruhe zu begeben wünſchte. Um zehn Uhr verkündete der Reichsherold auf dem Balle im neuen Kuhberg der verſammelten Menge die Ankunft des längſt erſehnten hohen Gaſtes und theilte ihnen die Wünſche ſeines Herrn, bei den deßhalb angeordneten Feſten frohe Laune und unge-

feſſelte Freude mit edlem Anſtande zu verbinden, in kurzen Worten mit.

So endigte für dieſen Tag die Feier.

Kaum brach der andere Morgen an, als die meiſten Bewohner von Cöln und die vielen anweſenden Fremden aus Frankreich, Holland und den Nachbarſtaaten ſich von ihrem Lager erhoben, um dem bevorſtehenden, viel verheißenden Feſte des heutigen Tages frühzeitig entgegenzueilen. Friſeure, Barbiere, Schneider, Schuſter, Putzmacherinnen, kurz Alles, was zur Toilette gehörte, war in Bewegung; Kammerdiener und Zofen, Hausknechte, Laquaien und Bediente, Alles lief ſich faſt die Beine weg und zahlloſe Equipagen, Reiter und Fußgänger füllten alle Straßen. Nach zehn Uhr ſetzte ſich der Zug des Cölniſchen Helden in Bewegung und erreichte, umwogt von einer unzähligen Schaar von Zuſchauern und Begleitern, den zum Huldigungsplatze beſtimmten ſchönen Neumarkt. Angelangt auf demſelben, bildeten die Garden zu Fuß und zu Pferd einen Halbkreis. In vollem Galopp flog der achtſpännige Wagen des Helden, von jenen ſeiner Hofchargen begleitet und von ſeinen Leibgarden gedeckt, zu der für dieſen Zweck errichteten hohen Tribüne. Hier ſtiegen ſämmtliche Hofchargen aus ihren Wagen und die Pagen mit ihrem Gouverneur, welcher ihnen mit der Ruthe in der Hand die Beobachtung der Etikette auf's Sanfteſte einzuprägen geſucht hatte, eilten mit zephyrleichten, geflügelten Schritten, den Helden zu empfangen und die Schleppe ſeines Mantels zu tragen. Die Ankunft des Helden bezeichneten wiederholte Kanonenſchüſſe und ein

volles allgemeines Vivatrufen, begleitet von Pauken- und Trompetenſchall und dem Einklange ſämmtlicher Muſikchöre. Der Held beſtieg hierauf die Tribüne und ließ ſich auf dem dort befindlichen Purpurſeſſel nieder. Seine Hofbeamten reihten ſich um ihn herum, die Pagen ſtellten ſich hinter ihn nebſt ihrem Gouverneur und Jeder harrte mit aufmerkſamen Blicke der ſcherzhaften Befehle. Hierauf ließ der Held durch ſeinen Hofnarren, nach uralterthümlicher Gewohnheit, den Hanswurſt zum Ritter ſchlagen und überreichte ihm die Pritſche durch die Hände ſeines Ceremonienmeiſters. Durch den Mund ſeines reichgeſchmückten Canzlers ließ er zugleich dem Herold befehlen, den luſtigen Vaſallen ſeines Reichs zu verkünden, daß das Feſt ſeinen Anfang genommen und die lang erſehnte Fürſtin Venetia, die man auf's Würdigſte empfangen möge, bald erſcheinen würde. Der Reichsbannerträger ſchwang hierauf die Fahne nach allen vier Weltregionen und zeigte die feierliche Ankunft der Prinzeſſin an. Kanonendonner, aufſteigende Raketen, Muſik von allen Seiten beſtätigte die frohe Kunde. Ein majeſtätiſcher Zug, angeführt vom venetianiſchen Geſandten, entfaltete nun ſeine langen Reihen auf dem inneren Raume des Platzes und durch ſie flog die ſchwanenförmig gebildete Gondel, welche die Prinzeſſin in ſich aufgenommen, vom Steuermann Oceanus geführt, herbei; ihr folgten der Doge nebſt dem Seneſchall, die Gouvernante nebſt ſämmtlichen Hofdamen. An den Stufen des Thrones ſtieg die Prinzeſſin aus und die jungen Mohrenpagen trugen die Schleppe ihres reichgeſtickten azurnen Mantels. Der Held ſchickte

ihr ſeinen Ceremonienmeiſter entgegen, um ſie huld=reichſt zu empfangen und ſchritt ſelbſt eine Stufe hin=unter, reichte ihr die Hand zum frohen Willkommen und bat ſie, neben ſich auf dem zur Seite ſtehenden Seſſel Platz zu nehmen. Nach einer, zwiſchen den Erlauchten Perſonen ſtattgehabten Bewillkommnung und Unterredung erfolgte die gegenſeitige Präſentation der Hofchargen. Der Doge wechſelte den venetianiſchen Carnevalsorden, beſtehend in einer Narrenmütze an einem brillantenen Bande, dem Canzler des Cölniſchen Helden gegen einen ähnlichen Cölniſchen, aus Amethyſten und Topaſen beſtehenden Orden aus, worauf die beiden Großceremonienmeiſter ſie auf rothverbrämten rothen Sammtkiſſen ihren Herrſchaften wechſelſeitig vorzeigten und ſie dann Hochdenenſelben umhingen. Der Hofnarr machte nun ſeine Aufwartung in einem gehorſamſten, allerunterthänigſten Kratzfuß und bat um die Ehre, ſein Amt ausführen zu dürfen, was ihm auch huld=reichſt geſtattet wurde. Der Oberceremonienmeiſter kün=digte hierauf die Ankunft des hochweiſen Bannerrathes an, welcher um die Gnade nachſuchte, dem hohen Paare den Ehrenwein auf ächte altcölniſche Weiſe prä=ſentiren zu dürfen; es ward ihm geſtattet. Der Gaf=felbote mit ſeinem Zunftſtabe ſchritt dem Hochgelahrten voran und ward ſo verblendet von dem Glanze des Erlauchten Paares, daß er ſich in ſeinen tiefen Bück=ling verwickelte, niederſtolperte und mit ſeiner Naſe den Staub der Erde küßte. Der Bürgermeiſter ſchil=derte in einer auf Pergament geſchriebenen Oration den unausſprechlichen Eindruck, welchen das Herannahen

der Signora Illustrissima verurſacht hatte; hierauf reichte er in einem großen ſilbernen, mit vielen künſtlichen Bildern geſchmückten antiken Pokal den kräftig duftenden Nectarſaft, welchen ſämmtliche hohe Häupter nebſt den übrigen Hofchargen nicht allein gut fanden, ſondern auf Anrathen des ſehr erfahrnen Leibarztes nochmals prüften, zumal da derſelbe, wie Seine Gelahrtheit ſich ausdrückten, nicht allein eine weltbekannte Panacea wäre, ſondern heute noch überdieß ein nothwendiges Präſervativum ſey, um den durch den an dieſem Tage herrſchenden kalten Nebel etwa folgen könnenden Krankheiten und Indispoſitionen vorzubeugen; der Obermundſchenk gab dem würdigen Schüler des Aesculapius ſein unmaasgebliches Probatum über dieſe ſeine untrüglichen Worte der Weisheit. Nun wurden die fremden Ambaſſadeurs vorgeſtellt, unter andern die griechiſchen, türkiſchen, perſiſchen, chineſiſchen, peruaniſchen, indianiſchen, Mameluken und mehrere andere in ihren bunten und ſtrahlenden Nationalcoſtümen; ihre verſchiedenen wichtigen Geſuche wurden von dem Helden ſämmtlich dem Canzler zum Rapport gegeben.

Mittlerweile flog, gleich einem Federballe, der luſtige Policinello auf und ab, tändelte und ſcherzte mit den eben angekommenen liebenswürdigen Hofdamen, die, da ſie oft zu ſehr nach den kräftigen Söhnen des Nordens hinſchielten, bisweilen eine zarte Erinnerung an ihre Amtspflicht von dem Pagengouverneur erhielten; vorzüglich die loſe Herzogin Furbettina Amante empfing einige leiſe Ruthenhiebe.

Nie iſt gewiß, ſo lange wohl der Neumarkt ſteht, ein ähnliches prachtvolles Schauſpiel auf dieſem ſchönen Platze geſehen worden. Erſt dieſe unüberſehbare Maſſe von Zuſchauern; nie haben die dort befindlichen Linden-bäume ſo ſeltſame Früchte getragen, denn auf ihren Aeſten ſaßen über tauſend Menſchen; alle umgebenden Fenſter, Altane, Dächer, Giebel, Schornſteine und Thürme waren dicht mit Menſchen beſäet, ſogar aus dem hohen Thurmknopfe der ehrwürdigen Apoſtelkirche guckten frohe Geſichter herab. Dann der große Maskenzug ſelbſt, welcher in bunter Gruppirung ſich auf dem weiten freien mittleren Raume des Platzes, theils auf der hohen Tribüne, theils rings um dieſelbe ausbreitete, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, zu Hahn, zu Storch, zu Truthahn; das Rieſenpaar, die ſymboliſchen Statuen, die in die hohe Luft mit rauſchenden Gepraſſel hinaufſteigenden Raketen, die oben in den hellen Tag Sterne ſtreuten, um jene der fehlenden Nacht zu erſetzen, der Donner der Böller, die volltönende vielfache Muſik, der Geſang der zu dieſem Feſte gedichteten Lieder, — Alles dieſes machte einen einzigen unbegreiflichen Eindruck, den man nur empfinden, aber nicht ſchildern kann.

Als die Ceremonieen beendigt und die Lieder abgeſungen waren, vereinigten ſich beide Züge und ſetzten ſich unter dem jauchzenden Jubel des ſtaunenden Volks in Bewegung nach folgender Ordnung:

Voran ritten der chineſiſche Fürſt und Ambaſſadeur M e ſ ch i k M i m m l y T a n C h u B e y, nebſt zwei Mandarinen und Gefolge, welches die Inſignien trug.

Der orientaliſche Pomp des Fürſten ließ auf die Pracht des ganzen Zuges ſchließen. Sein Haupt ſchmückte ein achteckiger, mit klingelnden Schellen eingefaßter Hut, welchen ein Wald von Straußfedern beſchattete; ſein Roß ſchien die Würde ſeines Reiters zu fühlen, ſo majeſtätiſch trug es ihn einher.

Ihm folgten zehn muſicirende Derwiſche zu Pferde, in zehn verſchiedenen Farben gekleidet; ein anmuthiges Spiel für Aug' und Ohr, wenn Farben und Töne lieblich wechſeln und eins das andere unbewußt ziert.

Hinter ihm erhob ſich auf ſtattlichem Roſſe der Reichsherold in wohlgewähltem Coſtüme. Das Cölniſche Wappen führte er auf prächtiger Schärpe und am linken Arm auf ſilbernem Schilde; in der rechten Hand trug er den Heroldſtab, worauf ein Hanswurſt tanzte, als Symbol der luſtigen Laune und Herrſchaft ſeines Regenten.

Die niebeſiegten Söhne des Mars, die Cölniſchen Funken, ſchloſſen ſich dicht demſelben an, ſie bewegten ſich nach der einfachen Muſik der Trommel und der Pfeife; ihr kriegeriſcher, feuerſprühender Blick und ihre rothe Montur blendeten die Augen; man glaubte, ſie kämen eben aus der ſiegreichen Schlacht bei Worringen, mit dem Motto: Gott gaaf das Nümmes blaaf. Der Commandant von Künnigsfeld ritt an ihrer Spitze, den Regenſchirm unter dem Arm, mit gewaltig großen gepuderten Haarlocken und einem unüberſehbar langen Zopf, welcher um ſo mehr unüberſehbar war, weil ſein Adjutant, fürchtend, daß vielleicht Subordinationsfehler eintreten würden, ihn

gebeten hatte, ſich zugleich auf deſſen Pferde rücklings an ihn anlehnen zu dürfen, um Seiner Herrlichkeit das Rückblicken zu erſparen und die Augen, die dem Commandanten auf dem Rücken fehlten, durch ſeinen Scharf- und Ueberblick zu erſetzen. Da der Adjutant die leibhaftige Copie des vor ihm ſitzenden Originals war, ſo konnten die Funken gleichſam im Spiegel das Antlitz ihres geliebteſten Oberhauptes ſehen, konnten mithin getroſt dem Tod und der Flaſche entgegen gehen.

Damit aber bei dieſem ernſten Schritt einſtweilen die Lebensgeiſter noch geſtärkt würden, hatten vier mitleidige Marketenderinnen zu ihrem eigenen Vortheile ihren Platz hinter dieſen kriegsluſtigen Tapfern gewählt, um ſie mit Speiſe und Trank, verſteht ſich für Geld, hinlänglich zu verſorgen. Sie hatten ſich beritten gemacht, damit die nach Labſal ſchmachtenden Magen behender bedient würden. Dieſe ſeltſame Cavalcade beſtand aus einer Fiſcherin, einem Obſtweib, einer Getränkehändlerin und einem Milchmädchen, welche durch hinlänglichen wohlgewählten Proviant ihrem Stand Ehre machten. Die Eine ritt auf einer Gans, die Andere auf einem Hahn, die Dritte auf einem Storch und die Vierte auf einem Truthahn: ſämmtliche Thiere waren vom Rieſengeſchlecht. Es ſchien, als hätten ſie dieſe neumodiſche Reiterei gewählt, um, im Fall ſie mit den Funken wegen des Strumpfſtrickens Streit bekämen, worin ſie ſich die Prärogative anmaßten, dieſelben, ſtatt in ihre Zelte, im Flug auf den Blocksberg

zu transportiren; wenigſtens wollen mehrere Magier eine Hexennatur in ihnen bemerkt haben.

In auffallendem Contraſte hinter dieſen Weibern erſchien auf einem ſtolzen Zelter der Reichsbannerträger in wohlgelungenem altdeutſchen Prachtornate, in Gold und Silber glänzend. In ſeiner Rechten ſchwang er die große weithinflatternde Fahne; Momus und Comus ſchienen ihr Füllhorn auf dieſelbe ausgeſchüttet zu haben, ſo war ſie überſäet mit den mannichfaltigſten Narrenlarven und ſeltſamſten Carricaturen und verſinnlichte in würdigem Conterfey den Geiſt des Carnevals.

Die Geſellſchaft fünf alter ehrwürdiger Matronen zu Pferde, an ihrer Spitze die wohlbeleibte Paukenſchlägerin, ritt in geſchloſſenen Gliedern hinter dem Verkündiger der Freude und ließ uns durch den Wohlklang ihrer Töne die Häßlichkeit des ihnen anklebenden Alters vergeſſen.

Obgleich von wildem Gemüth und unempfänglich für die zarten Freuden des beſſeren Lebens, ſchien der Zigeunerhauptmann Baſſamaremsky und ſein Gefolge heute, wie es faſt Allen ging, einem höhern Gebot unterliegen zu müſſen; denn ſelbſt dieſer Anführer des nordiſchen Zuges huldigte mit freundlichem Sinne den Tönen der muſikaliſchen Harmonie und ſeine Genoſſen theilten ſeine Empfindungen. Das Vagabondenleben löſ'te ſich in ſich ſelbſt durch den allgemein gebildeten Freudenruf zu dem Volksfeſt auf und die wilden Söhne der Gebirge und Einöden reichten jenen der ruhigen Welt die verbrüderten Hände. Baſſamaremsky entſprach durch ächtcharacteriſtiſche, originelle

Tracht, Haltung und Geberde ganz ſeinem Berufe. Von ſeinem aufgekrempten Scharlachhute neigten ſich in grotesker Miſchung Federn von geſtohlenem Geflügel und grauſem Eulenfittig: es war durchaus ein Zigeunerhauptmann, wie man ihn in Callot's geiſtreichen Blättern findet.

Ihm zur Seite ritt als Adjutant Momus, der leibliche Schwager des Cölniſchen Bellengecks; er amüſirte das Volk mit ſeinem buntgeſtreiften Coſtüm als Repräſentant der bunten flatternden Scherze und ſchwang die Geißel der loſen Satyre mit ſarkaſtiſcher Feinheit.

Jetzt folgte die Leibgarde zu Pferd, voran der Funkengeneral, Reichsgraf von Mordblitz, in großem Ornate, wobei notabene der furchtbare Zopf, dieſer dirigirende Commandoſtab, der ſich bis dorthin erſtreckte, wo der Rücken ſeinen ehrlichen Namen verliert, die Hauptrolle ſpielte; ihn begleitete ſein Adjutant, der Baron von Knotterpelz, gleichfalls in Paradeuniform; wir erkannten in ihnen die Alten.

Der Oberſtallmeiſter, in ſchimmerndem Kleid aus dem Siècle de Louis-quatorze, mit gewaltigen Stiefeln, Sporen und Peitſche, zügelte mit leichter Gewandtheit ſein feuriges, mit einer Tigerhaut bedecktes Roß, welches mit anmuthigen Capriolen die Lyragesänge des jugendlich-blühenden Minneſängers accompagnirte.

Der Oberjägermeiſter, der Oberjäger und das Gefolge mit Hirſchfänger, Büchſe, Hifthorn und anderem Jagdapparate bewieſen durch die reichliche friſche Jagd-

beute, die ſie auf ihren Pferden ſo eben von der Jagd mit ſich brachten, daß ſie gute Schützen wären und das Waidwerk ex fundamento verſtänden. Sie glaubten ihre Huldigung dem Helden des Tages und der Prinzeſſin nicht beſſer darbringen zu können, als wenn ſie Dianen's Gaben aller Art auf den Küchentiſch des erlauchten Paares niederlegten, um den Gaumen der hohen Herrſchaften in einen kitzelnden Zuſtand zu verſetzen und zugleich mit dem venetianiſchen Küchenwagen gleichen Schritt zu halten. Dieſes ſoll ihnen auch vollkommen gelungen ſeyn; denn der venetianiſche Hofſtaat hat die hieſigen Schnepfen, Feldhühner et Compagnie ſehr köſtlich gefunden.

Um jeden Uebergenuß ſo vieler herrlichen und koſtbaren Speiſen zu verhüten, fuhr der Hofchirurgus Spritzantius Knallpulver ganz beſcheiden in ſeinem einer Offizin gleichenden Wagen hinter ihnen. Kräuter aller Art, Büchſen, Flaſchen und Schachteln umgaben ihn. Tiefſinnig hatte er Geiſt und Auge auf eine zehn Fuß große Klyſtierſpritze gerichtet, welche, einer Kanone gleich, auf einer Lavette ruhte; ſehr unterhaltend war dieſe Maske. Wie der geſchickteſte Kanonier richtete er dieſes Mordinſtrument auf das Ziel ſeiner Laune, viſirte, drückte los und die ſchönſten Blumen flogen den Damen in den Schooß.

Zu der Hebamme, einer betagten korpulenten Matrone, geſellte ſich der vergnügte Bauernmeiſter, weil ihm die andern Herren und Damen zu vornehm waren. Ihre vertraute Unterhaltung ſchien ſich auf

das häusliche Leben und auf ſeine eigenen Familienverhältniſſe zu beziehen.

Das Hoftheater eröffneten Apollo und Mercur, jener mit der goldnen Leier und dem Bogen, dieſer mit Flügeln und dem bedeutſamen Stabe; der Speculationsgott und der Müſengott ritten hier befreundet neben einander, wie ſie auch im Leben meiſtens Hand in Hand gehen Sie kamen eben von den lichten Höhen des Olymps und geſtanden ſich, daß doch das Loos der Sterblichen nicht immer das ſchlimmſte wäre; ſie vergaßen die Halle der Götter im luſtigen Taumel der Menſchen. Gleichzeitig mit dem Hahne des Mercur's, den dieſer auf ſeinem Gaule rückblickend angebracht hatte und welcher Vorſicht und Wachſamkeit krähte, ertönten die ſanften Laute der Leier Apollo's; ſie erinnerten an die Lieder:

Wachet und paßt auf ꝛc. und
Freuet euch des Lebens ꝛc.

Jetzt ſchritten ernſt und coloſſal die beiden ſymboliſchen Figuren AUDI und TACE in der Geſtalt von Hermen mit ihren lockigten Häuptern einher; ſie hatten heute ihren alten Standpunct im hieſigen Theater, wo ſie das Portal bewachen, verlaſſen; doch ſpielten ſie im Zuge dieſelbe Rolle wie dort: nämlich den Zeigefinger an Mund und Ohr gelegt, riefen ſie auch hier dem Volk ihre Namen ſinnvoll zu, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dem, der ihnen auf den Rücken ſah, ſcherzhaft zuflüſterten: RIDE! VIDE! So ſagten ſie in ihren wenigen Worten mehr, als mancher Philoſoph in beſtaubten Folianten.

Koſend und ſchäkernd hüpfte hinter ihnen das zärtliche gefiederte Pärchen Papageno und Papagena; fern aus den ſtillen Gebüſchen, dem friedlichen Sitze der Liebe, kam es herbeigeflogen, mit holder Minne das Feſt zu verſüßen und lieblich accompagnirte das Waldpfeifchen die frohen Geſänge.

Graf Nord, der deutſche tapfere Ritter, und der Maler Spinaroſa gaben, wie im „Bilde" der Dichter ſie gedacht, in Wahrheit ihr Bild wieder.

Deutſche Ritter in ächt hiſtoriſcher Tracht, Haudegen von verſchiedenen Jahrhunderten und Koſacken mit der Knute boten einen auffallenden Heldencontraſt dar und die bekannten beliebten Geſtalten vom Ufer der Donau, Ritter Albrecht von Waldſee, die freundliche Lilli, der witzige Larifari und die geſchäftige Salome verſetzten die Zuſchauer durch ihre getreue Darſtellung in Thalien's Tempel, wo ſie von ihnen ſo oft beluſtigt wurden.

Die Lieblinge des Publicums und vorzüglich der Kinder, Hänneschen, der Beſtevader und Mariezebelchen, waren durch den electriſchen Schlag der Freude aus Puppen plötzlich in Menſchen verwandelt worden und hatten ihr kleines Theater verlaſſen, um heute das hohe Paar durch ihre drolligen Streiche zu amüſiren. Sie erreichten auch vollkommen ihren Zweck und haben ſich bei den anweſenden Ausländern durch ihre jovialen und witzigen Späße einen Ruf zu verſchaffen gewußt, auf welchen ihre Direction ſtolz ſeyn kann.

Gleiches zu Gleichem geſellt ſich gut: ſo ſchritten auch der Hanswurſt und der moderne Philoſoph neben einander zu Pferd einher; ſie hatten, von ihrer Geiſtesverwandtſchaft begeiſtert, in dulci jubilo Brüderſchaft getrunken und ſich ewige Freundſchaft gelobt.

Mann und Weib und Weib und Mann
Gränzen an den Himmel an.

So ging es dem Holländer und ſeiner treuen Ehehälfte: der Geiſt des Rebenſaftes hatte das Phlegma des Theewaſſers bei ihnen verdrängt. Er vergaß Pfeife und Kanaſter und überließ ſich ganz der berauſchenden Freude.

Bewunderungsvoll ſah man plötzlich ein ſeltſames Reiterpaar, welches ſich Incroyable aus Liliput nannte und mit unglaublicher Behendigkeit aus einer Zwerggeſtalt plötzlich zu rieſenhafter Größe ſich aufſchwang. So belauſchte es manches tête à tête, ſelbſt in den obern Stockwerken.

Jetzt erſchien in einem ungeheuren, langen, roth und weiß drapirten, komiſch-bemalten, vierſpännigen Wagen, nicht das gefürchtete wilde Heer des Ritters Rodenſtein vom Odenwald, ſondern eine ſanfte Schaar, die königliche Hofcapelle, ſechsunddreißig Mann ſtark, unter der Direction des Grafen Furioſo di Cembalo, Alle im paſſendem Coſtüme. Wohin dieſer Wagen ſich bewegte, wogte ein rauſchendes Meer von lieblichen Tönen durch die Luft einher, den venetianiſchen Zug eröffnend.

Als Anführer deſſelben prangte in ſtattlicher Tracht der venetianiſche Geſandte, Graf Genioſottile,

in ächtvaterländiſchem Nobile = Coſtüm; ſüdliche Lebendigkeit und edler nordiſcher Anſtand gaben ſeiner Rolle die gelungenſte Würde.

Um ſo mehr contraſtirte mit ihm ſein Adjutant, der Hofbandit Abellino, welcher, nach Beute ſpähend, ringsumher ſeinen Falkenblick warf. Furchtbar und gefährlich wäre er uns mit ſeinem ſpitzgeſchliffenen Dolche und tödtlichen Giftfläſchchen unter dem düſtern Mantelwurfe, hätte ihn nicht Venetia's Schönheit unſchädlich gemacht und ſein Aqua Toſana in Aqua di Cologna verwandelt.

Hinter dieſen ſtellten ſich die Veteranen des italieniſchen Theaters in ihrem eigenthümlichen Coſtüm auf. Character und Bewegung bezeichneten uns in dem Arlechino eine der vorzüglichſten Masken; ſeine theure Sposa, die luſtige Arlechinetta, belebte durch ihre geiſtreichen Scherze den ohnehin freuderegen Geiſt des Herrn Ehegemahls. Die Gevatterleute derſelben, Pierrot und Pierronette, Pantalon und Policinello, waren nicht minder in ihren luſtigen Rollen zu Hauſe. Dieſes dreifache Paar bildete ein Kränzchen, worin Phantaſie und Laune die Geſetze zu geben ſchienen. Wer vermag es, alle ihre Schwänke aufzuzählen?

Wie ein wallendes Goldmeer, welchem die buntfarbigſten Blumen entblühen, ſtrahlte die Schaar der Geſandten der fremden Völker in ihren herrlichen National = Coſtümen, der Griechen, Peruaner, Indianer, Türken, Mamelucken und Anderer.

Der berühmte Ypſilanti, der Inka von Peru Ipecacuanha, die indianiſchen Geſandten Wiſch-nubrama und Schiwalippa, die Oberſten der Mameluken, Rudſchnick Baſſa und Remſchni Bey, bildeten durch ihre Zuſammenſtellung eine eben ſo pompöſe als intereſſante Gruppe.

Mit Vergnügen erblickte man hierauf den Signor Chiaravoce als Troubadour und ergötzte ſich an ſeinen zum Herzen ſprechenden Geſängen, welche jedoch ſein Nachbar, der ſpaniſche Ritter Don Juan, nicht zu beachten, vielmehr ſeine Liebes-Intriguen noch an dieſem Tage durch Liebäugeln und häufiges Küßchenwerfen zu den Holden zu vermehren ſchien.

Zwei intereſſante Masken folgten dieſen, Marocco, aus einem Theaterſtück, Pergami, aus dem Leben entnommen. Hier wetteiferten Backenbart und Schnurrbart um den Vorrang.

Aus unbekannten, jedoch leicht zu errathenden Urſachen, hatte ſich dieſen beiden Herren der Mäuſefallenhändler Ratamant zugeſellt, welcher ſein Handwerk mit Kunſt und feinem Verſtand ausübte. Außer einem ſinnigen Coſtüm, zeichnete er ſich durch die ſchöne Wahl ſeiner Requiſite aus und wären nicht die meiſten Käfige bereits beſetzt geweſen, ſo würden ſie gewiß, wenn auch nicht durch Mäuschen, durch — ſchöne Complimente für die wohlgelungene Maske gefüllt worden ſeyn.

Der Hermaphrodit, zur Hälfte als Mann und zur Hälfte als Weib gekleidet, wußte durch ſeine Mimik die Doppelgeſtalt ſo täuſchend in's Leben zu ſtellen,

daß auf der einen Seite manches weibliche Herz lebhaft für den lieblichen Mann pochte, während auf der andern Seite die jungen Herren die reizende Dame courtoiſirten.

Italien's Himmel ſchien uns bei dem den Mäuſefallenhändler begleitenden Südfrüchtehändler zu umleuchten; denn, was jenes geſegnete Land der nordiſchen Welt zu überliefern vermag, fanden wir bei ihm in reizender Ordnung und duftendem Farbenſchmelze.

Der Leiermann Poverino von Savoyen ſpielte dem Senator und Protonotarius Merluzzo den Kopf ſo toll, daß er von ſeinem Pferde ſteigen mußte, um in der Spitzdornengaſſe Nr. 90 ſein Capitolium, auf Anrathen des Herrn Leibarztes, durch einen Schluck Malvaſier wieder in die Perpendicularlinie des ruhigen Zuſtandes zu bringen.

An der Spitze der als Mamelucken gekleideten, berittenen vierundzwanzig Hofmuſici erſchien der weltberühmte große Virtuos Radicati. Er trug ein ſehr paſſendes, lebendiges Gewand, welches uns gleichſam in das muſikaliſche Elyſium verſetzte; denn auf ſeinem phantaſiereichen Kleide ſaßen neben einander die berühmteſten Compoſiteurs und Virtuoſen aller Zeiten und Nationen in wohlgetroffener Abbildung; auch konnte man von demſelben die zarteſten Arien wegſpielen, weil es zugleich mit Noten beſäet war, zahllos, wie der Sand am Meere; dazwiſchen ſaßen anmuthige geſchriebene Scherze, die man nur mit Lächeln ableſen konnte. Seine gewaltige Taſchenuhr, faſt einen Fuß im Durchmeſſer, zeigte nicht bloß Stunden und Minuten,

ſondern auch Secunden und Terzen mit exacteſter Präciſion an, damit die große Harmonie unter ſeiner Direction nicht um ein Pünctchen geſtört würde.

In einem ſechsſpännigen Wagen ſaßen in vertrautem Geſpräche der Staatscanzler des Helden und der Ceremonienmeiſter, erſterer in einer reich mit Gold und Silber geſtickten Gallauniform, geſchmückt mit den höchſten Orden, eine große Pergamentrolle in der Hand, worin die Staatsgeheimniſſe gar jocos zu leſen waren; ſeine bleichen und hageren Züge und ſeine Runzeln auf der Stirn zeugten von einem unergründlich tiefen Nachdenken über die wichtigen Staatsgeſchäfte; ihn erheiterte der lebensluſtige, galante Ceremonienmeiſter, deſſen große Lorgnette eine gewiſſe magnetiſche Eigenſchaft zu beſitzen ſchien.

Im zweiten Sechsſpänner befanden ſich der Doge **il Duca Guardino Attalante** und der Seneſchall, der Graf T o g a d o r a t a. Der Doge, im fürſtlichen Purpurornate mit Hermelinkragen und der reichgeſchmückten Dogenmütze, imponirte durch ſein ehrwürdiges Ausſehen; nicht leicht wohl wäre ein würdigerer Mann gefunden worden, um das holde Kleinod hierher zu bringen. Daß er das Vertrauen ſeines Hofes ſich in hohem Grad erworben, zeigte hinlänglich der Großcordon des Narrenordens in Brillanten, den er auf der Bruſt trug. Ihm zur Seite ſaß, höchſt elegant und leicht, wie Zephir, gekleidet und mit italieniſcher Gewandtheit ſeine Amtspflicht ausübend, der Seneſchall. In gefälliger Mimik und Unterhaltung blieb er ſich durchaus conſequent.

Jetzt folgte, von acht königlich geſchmückten Pferden gezogen, der Triumphwagen des Helden in der Geſtalt eines goldenen Delphins, deſſen hinaufgeſchwungener Schweif den Thronhimmel bildete, welcher den erlauchten Beherrſcher des Tages überſtrahlte. Purpurrothe, mit Gold behangene Draperieen und Franſen zierten den Gallawagen, in deſſen Hintergrunde Freund Momus in einem Fratzengeſichte ſich dargeſtellt hatte, gleichſam, als wolle er die Unterredung des geliebten Paares belauſchen und es zum Frohſinn und Scherz aufmuntern. In höchſtem Prachtornate ſaß der König des Feſtes in weißem ſammtnen, mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Gewand, über welches der von Gold und Silber ſtrotzende Purpurmantel, mit Hermelin ausgeſchlagen, ſich wellenförmig ausbreitete. Des Helden ſchwarzgelocktes Haupt bedeckte die antike goldne Krone, funkelnd von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topaſen, auf deren Spitze ein luſtiges Hanswürſtchen tanzte. Freundliche komiſche Larven lächelten als Agraffen am Mantel und auf den amaranthrothen, ſeidenen, mit Gold geſtickten Stiefeln; an ſeiner Linken führte er das Reichsſchwerdt; ſeine Hüfte umgürtete eine himmelblaue, ſeidene Schärpe; in ſeiner Rechten ſchwang er das Scepter der Freude in der Geſtalt des Comus. An einer goldenen Halskette hing die Schellenkappe als vornehmſter Reichsorden nebſt der Narrenmütze, welche ihm die Prinzeſſin verehrt hatte. Den Glanz der Fürſtin Venetia vermag keine Feder zu beſchreiben, weil das Auge von der Glorie ihrer Blicke und Edelſteine ſo verblen-

det wurde, daß es ſich unverzüglich ſchließen mußte, wie es dem begegnet, der in die Sonne ſehen will. Es ſchien, als hätten ſich die Sterne des Himmels in der Geſtalt von goldenen Läuferchen auf ihr Gewand niedergelaſſen.

Um den Wagen herum flogen Adjutanten, welche Bonbons und Blumen, aus Auftrag des Helden, den ſchönen Damen ausſpendeten.

Die achtſpännige Gondel der Prinzeſſin Venetia hatte die Form eines ſtolzen Schwanes. Damit nicht verborgene Sandbänke und Klippen das luſtig ſchwebende Schiff in ſeiner Wellenfahrt ſtörten, war Oceanus in verjüngter Geſtalt aus ſeiner cryſtallenen rauſchenden Burg herbeigeeilt, die hohe Herrſcherin des Meeres zu ehren. Mit ſicherer Rechten regierte er das Steuerruder; in ſeiner Linken trug er den goldenen Dreizack; der grünende Kranz von Schilflaub ſchmückte ſein blühendes Haupt.

Bedächtig und ſtreng ſaß der Gouverneur Magiſter Schlendrian bei ſeinen luſtigen Pagen Allegretto Dolcinello, Grazioſo und Farfalino, von welchen zwei Mohren waren und hielt ſie mit Stock und Ruthe in gehörigem Reſpect, der noch dadurch vermehrt wurde, daß er eine ſilberne Naſe und ſilberne Augen trug und ſo ſeine Züge immer ſtreng dieſelben blieben; ſein ſchweres Amt erleichterte ihm eine Flaſche Rheinwein, die er fidel im Tacte mit der Ruthe ſchwang.

Dieſen folgte im vierſpännigen Wagen die Hofgouvernante der Prinzeſſin, nebſt ſämmtlichen Hofda-

men, welche die Augen aller verliebten Herren durch ihre Grazie und Schönheit in einer beſtändigen Activität hielten.

Hochroth glühend vom Rebenſaft leuchtete uns nun, wie die aufgehende Sonne, das Antlitz des Obermundſchenks von Helfenbein entgegen; ein ächter und würdiger Schüler des Bacchus; ſein goldgeſticktes Ornat ſchmückte auf der Bruſt als Ordensſtern ein Weinrömer, die ſüßeſte Sehnſucht manches durſtigen Bruders; er ſchwang in dulci jubilo einen antiken ſchimmernden Pokal, in deſſen Innerem die goldene Fluth rauſchte und auf deſſen äußerer Fläche in leichtem Schwunge das luftige Chor der Bacchantinnen tanzte. Die Freude des Pokals theilte mit ihm der heitere, jugendliche Kammerherr und der perſiſche Geſandte Ali Scheib Tſchu Purli, der ſich zugleich mit in dieſer Staatscaroſſe befand, vergaß die ſtrengen Geſetze des Korans und that manchen klaftertiefen Ehrentrunk auf Mahomed's Geſundheit aus dem ſchäumenden, ſorgenverſcheuchenden Pokale des Obermundſchenks.

In mehreren Vierſpännern ſaßen die Miniſter und übrigen Hofſchargen wohlbeleibt und ganz behaglich, ein ſchönes Conterfei des ſorgloſen Hoflebens.

An dieſe reihte ſich in zwei zweiſpännigen Wagen der hochweiſe Bannerrath. Sein hochgelehrter Geiſt leuchtete nicht allein aus ſeinen Zügen, ſondern auch aus ſeinen Perücken hervor.

Eine Abtheilung von zwanzig Cüraſſieren, mit vergoldeten Panzern und Helmen geſchmackvoll unifor-

mirt, unter Anführung ihrer beiden Commandanten, ſchloß das Ganze und bildete, einem Walle gleich, die Scheidewand zwiſchen dem Zuge und dem zahllos in Wagen, zu Pferde und zu Fuß nachſtrömenden Volke.

Der Zug bewegte ſich durch die im Programm bezeichneten Hauptſtraßen der Stadt; auf den Hauptplätzen und vor den Häuſern der erſten Civil- und Militärbehörden hielt er ſtill, um die Lieder abzuſingen. Wo er nur vorüberzog, waren alle Fenſter, Balkone, Dächer und Thürme mit Neugierigen angefüllt; Sterne, Kronen, Schilder mit paſſenden Inſchriften, Fahnen, Teppiche, Blumenguirlanden ſchmückten mehrere Häuſer; vor Allem aber zeichnete ſich der höchſt geſchmackvolle Triumphbogen aus, welcher an der Schildergaſſenecke, gegenüber dem Auſterncabinet, von Kunſtfreunden errichtet worden war, von deſſen Mitte ſich ein munterer Genius zu dem Erlauchten Paare hinabließ und demſelben ein Bewillkommungsgedicht überreichte, deſſen Ueberſchrift war:

Allhier in dieſer großen Stadt,
Wo jeder ſeinen Sparren hat,
Darf Niemand, kehrt er bei uns ein,
Geſcheidter, als wir Andre, ſeyn.

Wie dieſes volksthümliche Feſt von den Erſten bis zu den Geringſten der Cölner anerkannt und gefeiert worden, beweiſ't, daß die Vornehmſten der Stadt ſich beeiferten, auch im paſſiven Zuſtand ihre Theilnahme auf's Regſte an den Tag zu legen. Sie erklärte ſich durch mehrfache Darreichung des Ehrenweines aus den würdigſten Händen, durch Uebergebung

analoger Gedichte und Schriften, wobei es, da es einmal König geſpielt ſeyn mußte, auch an ſpaßhaften Supplikèn und Petitionen nicht fehlte. So zog dieſer große, eben geſchilderte Maskenzug in ſeinem vollen Gepränge nach vollbrachter ihm vorgezeichneter Bahn in das Hôtel der Prinzeſſin zurück, als ſchon der freundliche Hesperus das Ende des Tages verkündete.

Um neun Uhr wurde der antike Ballſaal auf dem Hauſe Gürzenich dem Publicum geöffnet, wo in früheren Jahrhunderten Kaiſer und Könige fürſtliche Feſte feierten. Die zahlloſen Lichter, welche von cry=ſtallenen Lüſtern funkelten, die blühenden Guirlanden, die ſich in geſchmackvoller Eintracht von Pfeiler zu Pfeiler verbanden, der duftende Garten des Südens, die Lorbeer=, Orangen= und Granatenbäume, die lieb=lichen Kinder der Flora, die harmoniſchen Töne der beiden Orcheſter, jedes aus dreißig Tonkünſtlern beſte=hend, das bunte Gewimmel von mehr als viertauſend Perſonen verſetzte uns in eine wirkliche Feenwelt.

Nach zehn Uhr verkündete Pauken= und Trom=petenſchall die Ankunft des Zuges. Die Flügelthüren des Haupteinganges öffneten ſich und der Held, die Prinzeſſin Venetia an der Hand führend, trat, um=geben von den ſämmtlichen Theilnehmern am großen Maskenzuge, in den Saal ein und führte die erlauchte Freudengefährtin auf den prachtvollen, purpurnen Thron. Die Miniſter, Geſandten, Nobili, Pagen, Ritter, alle ſtellten ſich auf die den Thron umgebende hohe Tribüne und wetteiferten, dem Fürſtenpaare ge=fällig zu dienen. Der Capellmeiſter Radicati eilte

mit blitzſchneller Geſchäftigkeit von Orcheſter zu Orcheſter, die Rieſenuhr in der Hand, daß der Tact der Töne mit dem Tacte der Freude gleichen Schritt ginge. Nachdem die Huldigungen und Präſentationen der verſchiedenen Corporationen ſtattgefunden hatten und die Carnevalslieder geſungen waren, eröffnete der Held und die Prinzeſſin mit einer Polonaiſe, unter Vortritt des Dogen und der beiden Ceremonienmeiſter, den Ball; ihnen ſchloß ſich der Hofſtaat nebſt ſämmtlichen Tanzluſtigen an; beide durchwanderten einige Mal den Saal und nachdem ſie abwechſelnd mit den Erſten der verſchiedenen Stände getanzt hatten, nahmen ſie ihren Platz wieder auf dem Thron ein. Daß bei dem Handkuß und Mundkuß während der Huldigung mitunter der Hans Schalk und Policinel ſein Spiel getrieben hat, wird keinem Carnevalsfreunde entgehen; allein wir dürfen mit Zuverſicht bemerken, daß manche Roſenlippen dem Helden und der Prinzeſſin beſſer gemundet haben, als die italieniſchen diavolini. Nach einiger Ruhe tanzte das erlauchte Paar eine Quadrille, wozu die fremden Geſandten zugelaſſen wurden. Hierauf kredenzte nochmals der Bannerrath den großen ſilbernen, ſchäumenden Pokal; mehrere Bittſchriften wurden überreicht und vielſeitige Scherze, mit dem edelſten Anſtande verbunden, vereinigten ſich, um die letzte Freude des Tages auf würdige Weiſe zu krönen.

Nach Mitternacht verließen die beiden Geſtirne des Tages unter allgemeinem Jubelgeſchrei und Pauken- und Trompetenſchall den Saal, in welchem noch

mehrere luſtige Brüder die aufgehende Sonne begrüßten.

Den Carnevalsdienstag wimmelten noch alle Straßen von Masken, welche aber meiſt einzeln oder nur in kleinern Banden umhergingen und in Privatcirkeln ihre Rolle ſpielten. Die vorzüglichſten Banden waren der genannte Bannerrath, das Nachtſtändchen, die Kirmesreiſe und mehrere andere. —

Ja fürwahr:

Wohl dem Volk, das verſteht, der Freuden Blumen zu finden,
Dreimal dem Lande Heil, wo ſolche Blumen ersteh'n.
Huldigend windet das Volk die Zarten zum Kranze der Liebe
Und der glückliche Fürſt ſchlingt ſie um's ſorgende Haupt.

Wenden wir uns nun zur Entſtehung dieſes Feſtes. — Durch Papſt Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, der Aſchermittwoch zum Anfang der Faſten, über deren Urſprung man getheilter Meinung iſt, geſetzt und der Tag vorher hieß Faſtnacht, weil in der Nacht derſelben, mit zwölf Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem Faſten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, ganz teufliſches Feſt, das ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten", heißt es, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſeten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die Geſchlechter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt." Dieß iſt der Urſprung des heutigen Carnevals oder Faſchings, wie er im ſüdlichen Deutſchland genannt wird.

Der Name Carneval wird aus dem Lateiniſchen von carne und vale, oder nach Adelung, von der lateiniſchen Benennung im Mittelalter: Carne levamen abgeleitet, weil man gleichſam dem Fleiſche Lebewohl ſagte. Man wollte ſich vorher noch gütlich thun und dieß geſchah im reichſten Maaſe, vornehmlich während der drei letzte Tage des Carnevals.

Uebrigens ſind die öffentlichen Feſtlichkeiten, welche wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, faſt ſo alt, als die Welt und entſtanden unter dem Himmel Aegyptens. Bei den Aegyptern und dann bei den Griechen pflegte man ſich bei der Feier religiöſer Feſte zu verkleiden und zu maskiren, um Götter, Göttinnen und Heroen vorzuſtellen. Der Carneval iſt demnach heiligen Urſprungs. Er hieß bei den ägyptiſchen Prieſtern Cherubs. Als die Prieſter ihren Einfluß verloren, wurden dieſe Feſte ſehr profan und verſchwanden mit dem letzten der Pharaonen, um in lebhafterm Glanze als Bacchanalien bei den Griechen *) wie-

*) Bei der Bemerkung, daß die Entſtehung des Carnevals nicht mit Sicherheit zu beſtimmen ſey, meint das rheiniſche Converſationslexicon: „Vielleicht erklärt das Feſt Folgendes: Herodianus ſagt im Leben des Commodus: Jedes Jahr um Frühlings-Anfang und an einem feſtgeſetzten Tage feiern die Römer der Göttermutter (Kybele) ein Feſt ſammt Feſtzug. Erlaubt iſt da Allen allmögliches Spiel und Kurzweil und Jeder, wer will, nimmt eine Maske und kein Anſehen iſt ſo groß und ausgezeichnet, daß man ſich nicht darin verkleiden und ſeinen Scherz treiben könne, ſo daß es oft nicht leicht iſt, den wahrhaftigen von dem mas-

deraufzuleben. Aus den Myſterien des Oſiris und der Iſis wurden Myſterien der Ceres und des Bacchus; aber auch die Bacchanalien wurden bald rein profane Feſte, öffentliche Orgien und ſcandalöſe Vergnügungen. Von den Griechen kamen dieſe Feſte zu den Römern und arteten ſo aus, daß ſie unter harten Strafen verboten werden mußten. Feſte aber wollte das Volk haben und ſo ordnete man die Saturnalien an. Unter den erſten Kaiſern trug man dabei häufig lange ſchwarze Gewänder mit einer Kutte und nach dieſen Gewändern wurden die venetianiſchen Domino's gemacht.

Das Aufleben des Chriſtenthums endigte die alten Saturnalien nicht; die Kirchenväter donnerten gegen die Verkleidungen, bis in der Mitte des 7. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, dieſe Feſtlichkeiten wieder einen chriſtlichen Character erhielten. Im 14. Jahr-

kirten Manne zu unterſcheiden. So ſpricht der erſtaunte Grieche, dem dieſes Feſt etwas Neues war und erzählt dann, wie Maternus in einen Leibgardiſten ſich maskiren wollte, um den Kaiſer Commodus zu tödten. Nehmen wir nun die Zeit (VIII Calend. April.) des Kybelefeſtes (auch Hilaria genannt), die mit unſerm Carneval ſtimmt, den carnevalsmäßigen Dienſt der Prieſter, Galli genannt, die Masken und endlich die Sitte der Alten, die an die Stelle des heidniſchen ſtets ein chriſtliches Feſt ſetzten, ſo iſt es wohl klar, daß unſere Masken von der guten Mutter Kybele in unſerer Römerſtadt (Cöln) ſich herſchreiben. Sogar der Feſtzug oder die Proceſſion fehlte nicht bei den Cölnern, wurde aber 1513 von einem hochweiſen Rathe abgeſchafft."

hunderte wurden ſie wieder profan und im 16. änderten ſie nochmals in Rom und Venedig den Namen und erſchienen endlich als Carneval. Sie erſetzten das Eſels- und Narrenfeſt. — Selbſt die Sitte, daß an vielen Orten zur Zeit des Carnevals ein angeputzter Ochſe herumgeführt wird, hat ihren Urſprung in Aegypten, in der Verehrung des heiligen Stieres, welche der Hauptzweck des ägyptiſchen Cherubs oder Ochſenfeſtes war.

Ein weſentliches Stück der Faſtnachtsfeier war und iſt noch da, wo die alte unverdorbene Sitte herrſcht, geräuchertes Rindfleiſch, Schinken und Knackwürſte. Dieſe alte Gewohnheit kann man mit Wahrſcheinlichkeit in den Opfern ſuchen, die dem Bacchus geweiht waren; denn ihm war der Ochſe und das Schwein heilig und folglich das Rindfleiſch und die Schinken den Prieſtern.

Zu den Fleiſchſpeiſen gehörte dann auch und gehört noch Brod von beſonderer Form, welche Faſtelabendskuchen, Heetweggen, Faſtnachtskreppeln, oder Faſtenbretzeln (Hornaffen) hießen. Die Bretzeln oder Hornaffen ſind aber ein wahrer Ueberreſt der spirae, die dem Bacchus geopfert wurden; vielleicht weil er, nach der Erzählung einiger Mythographen, vom Jupiter unter der Geſtalt einer Schlange mit der Proſerpina, *) erzeugt wurde, vielleicht auch, um den Lauf der Sonne anzudeuten, die unter ſeinem

*) Proſerpina, eine Tochter Jupiters und der Ceres, die Königin der Unterwelt und Gemahlin des Pluto.

Namen verehrt wurde. Die chriſtlich gewordenen Bacchusdiener behielten dieſe Bretzeln bei, füllten aber die innere Rundung mit der Figur eines Kreuzes aus. Eben dieſes Kreuz ſoll auch die Form der, beſonders im Meckelnburgiſchen gewöhnlichen, Heetweggen beſtimmt haben, die, wie man will, nach einer geſetzlichen Verordnung des Herzogs Heinrich Leo zuerſt gebacken worden. Es ſind dieſe Heetweggen rautenförmige Brode aus feinem Mehl und Milch, die häufig in ſiedender Milch abgekocht, mit Eiern, Butter und Gewürz wohl zugerichtet, geſpeiſ't werden, worauf ſich auch das Beiwort heet oder heiß bezieht; wiewohl man Heetweggen auch durch Eſſeweggen, Heidenweggen, geheißene Weggen erklärt findet. Faſt von eben dieſer Art ſind in unſern Gegenden die Faſtnachtskringeln oder Faſtnachtskreppeln, denen man jetzt die Geſtalt eines länglichten Vierecks giebt.

Ein dritter Gebrauch: Stäbe mit grünem Laube umher zu tragen, ſich mit grünen Sträußern aus den um dieſe Zeit wieder aufkeimenden Kräutern zu beſchenken, Tannenbäume vor die Häuſer aufzupflanzen, erinnert gar ſehr an den Thyrſusſtab der Alten. Man nannte dieſen Gebrauch: einen grünen Faſtelabend bringen und von armen Kindern wurde dieſe Sitte als eine erwünſchte Gelegenheit ergriffen unter Ueberreichung eines ſolchen grünen Straußes und Abſingung des Volksliedes:

Ich bring' zum Faſtelabend
Einen grünen Buſch,

eine kleine Gabe zu erhalten.

Ein viertes Stück der alten ächten Faſtnachtsfeier war das **Faſtnachtslaufen** und **Geißeln.** Der mannbar gewordene Bauernjunge kommt am Morgen des Faſtnachtsfeſtes ganz früh vor das Bett der Dorfſchönen, ehe ſie noch ihre Toilette gemacht hat und bemächtigt ſich desjenigen Theiles ihres Leibes, den, wie die Schulmeiſter behaupten, die Natur dazu beſtimmt hat, die geſchärften Verweiſe der Pädagogen aufzufangen und ſtreicht ihn ſo lange mit Ruthen, bis ſich die Schöne erklärt, dieſe Höflichkeit durch einen Schmauß oder andere Gefälligkeiten zu vergelten.

In einigen Gegenden, hauptſächlich Niederſachſen's, heißt dieſes die Heetweggenſtäupung, weil die Geſtäupte ſich durch Heetweggen erkenntlich zeigen mußte.

Ein feineres und unſerm Zeitalter mehr angemeſſenes Verfahren war, daß man ſich bloß die Finger ſtäupte, oder mit zarten, aus Silberdraht geflochtenen Ruthen ſich beſchenkte, an welchen allerhand Künſteleien der witzigen Liebe, als Wickelkinder, ſich ſchnäbelnde Täubchen ꝛc., angebunden waren.

Eine andere, doch ſeltnere Gewohnheit war die, die **Hunde zu peitſchen.**

Die Vermummungen aber, welche ſich bis auf uns erhalten haben, waren von jeher das Hauptſtück der Faſtelabendsfeierlichkeiten.

Merkwürdig iſt, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie durch die Faſtnachtsfeierlichkeiten entwickelt wurde, nachdem die Städte zur Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13. Jahrhunderte zeigen ſich davon die

erſten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen deſto ſicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Faſtnachtszeit", ſagt Flögel,*) „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Hauſe in's andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr: man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert, verſtärkten ſich die Banden und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälig länger, bis ſie zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen." In Nürnberg, wegen ſeiner Waaren und ſeines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderſchaft der Meiſterſänger die erſten Faſtnachtsſpiele hervorgingen, derb und luſtig, wie ſie dem bürgerlichen Geſchmacke der Reichsſtädter zuſagten. Hans Folz**) und Hans Roſen-

*) Geſchichte der komiſchen Literatur 4. Bd S. 292.

**) Er war zu Worms um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, lebte als Barbier zu Nürnberg und erfand mehrere neue Geſangsweiſen. Er hinterließ mehrere poetiſche Erzählungen, 4 Faſtnachtsſpiele, die noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts oft gedruckt

blut,*) führten zuerſt dieſe Gattung in die deutſche Literatur ein. Der Zweite wurde ſchwerlich von einem ſeiner Zeitgenoſſen in der Frechheit der Faſtnachtsſcherze übertroffen. Man findet einige ſeiner Faſtnachtsſpiele im zweiten Theile von Gottſched's dramatiſchem Vorrath. Züchtiger trat ſpäter der wackere Hans Sachs **) darin auf, der

Mit Gottes Hülfe ſchier zweihundert
Mancher Art, daß ihn ſelber wundert,

ſolcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen ſeine ergötzliche Laune, ſein munterer Witz, gemüthvolle Dar-

wurden und andere Gedichte. Für die neue Erfindung der Buchdruckerkunſt intereſſirte er ſich ſehr und ſoll ſelbſt eine Privatdruckerei beſeſſen haben.

*) Hans Roſenblut oder Roſenplut, genannt der Schnepperer, d. h., der Zotendichter oder der loſe Schwätzer, welchen Beinamen er wahrſcheinlich wegen ſeines zügelloſen Witzes erhielt, lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war ſeines Gewerbes ein Wappenmaler, berühmter jedoch als Meiſterſänger.

**) Er, den 5. November 1494 in Nürnberg geboren, lernte in ſeiner Jugend das Schuhmacherhandwerk, ging dann auf die Wanderſchaft und ließ ſich in München von dem Meiſterſänger Leonhard Nunnenbeck in dieſer Kunſt unterrichten. Er kehrte hierauf nach Nürnberg zurück, ließ ſich häuslich nieder und ſtarb den 25. Januar 1576. Binnen 53 Jahren hat er über 6000 Gedichte verfertigt. Georg Waller gab die meiſten derſelben, Nürnberg 1560 ff. 5 Bde. Fol., heraus.

ſtellung und oft bewundernswerthe Characteriſtik in allen Zeiten erfreuen werden.

Dieſe Stücke ſind verwandt mit den **Masks** der Engländer und den **Farces** der Franzoſen und die geiſtlichen Faſtnachtsſpiele, religiöſe Burlesken, mit den **Mystères** und **Moralités**. Nach alter Sitte wurden dieſe Faſtnachtsſpiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beſchloſſen. —

Das Kirschfest zu Naumburg.

Die Feier dieſes Feſtes, das eins der größten und der am zahlreichſten beſuchteſten iſt, fällt um Jacobi und wird auf folgende Art begangen:

Vor dem Schießhauſe zu Naumburg iſt ein großer Platz, auf beiden Seiten mit einer ſchönen Lindenallee umgeben, dem Schießhauſe gegenüber ein kleiner Berg, welcher bepflanzt iſt und auf welchen Spazierwege führen. Schon einige Tage vorher werden rings um den Platz Zelte geſchlagen, wo die meiſten Familien ein eigenthümliches haben. Da, wo keine Zelte ſind, ſtehen Tiſche und Stühle für Fremde. Im Schießhauſe ſelbſt ſieht man aus allen Anſtalten, daß Tage der Freude dem Volke bevorſtehen.

Den Montag Nachmittag ſammeln ſich die Schüler der verſchiedenen Schulen mit ihren Fahnen auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo einige Lieder geſungen werden und wo der Prediger mit einfachen, rührenden Worten der Jugend ſagt, welche Veranlaſſung ſie jetzt in dem Tempel zuſammengeführt

habe. Von da ziehen ſie wieder auf den Markt, wo ſie einen großen Kreis bilden und unter Begleitung der Muſik wieder einige Lieder ſingen. Dann ziehen ſie hinaus auf die Vogelwieſe *). Voran gehen zwei Trommelſchläger in Begleitung von zwei Mann der alten Stadtſoldaten; hierauf kommen die verſchiedenen Schulen mit fliegenden Fahnen. Vor jeder Schule geht andere Muſik her. Auf der Wieſe angekommen, wird von Neuem ein Kreis geſchloſſen und geſungen; ſodann geht Jeder ſeinem Vergnügen nach. Dieſes zu befördern, hat jede Claſſe ihren eigenen Vogel von Holz, welchen ſie ausſchießen. Jetzt wird es auch in den Zelten lebendig und der Anfang des ſpäter kommenden Mädchen=Kirſchfeſtes iſt gemacht. Dieſes iſt der eigentliche, gefeierte Tag. Die Mädchen verſammeln ſich den Donnerstag auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo ein ſchönes Lied geſungen wird; dann ziehen ſie Alle, in weißen Kleidern, voran die Muſik, auf die Vogelwieſe, wo ein Kreis gebildet wird, in welchen, wenn der Geſang vorüber iſt, einer der Schullehrer tritt und einige Worte der Bedeutung zu den Mädchen ſpricht. Sodann bekommen die Kinder in reichlichem Maaſe Kirſchen, woran die Jahreszeit und die daſige Gegend ſo reich iſt. Hierauf beluſtigen

*) Aus alten Nachrichten geht hervor, daß der Zug ſonſt nach dem Buchholze ging. Späterhin wurden den Schülern bisweilen Gärten zu ihrer Kirſchfeſtsfeier angewieſen. Seit Menſchengedenken iſt die in dieſer Abſicht ſehr zweckmäßig gelegene Vogelwieſe dazu beſtimmt.

ſich die Kinder, unter Aufſicht der Lehrer, mit Tanz, Geſang und frohen Spielen. Unter den verſchiedenen, der Verſchiedenheit des Alters angepaßten Beluſtigungen gehört der altherkömmliche Tanz der kleinern Knaben nach dem ſich immer gleichen Tacte der unaufhörlich wirbelnden Trommel — ein vermuthlich ganz localer und auch hier nur bei dem jährlichen Kirſchfeſt üblicher Gebrauch, der den Kindern aber unausſprechliches Vergnügen macht und ganz vorzüglich zur Characteriſtik des Kirſchfeſtes gehört. Gegen Abend kehrt der Zug mit Muſik und ſonſt wie bei dem Auszuge, in die Stadt zurück, nachdem unter die Kinder vorher grüne Zweige, welche aus dem, auf den mittäglichen Höhen vor der Stadt gelegenen Buchholze herbeigebracht werden, ausgetheilt worden ſind, mit welchen ſie, unter dem ſteten Wirbel der ſie begleitenden Trommeln, ihr fröhliches heisa victoria! anſtimmen.

Von allen Dörfern der Umgegend ſind die Bauern hereingekommen; die angeſehnſten Gutsbeſitzer beeifern ſich, an dieſem Tage in Naumburg nicht zu fehlen. Auf dem Schießhauſe iſt Ball und großes Eſſen und in den Zelten iſt ein buntes Gewühl. Auf dem Berge, dem Schießhauſe gegenüber, wird ein Feuerwerk losgebrannt und bis ſpät in die Nacht dauert das Vergnügen Die meiſten Familien eſſen in ihren Zelten zu Nacht und bei'm Klange der Gläſer ſchwindet ein Theil der Nacht dahin. Der andere Tag wird auf dieſelbe Weiſe verlebt und an den übrigen Tagen lebt man in der freudigen Zurückerinnerung der vergangenen.

Man giebt dieſem Feſte allgemein folgenden Urſprung:

Im Huſſitenkriege lag ein Anführer derſelben, Namens Prokopius, nachdem er ringsumher die kleineren Städte und Dörfer zerſtört hatte, vor Naumburg, voller Wuth, daß ſich dieſe Stadt ihm nicht ergeben und ſeiner Macht trotzen wollte. Endlich aber, da der Hunger in der Stadt zu wüthen anfing und die Einwohner einſahen, daß ſie ſich nicht würden halten können (manchen Sturm hatten ſie ſchon abgeſchlagen, aber immer mehr geſchwächt durch Hunger, hätten ſie endlich doch erliegen müſſen), beſchloſſen ſie, eine Geſandtſchaft an den Anführer zu ſchicken, mit dem Verſprechen, die Stadt zu übergeben, wenn er mild und freundlich mit ihnen verfahren würde. Der Anführer aber, wüthend über den langen Widerſtand, ſchwur, wenn er in die Stadt käme, ſollte kein Stein auf dem andern bleiben und er würde auch des Säuglings nicht ſchonen. Die Bürgerſchaft zog hinaus und bat fußfällig um Gnade, — kein Erbarmen; die Geiſtlichkeit ging voran, das Zeichen des heiligen Kreuzes vor ſich hertragend, beſchwor ihn im Namen Jeſu, die Stadt nicht zu verderben; — aber vergebens! Da ergriffen die Einwohner der armen Stadt das letzte Mittel. Sie zogen ihren Kindern weiße, mit ſchwarzen Bändern beſetzte Kleider an; jede Mutter brachte ſo ihre Kleinen mit Thränen auf den Markt und unter Anführung eines Viertelmeiſters, mit Namen Wolf, welcher ſich freiwillig dem Tode weihte, zogen die Kinder paarweiſe zur Stadt hinaus, während die

Mütter auf der Stadtmauer ſtanden und in Verzweifelung ihre Geliebten hinziehen ſahen, um von dem Grauſamen vielleicht geopfert zu werden. Noch einmal blickten die Kinder zurück und ſagten weinend dem Mutterherzen Lebewohl. Es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Bürger-Büchſenſchützen mußten, zum Jacobsthore hinaus, bei den Feldern am Schießanger halten und die Kinder vorbeilaſſen, damit ſie deſto beherzter gingen; denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort, daher ſollten die Schützen halten, bis man ſähe, wie es ablaufen würde. Den Kindern hatte man eingeprägt: ſobald ſie in's Lager kämen, ein jämmerliches Geſchrei zu erheben, zu weinnen, die Hände gen Himmel zu halten, niederzufallen und: Gnade! Gnade! zu ſchreien; ſie ſollten nicht eher aufhören, als bis ſie ſehen würden, daß man ihnen freundlich zurede; ſollten aber die Feinde grauſam ſeyn, ſo möchten ſie ſich Alle gutwillig umbringen laſſen, ihre Hälslein und Schleier willig aufmachen und hinhalten. Sie gelangten endlich zum Lager, wo ſie von den Officieren vor das Zelt des Prokopius geführt wurden. Prokopius ſtand mit vielen Andern vor demſelben und wußte anfangs nicht, was das bedeuten ſollte; als aber die Kinder jämmerlich zu ſchreien und zu weinen anfingen, auf die Kniee fielen und: Gnade! Gnade! riefen, ſah er die Umſtehenden, die die Kinder umringt hatten und dann dieſe nach einander an, befahl ihnen, ſtill zu ſeyn und aufzuſtehen. Darauf berathſchlagte er ſich mit den übrigen Befehlshabern eine halbe Stunde lang; alsdann kam er wie-

der aus dem Zelte und verſicherte den Kleinen, daß ihnen kein Leid widerfahren ſollte. Hierauf ließ er die in ſeinem Lager befindlichen böhmiſchen Muſikanten kommen, um den Kindern zum Tanz aufzuſpielen. Da aber dieſe, voller Furcht, nicht tanzen wollten, ließ er Wein, Kirſchen, Birnen und Schoten bringen, wodurch ſie endlich beherzter wurden. Er ſelbſt ließ ſich, nebſt den andern Befehlshabern, Seſſel herbeitragen und ſetzte ſich mitten unter die Kinder, welche nun ganz fröhlich um ihn herumſprangen. Abends um 7 Uhr ließ er die Kinder wieder fort, befahl ihnen, ſtille in die Stadt zu ziehen und wenn ſie an das Thor kämen, ſollten ſie ſagen, die Stadt hätte Gnade, bliebe mit allen den Ihrigen verſchont, morgen würde kein Mann von den Huſſiten mehr da ſeyn, er wolle Naumburg nicht ein Huhn nehmen laſſen. Dieß geſchah den 28. Juli 1432. — Prokopius hielt Wort; um 3 Uhr Morgens des andern Tages war nichts mehr von den Huſſiten zu ſehen.

Dieſen Tag konnte die alleszerſtörende Zeit nicht aus dem Gedächtniſſe der Mütter verlöſchen; ein Geſchlecht erfuhr es vom andern und jedesmal, wenn dieſer Tag im Laufe der Zeit wiederkehrte, bekam die Jugend Naumburg's Kirſchen und in der Kirche wurde Gott gedankt für das Große, was er an ihnen gethan hatte.

Dieß iſt die alte, allgemeine Sage über die Entſtehung des Kirſchfeſtes; doch iſt ſie nicht ſo feſtbegründet, daß nicht Zweifel über ihre Aechtheit erhoben werden könnten. Man ſagt, die große Erbitterung der Huſſiten gegen Naumburg habe da-

her gerührt, daß der damalige Biſchof von Naumburg, Gerhard von Joch, auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz eifrig für die Verdammung Huſſen's gerathen habe; um ihn dafür zu züchtigen, ſeyen die Huſſiten gen Naumburg gezogen. Es iſt aber erwieſen, daß dieſer Biſchof gar nicht zu Koſtnitz geweſen und, wie ſein Grabmal im Dome zu Naumburg meldet, zur Zeit des angeblichen Einfalls der Huſſiten in ſein Stift längſt nicht mehr am Leben geweſen ſey; er ſtarb am 15. Mai 1422.

Immer aber hat jene alte Sage von einer glücklich abgewendeten Belagerung wenigſtens ſo viel für ſich, daß ſie bis jetzt noch nicht widerlegt iſt. Daß es die Huſſiten geweſen, die der Stadt mit einer Belagerung drohten, iſt neuerer Zuſatz und gehört nicht zum weſentlichen Inhalte der alten Sage. Die Begebenheit war noch ziemlich in Dunkel gehüllt, da trat im 18. Jahrhundert ein gewiſſer Rauh auf und machte eine Chronik von dem Mönch Taube bekannt, der im 16. Jahrhundert gelebt haben ſoll. Allein gegen ihre Glaubwürdigkeit ſind mehr Gründe aufzubringen, als dafür und man iſt geneigt, Rauh und Taube für eine und dieſelbe Perſon zu halten, da vor Rauh Niemand etwas von Taube wußte und Rauh, der ein Antiquitäten-Krämer war und die Handſchrift des Mönchs beſitzen wollte, doch bloß Abſchriften davon hinterlaſſen hat. Nach der Taubiſchen Nachricht, ſoll nun dieſe Begebenheit ſich im Jahr 1432, in der Mitte des Sommers — den 28. Juli — und gleichwohl unmittelbar nach der (bekannten) Einnahme der

Stadt Altenburg durch die Huſſiten und noch vor der bald darauf erfolgten (eben ſo bekannten) Verwüſtung der Stadt Plauen zugetragen haben.

Nun iſt aber nichts gewiſſer, als daß die Huſſiten im Jahr 1432, währenddem auf dem Concilium zu Baſel und nicht ohne Erfolg an einem Concordate mit ihnen gearbeitet wurde, an einen Einfall in die meißniſchen Lande nicht gedacht haben und daß der Heereszug, den Taube mit den übrigen Scribenten, bis auf die Abſchweifung nach Naumburg und einige andere Zuſätze der Phantaſie, ziemlich übereinſtimmend beſchreibt, nicht im Sommer, ſondern mitten im Winter (im December 1429) begonnen wurde und nicht länger als bis gegen das Ende des darauf folgenden Monats Januar 1430 dauerte. So wenig aber ein einziger glaubwürdiger Schriftſteller etwas davon weiß, daß die Huſſiten auf dieſem Zuge, namentlich in dem kurzen Zeitraume zwiſchen der Verwüſtung Altenburg's und der der Stadt Plauen, in gleicher Abſicht vor Naumburg erſchienen ſind, eben ſo wenig kann dieſes am 28. Juli oder überhaupt in den Sommermonaten geſchehen ſeyn, da durch das einſtimmige Zeugniß der hiervon ſprechenden Schriftſteller außer allen Zweifel geſetzt iſt, daß die Einnahme von Altenburg am Donnerstage nach den heiligen drei Königen, alſo zu Anfange des Monats Januar, die von Plauen aber am Tage Pauli Bekehrung (den 25. Januar), folglich in einer Jahreszeit erfolgte, die von der, in welcher die Huſſiten vor Naumburg erſchienen ſeyn ſollen, zu weit entfernt iſt, um einer Vereinigung dieſes Widerſpruchs

Raum zu geben. Da nun aber die Kirſchfeſtsfeier mit dieſem Heereszug in keiner Beziehung ſtehen kann, ſo müßte man annehmen: daß die Huſſiten auch noch ein andermal und zwar zur Kirſchzeit — gleichviel in welchem Jahr und auf welchem Wege — in hieſiger Gegend einen Beſuch abgeſtattet haben. Nun weiß aber die Geſchichte, ſo weit ſie auf ſichern Quellen beruht, nur von einem doppelten, kurz nach einander ausgeführten Einfalle der Huſſiten in Meißen.

Den erſten unternahmen ſie zu Michael 1429, da ſie über Graupen in das Meißner Land einfielen, Altdresden eroberten und in wenigen Wochen den ganzen Strich Landes an der Elbe bis an das Erzſtift Magdeburg verwüſteten, bis in die Mark Brandenburg eindrangen und gegen Ende des Jahres durch die Lauſitz nach Böhmen zurückkehrten.

Den zweiten, deſſen ſchon oben umſtändlich Erwähnung geſchehen, unternahmen ſie, nach ihrer Rückkehr von der erſten Streiferei, um Weihnachten deſſelben Jahres. Einer ſo wenig als der andere kann alſo mit der Kirſchfeſtsfeier in Verbindung ſtehen und obgleich, nach Einiger Meinung, die Huſſiten noch einmal im Jahr 1432, nach Andern aber im Jahr 1433 in das Meißner- und Oſterland eingefallen ſeyn ſollen, ſo iſt es doch nicht ſchwer, den Ungrund dieſer Nachricht, von welcher kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller etwas meldet, darzuthun und das ſonderbare Mißverſtändniß, worinnen es ſich gründet, aufzuklären *).

*) Johann Puchler (Res Misn. bei Menck. T. II. p. 418) meldet, daß damals die Sachſen vor Tachau

Sehr zu bedauern iſt es, daß vom Jahr 1427 bis 1439, alſo auch von dem Jahr, in welchem ſich dieſe zweifelhafte Geſchichte zugetragen haben müßte, die außerdem und ſeit dem Jahr 1349 in ununterbrochener Reihe vorhandenen, an allerlei Notizen zu Erläuterung der Naumburgſchen Stadtgeſchichte und Alterthümer ſehr reichhaltigen Raths-Kämmerei-Rechnungen gänzlich fehlen, welche, ſo weit ſie vorhanden ſind, gleichſam die Stelle authentiſcher, unter öffentlicher Autorität abgefaßter und beglaubter Annalen vertreten, in wieferne ſie kein merkwürdiges Ereigniß, wäre es auch nur bei Verrechnung deſſen, was dabei vertrunken worden*), unberührt laſſen. Denn daß es die Huſſiten geweſen, die der Stadt mit einer Belagerung drohten, iſt, wie erwähnt, neuerer Zuſatz und gehört nicht zum weſentlichen Inhalte der alten Sage. Töpfer, der jener Begebenheit zuerſt gedenkt, thut der Huſſiten dabei mit keinem Worte Erwähnung und

in Böhmen geſchlagen worden, woraus, durch eine Verwechſelung, Tauche bei Leipzig gemacht worden.

*) Wem iſt es unbekannt, daß unſere deutſchen Vorfahren ſich zu keiner öffentlichen Berathung und überhaupt in Geſchäften verſammelten, ohne den Becher herumgehen zu laſſen! Wie ſehr die alten Naumburger dieſer alten deutſchen Sitte treu und ergeben waren, davon zeugen nicht nur jene Rathsrechnungen, ſondern auch einige ſtattliche Trinkgeſchirre, die noch jetzt in der daſigen Rathskämmerei verwahrt, aber ſeit der wechſelnde Zeitgeiſt jene Sitte verdrängte, nicht mehr gebraucht werden.

ſpricht ganz im Allgemeinen nur von einem Feinde, der ſich vor der Stadt gelagert habe. Gleichwohl leitet der Umſtand, daß Franke, Zader und Andere in dieſer Abſicht die Huſſiten nennen, auf eine nicht unfruchtbare Vermuthung. Mehrere Scribenten berichten von Einfällen der Huſſiten in das Naumburger Stifts=Gebiet, was in die Zeit des ſächſiſchen Bruderkrieges gehört und auf Verwechſelung mit dem beruht, was in dieſem Kriege durch ein böhmiſches Hülfs=Corps, das auf Seiten Herzog Wilhelm's focht, verübt wurde. Sowohl Johann Eiſenhart, als nach ihm Paul Lange und Sagittar, nennen dieſe Böhmen Huſſiten und es ſcheint, als ob dieſe Benennungen ſeit den Huſſitenkriegen in hieſiger Gegend ganz gleichbedeutend gebraucht worden.

Von dem damaligen Biſchof Peter zu Naumburg wiſſen wir, daß er die Parthei des Herzogs Wilhelm verließ und ſich auf die Seite des Churfürſten ſchlug, wodurch er ſich die Feindſchaft des Herzogs und ſeinen Stiftslanden mannichfaches Ungemach zuzog. Die Chroniken ſind voll der Gräuelſcenen, die des Herzogs Truppen und inſonderheit die Böhmen im Stifte verübt haben ſollen und darum iſt es gar nicht und um ſo weniger unwahrſcheinlich, daß der Herzog auch der Stadt Naumburg eine etwas ſtarke Züchtigung zugedacht haben könne, jemehr es bekannt iſt, daß dieſe Stadt auf mannichfache Weiſe thätigen Antheil an dieſen Händeln genommen hat.

Für ſich allein möchten dieſe Thatſachen freilich nicht zureichen, die Vermuthung zu begründen, daß

die, durch Tradition fortgepflanzte Begebenheit in die Geſchichte des Bruderkriegs zu ſetzen ſey; indeß findet ſich wenigſtens eine, dieſe Vermuthung beſtätigende, Autorität in der handſchriftlich vorhandenen Chronik des ehemaligen Stifts-Syndici Caſpar Matthäus Eulenberger's († 1696.), wovon das Original im Capitels-Archiv zu Naumburg verwahrt wird. „Es wurde zwar zu Mühlhauſen (zwiſchen beiden Brüdern) Friede gemacht; der zerging aber Ao. 1450 gleich wieder, darüber Herzog Wilhelm's Kriegsleute auch in das Stift Naumburg und Zeitz einfielen und war großer Jammer. Thüringen und Meißen ward erbärmlich verheert, ſonderlich von den Böhmen, die verſchonten weder Kirchen noch Klöſter ꝛc. Herzog Wilhelm Biſchof Petern in ſeinem Stifte auch heimſuchet; hat ſich mit allerlei Rüſtung zum Sturm gefaßt gemacht, in Willens, Naumburg mit Sturm zu erobern. Die Naumburger ſchickten ihm aber ihre Kinder mit Zweigen und Früchten entgegen; die thäten ihm einen Fußfall und erlangten Gnade, zumal da er gleich wider den Herrn zu Gera auch erbittert, daß er dahin von Naumburg abzoge."

Hierin ſtimmen ihm Mehrere bei,*) ohne jedoch der Kinder zu erwähnen; was aber dadurch leicht erklärlich wird, daß ſie in Irrthum waren. Schade,

*) Zader in ſeiner Stifts-Chronik (vorzüglich); Spangenberg's Mansfeldiſche Chronik, Cap. 330. Fol. 384b; Paul Langens (deutſche) Chronik des Stifts Naumburg.

daß Eulenberger nirgends die Quellen angiebt, woraus er ſeine Nachrichten geſchöpft hat. Ohnfehlbar benutzte er bei ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten vorzüglich die in dem Capitels-Archiv vorhandenen Urkunden und Nachrichten, wozu er als Stifts-Syndicus die beſte Gelegenheit hatte. Mehrere von ihm ausgearbeitete Deductionen der Gerechtſamen des Naumburger Stifts- und Dom-Capitels zeugen von ſeinen gründlichen juriſtiſchen, hiſtoriſchen und diplomatiſchen Kenntniſſen; ſeine Chronik aber trägt nicht nur im Allgemeinen den Character ſeines Zeitalters, ſondern ſteht auch in Abſicht auf Anordnung, Gründlichkeit und Reichhaltigkeit der Zaderſchen, um dieſelbe Zeit ausgearbeiteten, Chronik um Vieles nach.

Die Kürze, mit welcher er dieſer Begebenheit, gleichſam nur im Vorbeigehen, Erwähnung thut, iſt im Character der damaligen Chroniken. Jemehr übrigens daraus hervorgeht, daß man dieſe Begebenheit damals bei weitem weniger intereſſant und der Aufmerkſamkeit werth fand, als in unſern Tagen, deſto weniger kann ich mich, aus pſychologiſchen Gründen, überzeugen, daß dieſe Sage ganz erdichtet ſeyn ſollte. Aus dem aber, was er hinzufügt, geht hervor, daß mehr als ein Grund vorhanden war, der den Herzog beſtimmte, die Belagerung aufzuheben und ſeinen Abzug zu beſchleunigen und wer weiß, ob die Naumburger ihre Abſicht durch das gewählte Mittel ſo ſicher erreicht hätten, wenn nicht der Herzog eben gegen den Herrn zu Gera aufgebracht geweſen wäre und es ihn nicht ſo ſehr gedrängt hätte, dieſen zu züchtigen, wel-

ches auch, wie die Geſchichte meldet, nachdrücklich genug geſchah.

Naumburg galt damals für einen feſten Platz. Der Herzog konnte mehrere Wochen davor liegen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Unterdeſſen hätte ſich der zu Gera in Vertheidigungsſtand ſetzen und ſeine Rache vereiteln können; wie erwünſcht mußte daher dem Herzoge dieſe Veranlaſſung ſeyn, ſeinem Abzuge den Anſtrich der Milde und Großmuth zu geben, zumal da er ſo eben, wie aus der Zuſammenſtellung mehrerer Nachrichten erhellt, von Pegau, das er zuvor belagerte, unverrichteter Sache und mit Schimpf hatte abziehen müſſen. Dieſe Anſicht beſtätigt vorzüglich eine Stelle in der Zaderſchen Chronik *).

Noch mehr Licht erhält dieſe Anſicht durch die in Spangenberg's Mansfeldiſcher Chronik hierher gehörige Stelle, wo, nachdem zuvörderſt daſſelbe, daß

*) „Als Ao. 1449 ein neuer Krieg anfing, kam Herzog Wilhelm in die Naumburger Pflege und brannte die Vorſtädte ab, denn er war dem Biſchof Petro ſehr gehäſſig. Unterdeſſen kamen die Böhmen Herzog Wilhelmen zum Andernmale zu Hülfe, mit denen wollte er Pegau einnehmen, konnte aber nichts ſchaffen, darum wandte er ſich, verſammelte ſein Volk bei Eckartsberge und wollte mit aller Gewalt Biſchof Petrum angreifen und ſich an ihm rächen, weil er von ihm ſehr injuriirt, wollte derohalben die Stadt Naumburg einnehmen, wozu er große Bereitſchaft machte. Aber er war hernach anderes Sinnes und nahm die Belagerung der Stadt Gera vor, welches denen Naumburgern zu Statten kam.

der Herzog von Pegau unverrichteter Sache abziehen müſſen und dann ſich trefflich gerüſtet habe, die Stadt Naumburg mit Sturm zu erobern, gemeldet worden, es dann weiter heißt: „Wie er nun des Fürhabens geweſen, kümt ihme die Zeitunge, der junge Herr von Gera ſey ihme in die Pflege Roda gefallen vnd einen großen Raub an Viehe vnd Güttern von dannen mit ſich hinweg gefüret vnd bekam der Hertzog zugleich auch eben ſpitzige vnd höniſche Schreiben von demſelben Herrn, darüber er alſo zornig ward, daß er den fürgenommenen Zug gegen die Naumburg anſtehen ließ ꝛc.“ Man ſieht hieraus deutlich, daß der Grund zu der Erbitterung des Herzogs nur erſt, wie er ſchon im Begriffe war, ſeine Drohungen gegen Naumburg zu erfüllen, eingetreten war, wodurch deſſen plötzliche Sinnesänderung und ſein Abzug nach Gera vollkommen zureichend motivirt wird. — Ob nun aber mit dieſem Ereigniſſe das Naumburger Kirſchfeſt weſentlich zuſammenhängt, oder ob man, nachdem deſſen eigentlicher Urſprung nicht mehr bekannt war, jene Sage demſelben nur untergelegt habe, wage ich nicht zu beſtimmen. Indeß iſt vor der Hand wenigſtens eben ſo wenig ein Grund vorhanden, dieſes, als jene Begebenheit an ſich in Zweifel zu ziehen.

Noch findet aber eine andere Vermuthung leiſen Anklang. Könnte es nicht ein Brunnenfeſt ſeyn? Sogenannte Brunnenfeſte — **Fontanea** — ſind nichts Ungewöhnliches in mehreren Gegenden Deutſchland’s. In den katholiſchen Provinzen gab es ſonſt und giebt es noch geweihte Brunnen, wunderthätige

Quellen, zu denen fromme Gläubige wallfahrten, um ihre Andacht zu verrichten, eine Sitte, die ſich vielleicht, wie ſo manche andere, die die Einführung des Chriſtenthums nicht verdrängte, ſondern heiligte, noch aus dem Heidenthume herſchreiben mag. Sehen wir nun von der Vermuthung, daß das Kirſchfeſt aus der grauen Vorzeit herrühre*), ab, ſo liegt uns eine andere Vermuthung näher.

Nicht bloß die Sage von den Huſſiten vor Naumburg, ſondern auch die Raths-Kämmerei-Rechnungen — welche übrigens dieſes Schulfeſtes, das dort mitunter Fontaneum genannt wird, bei Verrechnung des damit verbundenen geringen Aufwandes ſeit länger als 300 Jahren gedenken — und andere Nachrichten melden, daß das Kirſchfeſt in vorigen Zeiten in oder an dem Buchholze gefeiert worden, zu deſſen Gedächtniß ohne Zweifel noch gegenwärtig, am Tage des feierlichen Auszugs der Knaben, grüne Zweige aus dieſem Buchholze herbeigeſchafft und unter die Knaben vertheilt werden, mit welchen ſie in die Stadt zurückziehen.

In jener Gegend iſt alſo höchſt wahrſcheinlich die urſprüngliche Veranlaſſung zu dieſer Stiftung aufzuſuchen. Wie, wenn wir dieſe Veranlaſſung in den der Stadt ſo wichtigen Quellen erblickten, welche, durch Röhren in die Stadt geleitet, Naumburg ſeit undenklichen Zeiten — vielleicht ſeit der erſten Ent-

*) Braun.

ſtehung — mit ſeinem ganzen Bedarf an Quellwaſſer verſehen?

Könnte es nicht vielleicht ſeyn, daß in frühern Zeiten einmal ein Waſſermangel eingetreten, wodurch die Stadt in Noth und Beſorgniſſe verſetzt wurde; daß man damals im Buchholz eine ergiebige Quelle aufſuchte und fand und daß dieſes unſern biedern und religiöſen Vorfahren die Veranlaſſung gab, dieſes, auf das Wohl und die Erhaltung der Stadt ſo wichtige, Ereigniß durch ein jährliches Feſt, im Geſchmacke jener Zeit, mit Proceſſionen und religiöſen Geſängen zu feiern?

Der Graskönig zu Groſz-Vargula
und
das Laubmännchen in der Ruhl.

Seit undenklichen Zeiten wird jährlich der dritte Pfingſtfeiertag zu dieſer Luſtbarkeit angewendet, welche ſtets, durch den Beſuch benachbarter Fremden, lebhafter als die Kirchweihe iſt.

Man verfertigt in irgend einer Scheuer, oder ſonſt an einem ſchicklichen Orte, eine ſehr hohe Pyramide von Pappelzweigen und Blumen, faſt in der Art, wie die hohen Hühnerkörbe ſind, unter denen man junge Küchlein füttert, doch viel größer und ſo, daß ſie nicht allein weit über den darunter ſitzenden, zu Pferde reitenden Graskönig hervorragt, ſondern auch in ihren Endzweigen bis auf die Erde reicht. Der obere, ganz ſpitzig zulaufende und mit einer Fahne beſteckte Theil, die Krone, beſteht aus geſchickt in dieſe Zweige verwebten Blumen, was einen artigen Anblick gewährt.

Mittags 12 Uhr verſammeln ſich dort die jungen, berittenen Burſche und auch mitunter einige junge Männer zu Pferde. Der Aufwärter bei'm Tanz, der die Rolle des Graskönigs zu ſpielen hat und für die drückende Hitze, die er unter der Pyramide ausſtehen muß, eine Vergütung erhält, wird nun auf ein lediges Pferd geſetzt und dieß Gebäude über ihn hergeſtürzt, wo bloß vorn eine Oeffnung angebracht iſt, aus welcher er mit dem Geſichte heraus=ſehen und friſche Luft ſchöpfen kann. Iſt Alles in gehöriger Ordnung, ſo geht der Zug fort, den zwei der angeſehenſten jungen Burſche zu Pferd, im ſtattlichen Anzuge, mit weißen Stäben, anführen; dann folgen die Muſikanten, ebenfalls zu Pferd und nun reitet der Graskönig, deſſen Pferd von zwei Männern geführt wird, einher, dem ſich dann die übrigen Reiter paarweis anſchließen.

Nachdem jedesmal die Anführer zuvor gefragt: Ob es ihnen erlaubt ſey, nach alter Sitte den Graskönig aufzuführen? wird derſelbe nun zuerſt vor das Amthaus, dann vor die Pfarrwohnung, von da auf das Lutterodtiſche Gut, zu den Ober= und Gemeinde=Heimbürgen und endlich zu den beiden Kämmerern geführt, wo ſie ſämmtlich mit einem Trunke Bier bewirthet werden; die vier Letztern aber müſſen auch noch jeder einen Kuchen geben. Iſt dieſes vorüber, ſo geht der ganze Zug nach dem nahen Sommerberg auf einen Platz, der, wegen der daſelbſt ſtehenden Bäume, die ſieben Linden genannt wird und hier werden die Banden des Graskönigs gelöſ't. Die Krone wird dem

Amtmann überbracht und um Gedränge und Unglück unter den Pferden zu verhüten, ſchließen die Reiter einen Kreis um den König, löſen die Verknüpfungen der Pappelpyramide und tragen die Zweige im Triumphe davon, die ſie dann an Fremde und Einheimiſche verſchenken. Man ſteckt dieſe Zweige gern auf die Leinäcker, um langen Flachs dadurch zu bekommen und man hat wirklich Beiſpiele, daß der Flachs, wenn man guten Leinſamen auf ein wohlzubereitetes Feld geſäet, bei recht günſtiger Witterung ſo vortrefflich gerathen iſt, wie auf Aeckern, die keine ſolche Büſche haben. Daß ſich dieſe ganze Feierlichkeit mit Tanz und unſchuldiger Fröhlichkeit endet, läßt ſich leicht denken.

Dieſes Feſt, das auch an einigen andern Orten gebräuchlich, iſt ſehr alt und ſein Urſprung nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Muthmaßlich ſchreibt es ſich noch von einer Sitte aus den grauen Ritterzeiten des achten und neunten Jahrhunderts her, wo man um dieſe Jahreszeit in vielen Ritterſitzen die Gewohnheit hatte, den Troßbuben und Knappen, welche die Pferde der Ritter und Reiſigen auf der Weide hüten mußten, eine Luſtbarkeit zu veranſtalten, bei welcher Gelegenheit die faulen und nachläſſigen Hüter, zum Geſpött und zur Strafe, in Büſche und Zweige gebunden, dem Muthwillen der Uebrigen preisgegeben wurden.

Ein ähnlicher Gebrauch findet ſich unter den Kinderſpielen in der Ruhl. Es iſt das ſogenannte Laubmännchen. Sobald der Wald anfängt, zu grünen, verſammeln ſich die Kinder an einem Sonntage,

ziehen in Geſellſchaft in die nächſte Gegend des wiederbelaubten Waldes und wählen ein's aus ihrer Mitte, aus welchem ſie das Laubmännchen machen wollen. Zu dieſem Ende brechen ſie Zweige von den Bäumen und binden ſie rings um den Geſpielen, daß weiter nichts ſichtbar von ihm bleibt, als die Schuhe. Wo die Augen ſind, werden kleine Oeffnungen gelaſſen, damit er wenigſtens ſehen kann, was um ihn her vorgeht. Zwei andere Kinder führen das Laubmännchen, damit es ſich nicht ſtoße und falle. Auf allen Seiten hängen bunte Bänder, ſeidene und wollene Tücher herab, welche ihnen von den Eltern zu dieſem Gebrauche geliehen werden. So ziehen ſie in Geſellſchaft, paarweiſe, unter Geſang und Jubel, in das Dorf, verſammeln ſich an einem zum Tanze bequem gelegenen Platz und tanzen ſingend fort, bis ein Jedes Hunger und Müdigkeit nach Hauſe zu gehen nöthigt. Eins von den Volksliederchen, welches ſie in ihrer Freude ſingen, iſt folgendes, das nach einer einfachen, luſtigen Weiſe geſungen wird:

Bla Köhl, bla Köhl*) ſind die beſten Pflanzen,
Wenn das Mädchen geſſen hat, hebt ſie an zu tanzen.
Tanz, Mädchen, tanz!
Die Schuhe ſind noch ganz;
Sind ſie dann zerbrochen,
So tanz'n wir auf den Knochen.

*) Blau= (Braun=) Kohl.

Der Milchtanz zu Klein-Geſchwenda.

Zu Klein-Geſchwenda, einem Schwarzburgiſchen Dorf in Thüringen, unweit Leutenberg, welches ein Filial von St. Jacob *) iſt und ¾ Stunden davon gegen Morgen liegt, iſt der Milchtanz merkwürdig, welcher am Johannisfeſte gehalten wird.

Nach geendigtem Nachmittags-Gottesdienſte geben die Muſikanten auf dem ſogenannten Herrenhofe drei-

*) St. Jacob iſt ein ſehr kleiner Ort, der aus einer Kirche, Pfarre, Schule und vier Bauernhäuſern beſteht. Er liegt, wie geſagt, zur Seite der Stadt Leutenberg gegen Morgen auf einem hohen Berg. In dieſem Orte ſind drei Brunnen, welche in einer geraden Linie am Wege gefaßt ſind, merkwürdig. Vor Alters ſind zu dem einen Brunnen von Böhmen aus, viele Wallfahrten angeſtellt worden. Welcher von den drei Brunnen aber der Heilbrunnen geweſen ſey, iſt heutiges Tages unbekannt; vermuthlich war es der unterſte, da er das beſte Waſſer enthält.

mal ein Zeichen mit Blaſen auf den Hörnern, worauf ſich die Einwohner mit ihren Weibern und Kindern daſelbſt in der obern großen Stube einfinden. Den Kindern, zu welchen ſich auch noch andere Kinder aus dem Pfarrſpiele geſellen, werden einige große Schüſſeln mit Semmelmilch auf den Fußboden geſetzt. Nachdem die Kinder gebetet haben, lagern ſie ſich nach morgenländiſcher Art auf den Fußboden um die Schüſſeln herum und eſſen dieſe Semmelmilch aus ihren eignen Löffeln, deren jedes einen mitbringen muß. Bei dem Eſſen wird ihnen von den Muſikanten Tafelmuſik gemacht. Sobald dieſe Milch verzehret iſt, ſtehen die Kinder auf, beten die gewöhnlichen Dankgebete und gehen bei Seite. Hierauf nimmt nun der Tanz ſeinen Anfang. Ein jeder Ehemann tanzt mit ſeinem Weibe drei Reihen, wobei der Schultheiß die Ehre hat, mit ſeiner Frau den Tanz zu eröffnen. Sodann geht es nach dem Alter in dieſer Ordnung, daß ein Paar nach dem andern ſeine drei Reihen tanzt, und wenn der Hutmann (Hirte) mit ſeinem Weibe den Schluß gemacht hat, ſo erhalten alsdann die ledigen Perſonen die Erlaubniß, den Tanz fortzuſetzen, ſo lange es ihnen beliebt.

Was den Urſprung und die Stiftnng dieſes Milchtanzes betrifft, ſo hat man hiervon dieſe Nachricht: Als im vorvorigen Jahrhunderte durch den dreißigjährigen Krieg und durch verderbliche Seuchen ein großer Theil von Deutſchland verwüſtet und verheert worden, ſo hat dieſes Unglück auch dieſe Gegend betroffen und iſt ſonderlich durch unterſchied-

liche Streifereien der Feinde alles Vieh theils aufgezehrt, theils weggetrieben worden.

In einem alten Kirchenbuche zu St. Jacob findet man eine von dem damaligen Pfarrer Caspar Schreer eingeſchriebene und hierher gehörige Nachricht: „Im Jahr 1627, am Sonnabende vor Sexageſimä, ſind anderthalbhundert Soldaten mit Roß und Wagen in Leutenberg eingefallen und haben über 10 Tage dagelegen und haben die Bauern müſſen alle Tage 1 Ochſen, viele Kälber, Schaafe, Hühner, Eier, Korn, Hafer, Gerſte, Butter, Käſe, Bier u. dergl. liefern. Den Freitag nach Trinitatis hat das Kaiſerliche Volk in hieſiger Gegend ſo grauſam hauſiret mit Plündern, Beraubung derer Kirchen, Edelhöfe u. dergl., alſo, daß in hieſiger Gegend von allem Vieh nicht mehr als eine Henne geblieben und das Vieh iſt in einem ſo hohen Preiſe geblieben, daß eine Kuh um 110 Mfl. hat müſſen bezahlet werden."

Auf ſolche Weiſe war dieſe Gegend von Vieh gänzlich entblößt und das Landvolk war nicht nur ſeiner beſten und gewöhnlichſten Speiſe, der Milch, beraubt, ſondern auch außer Stand geſetzt, um ſo hohen Preis eine Kuh anzuſchaffen.

Als nun der damalige Beſitzer des Ritterguts zu Klein-Geſchwenda, Heinrich von Watzdorf, zuerſt wieder Kühe gekauft, hat er aus Dankbarkeit gegen Gott die Kinder zu Klein-Geſchwenda mit der ſo lang entbehrten und ſo ſehnlichſt gewünſchten Milchſpeiſe erquickt, um aus ihrem Munde dem Höchſten auch ein Lob zu erwecken und hat zugleich auch die

löbliche Stiftung gemacht, daß von der Zeit an jährlich auf den Tag Johannis des Täufers vom daſigen Ritterhofe den Einwohnern zu Klein-Geſchwenda Bier, den Kindern aber Milch, worein Semmel gebrockt, gereicht und dadurch Allen in'sgeſammt Gelegenheit gegeben werden ſollte, dem höchſt gütigen Schöpfer auch für den Segen an Vieh zu danken und zu bitten, daß er denſelben, nebſt den daher rührenden Speiſen, nicht wieder entziehen, ſondern vielmehr vor Krieg, Viehſeuchen und andern Landplagen behüten wolle. Zugleich hat auch von Watzdorf einen Tanz erlaubt und dabei die Verfügung gemacht, daß ein jeder Ehemann mit ſeinem eignen Weibe tanzen ſollte Dieſes wird nun der Milchtanz genannt.

Langenſalzer Volksfeſt
der
Fuhr- und Ackerleute.

Aus jenen alten Zeiten, wo man ſo gern das Andenken an merkwürdige Begebenheiten, Großthaten, Beweiſe von Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Treue gegen ſeinen Regenten u. dergl. durch jährliche Volksfeſte zu erhalten und den Enthuſiasmus für gleiche Thaten zu befördern ſuchte, hat ſich auch unter andern das Feſt der Langenſalzer Fuhr- und Ackerleute durch den Gang der Zeiten gewunden und bisher erhalten.

Sein Entſtehen iſt ungewiß und bloß einige alte Sagen wollen behaupten, daß es ſchon über zweihundert Jahre gefeiert worden iſt. — Daß ihre Fahnen eine Großthat der dunklen Vorzeit zum Grunde haben, möchte wohl hiſtoriſch richtig ſeyn, allein ob die Sage, daß ſie ſolche im Jahr 1675, in dem ſogenannten Schwedenkriege, mit denen der Tuchmacher, Müller und Schmiede von den Schweden erobert, oder ſie im Jahr 1346 bei der Belagerung Langenſalza's dem Erzbiſchof Gerlach zu Mainz bei einem Ausfalle abgenommen, wollen wir weder behaupten,

noch verneinen. — Das Feſt wird auf folgende Weiſe begangen:

Einige Tage vor Pfingſten verſammeln ſich die Fuhr= und Ackerleute bei dem vorjährigen Fähndrich, um den dießjährigen zu wählen. Sobald dieſer beſtimmt iſt, wird ihm unter Muſik die Fahne gebracht, vor ſeine Thür eine Maie gepflanzt und das Gelag in ſein Haus verlegt.

Hier nun verſammelt ſich Alter und Jugend und bleiben bis zum dritten Feiertag unter Tanz und Freude; an dieſem ziehen ſie nach 3 Uhr Nachmittags, unter Vortretung eines Chors Muſiker, durch die Stadt, ſchwenken an verſchiedenen Plätzen die Fahnen und begeben ſich auf den ſogenannten Anger vor dem Niederhöfer Thore, wo ſie dann unter freiem Himmel, im Schatten alter Linden, tanzen.

Feierlicher aber wird von ihnen der Trinitatis=Sonntag gefeiert. Mit gleichem Zuge gehen ſie durch die Stadt nach dem bei dem Anger gelegenen Kornfelde; der Fähndrich tritt in einen der Aecker und ſchwingt, unter Anſtimmung des alten, kernigten lutheriſchen Geſanges: „Es woll' uns Gott genädig ſeyn" ꝛc., die Fahne. Dieſe Scene hat viel Feierliches; die an dieſem Tag aus den benachbarten Dörfern zuſtrömende Menge Landleute machen ſie durch die Stille unter dem, durch vorblaſende Inſtrumente begleiteten, Liede noch feſtlicher. Bis zu dem Jahr 1801 waren dieſe Auszüge zu Fuße; hierauf aber wandelten die Theilnehmer ihn in einen zu Pferd um und ſchafften ſich eine eigne Uniform dazu.

Der Holzäpfeltanz.

Anderthalb Stunden von Heidelberg, an den Vorhöhen des Odenwaldes, liegt das Dorf Doſſenheim, in einer anmuthigen und fruchtbaren Gegend, wo neben einander der Mandelbaum und der Weinſtock und die Kaſtanie blühen. Das Dorf zieht ſich zwiſchen zwei Bergen aufwärts und zählt über tauſend Einwohner. Es war eine der früheſten Niederlaſſungen an der Bergſtraße; denn es wird deſſen ſchon in den erſten Urkunden der Abtei Lorſch gedacht. Die alten Herren von Schauenburg trugen die Vogtei darüber von gedachtem Kloſter zu Lehen. Nicht weit davon liegen die Trümmer ihrer Burg, welche Friedrich der Siegreiche im Jahr 1460 ſammt Doſſenheim zerſtörte, weil die Ritter keinen Landfrieden mehr achten wollten und von Fehden und Raub lebten. Das zerbrochene Gemäuer erhebt ſich maleriſch zwiſchen alten Eichen und macht, mit der Umgebung, ein anziehendes Bild.

Unter den Bewohnern Doſſenheim's hat ſich noch ein altes Volksfeſt erhalten, welches jährlich auf den Sonntag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert wird; es iſt der Holzäpfeltanz.

Die Jünglinge des Dorfes, welche an dem Feſte Theil nehmen wollen, legen ihren Mädchen, am Vorabend, einige Holzäpfel vor das Fenſter, als ein Zeichen der Einladung. Die wohlhabenden Mädchen holen ſich nun die Hüte ihrer Tänzer und ſchmücken ſie mit Bändern, künſtlichen Blumen und Citronen aus. Des Sonntags, nach geendigtem Gottesdienſte, verſammelt ſich das ganze Dorf in und um einen ziemlich kleinen, eingeſchloſſenen Hofraum. An einem Tiſche in der Mitte, ſitzen die Muſikanten; auf der Mauer ein Junge, der, an einer Fichtenſtaude, den Preis des Tages hält, einen mit Bändern geſchmückten runden Hut für den Sieger und ein Paar Strümpfe für ſeine Tänzerin. Zu vier Seiten des Kreiſes ſtehen vier Bürger des Orts mit Gewehren, als Kampfrichter, wovon einer den Zweig eines Wallnußbaumes in der Hand hält. Ehe der Tanz beginnt, geht ein Mann mit einem Sacke voll Holzäpfel rings im Kreiſe umher und leert die Aepfel auf den Boden aus. Außer dem Hofe hängt an einem Baum eine geladene Flinte mit einer brennenden Lunte.

Die Mädchen kommen nicht mit ihren Tänzern; ſie ſtehen, in Gruppen, außer dem Kreis und laſſen ſich zum Tanze nöthigen. Dieß iſt auch der Fall mit manchem jungen Burſchen, dem nun das luſtige Volk

den Hut vom Kopfe nimmt und in den Kreis wirft, wo er ſich jetzt an den Reihen anſchließen muß.

Wenn der Tanz beginnt, erhält der Erſte in der Reihe den Wallnußzweig und behält ihn in der Hand bis zum nächſten Kreiswärtel, der ihm denſelben abnimmt und an den zweiten Tänzer übergiebt. So wälzt ſich nun der fröhliche Haufe, unter Scherz und Lachen der Tänzer und Zuſchauer (deren Anzahl aus dem benachbarten Heidelberg gewöhnlich ſehr groß iſt), über die Holzäpfel hin, wobei hie und da ein Pärchen auf die Erde zu liegen kommt, bis die Flinte losgeht und derjenige den Preis davon trägt, in deſſen Hand ſich in demſelben Augenblicke der Zweig befindet. Die Geſellſchaft begiebt ſich jetzt auf den Tanzboden im Wirthshaus und der Sieger muß die Uebrigen bewirthen, weswegen denn auch nur die reichern Jünglinge des Dorfs an dem Feſte Theil zu nehmen pflegen.

Manche Volksluſtbarkeiten dieſer Art mögen dem Lehnweſen ihren Urſprung verdanken, wie denn auch die Bewohner Doſſenheim's verſichern, daß mit dem Holzäpfeltanz noch eine Wald- und Weidgerechtigkeit verbunden ſey. Man kennt die oft ſonderbaren und drolligten Gewohnheiten des Lehnweſens; das Feſt, welches der Lehensherr ſeinen Bauern gab, ſollte nicht bloß eine Luſt für ſie, ſondern auch für ihn und ſeine Familie ſeyn. Die gute Sitte wurde nicht immer dabei geſchont und es mochte auch der Holzäpfeltanz bisweilen nicht die ehrbarſten Auftritte herbeiführen.

Die Reiter zu Fuß.

Eine Kinderlustbarkeit zu Molschleben.

Es gereicht unſern Vorfahren zum Ruhm und zu einem Vorzuge vor uns, daß ſie das Andenken an gewiſſe merkwürdige Begebenheiten mehr, als wir, durch jährliche Feierlichkeiten zu erhalten und auf die Nachwelt fortzupflanzen ſuchten.

Ein ſolches Feſt findet ſich in Molſchleben, einem anſehnlichen Ort im Herzogthum Gotha, 1½ Stunde von dieſer Stadt, welches ſeinen Kindern jährlich, gewöhnlich am zweiten Pfingſtfeiertage, eine Volksluſtbarkeit giebt, die gewiß einer Erwähnung verdient.

Die Veranlaſſung dazu ſchreibt ſich aus den unglücklichen und traurigen Zeiten des 30jährigen Krieges und zwar höchſtwahrſcheinlich aus dem Jahr 1642 oder 1644 her, wo Thüringen überhaupt und insbeſondere auch die Gothaiſchen Lande durch die Einquartierungen, Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten, ſowohl der kaiſerlichen Truppen, unter dem Commando

des Grafen von Hatzfeld und des General Wahl, als der Schweden, unter dem Feldherrn Königsmark, unſäglich viel leiden mußten. Nachdem die kaiſerlichen Truppen lange die Peiniger der unglücklichen Dorfbewohner und ſo auch der Molſchleber geweſen waren, wurden ſie plötzlich vom ſchwediſchen General Königsmark überfallen. Noch heißt eine Gegend nach dem Wald und nach Klein-Fahnern zu, die Königsmark, wo dieſer General die Kaiſerlichen ereilte und ein daranſtoßendes Thal, noch jetzt das Todtenthal genannt, bezeichnet die Stelle der blutigen Schlacht, in welcher ſelbſt der kaiſerliche General von Breitenthal, von welchem gleichfalls eine Gegend den Namen führt, blieb und des Ortes, wo die im Kampfe Gefallenen beerdigt wurden. Freudig zogen die noch übrigen wenigen Einwohner von Molſchleben dahin, um die Erſchlagenen und ihre fliehenden Peiniger zu ſehen und frohlockend zogen ſie und jubelnd ihre Kinder, auf Weidenſtäben reitend, in ihre nun ruhigern Wohnungen zurück. Der damalige Beſitzer des Gutes, das in den älteſten Zeiten der Familie von Molſchleben gehörte, der ohnſtreitig am meiſten war mitgenommen worden, machte dieſes frohe Pfingſtfeſt für die Bewohner des Orts und hauptſächlich auch für die Kinder durch ein Freudenfeſt merkwürdig und beſtimmte, daß, beſonders den letztern, jährlich an dieſem Tage vom jedesmaligen Gutsbeſitzer und dem Pachter der ihm gehörigen Mühle Kuchen und Bier gereicht werden ſollte. Obgleich dieſes von Witzlebenſche Gut in der Folge von den Einwohnern Molſchle-

ben's erkauft und unter ſich getheilt wurde, ſo beſchloß man doch, dieſe Feierlichkeit beizubehalten.

Die Knaben, die ſich durch einige größere aus ihrer Mitte überall als eine Compagnie Reiter zu Fuß ankündigen und anmelden ließen, zogen paarweis, auf langen Weidenſtäben reitend, deren Obertheil bunt geſchälet war, mit den Muſikern in die Mühle, dann zur Pfarrwohnung, vor das Cantorat, zu dem Schultheißen des Ortes, brachten ihr Vivat, erhielten ihren Kuchen nebſt einem Trunke Bier, gingen endlich zum Backhauſe, wo ſie ihre Pferde zerbrachen, den Kuchen austheilten und in der daſigen Schenke mit den Schulmädchen ihren Tanz begannen, mit welchem ſich am Abend dieſe Luſtbarkeit endigte, an welcher Einheimiſche und Fremde Antheil zu nehmen pflegten.

Jetzt iſt dieſes Feſt dem Geſchmacke unſers Zeitalters mehr angepaßt worden.

Der Brigittenkirchtag in Wien.

Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein;
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Fauſt.

Das Fahrzeug war vollſtändig befrachtet, der Capitän lächelte zufrieden und nicht ohne höhniſche Schadenfreude auf die übrigen noch leeren Linienſchiffe im Hafen und ſchwang die Peitſche. Das zuverläſſigſte Signal der Abfahrt aber war der erſte Stoß, welchen ſeine Paſſagiere empfanden, ein electriſcher Ruck, wie jener bei einer Dampfmaſchine, die zu arbeiten beginnt; — der erſte Stoß des Linienſchiffes unterſchied ſich davon durch potenzirte Vehemenz auf's Vortheilhafteſte; man denke ſich das Kleingewehrfeuer von dreißig Köpfen, welche ſich mit einem Male dadurch wechſelſeits kennen lernen, indem einer wider den andern ſchlägt; man denke ſich ein plötzliches Auffahren und Hopſen von dreißig Unglücklichen, welche, gleich Galeerenſclaven, auf zehn mit Kühhaar oder noch was Schlimmerem gepolſterten Bänken vertheilt, das heißt:

gepreßt ſind, man denke ſich nun als die Fortſetzung jenes erſten Hopſers alle möglichen Arten von Bewegungen, deren der menſchliche Körper fähig iſt und zwar unfreiwillig producirt, — man denke ſich das Alles und man wird ſich aus dieſen einzelnen Symptomen eine Vorſtellung von der Seekrankheit an Bord eines Wiener Linienſchiffes machen können.

In der That, das Wiener Linienſchiff hat etwas von der Großartigkeit eines Oſtindienfahrers. Seht, wie dieſes lange, ehrwürdige Fahrzeug dahinrollt, hochauf wirbeln zu beiden Seiten und vorn und hinten die Wogen des Sandes, der Capitän (doch laßt uns ehrlich ſeyn und ihn ſo nennen, wie und was er eigentlich iſt; alſo: der Kutſcher) verſchwindet ganz zwiſchen den Paſſagieren, die er noch zu beiden Seiten zu ſich auf den Bock genommen, von ſeinen beiden Roſſen iſt faſt eben ſo wenig zu ſehen, als von ihm; die Exiſtenz dieſer armen Geſchöpfe iſt faſt problematiſch. Eben wetten zwei Paſſagiere, der eine behauptet: „Die Gäule voran wären Schatten" und der Andere: „ſie wären weniger als Schatten". Ein Dritter hielt ſie für die Stammeltern jenes fahlen Pferdes, welches am jüngſten Tage ausgreifen wird und von dem in der Apokalypſe geſchrieben ſteht: „Der drauf ſaß, deſſen Name hieß Tod". — Indeſſen hatte der Capitän noch einen müden Spaziergänger am Fußwege daneben geſehen, flugs ſprang er vom Bocke, packte jenen zwiſchen zwei Paſſagiere, an die Stelle, welche er ſelbſt früher eingenommen hatte, und ſetzte ſich auf den einen von jenen apokalyptiſchen

Säulen, welche ſich nunmehr mit dreißig Menſchen und einem Zeiſeler befaßten.

Wollt ihr wiſſen, welch' ein herrliches Fuhrwerk der Zeiſeler beſitzt, ſo denkt euch einen Karren, geſtreckt und mager, wie ein Skelett, auf demſelben der Länge nach zehn Sitze eingetheilt, deren Polſterung meiſt aus einem Ueberzuge von gewürfeltem Kattun über einem Brete beſteht; über dieſer Reihe von zehn Sitzen nun, welche drei Menſchen aus dem Grunde bequem faſſen, weil jeder Sitzende, um von den Stößen nicht über Bord geworfen zu werden, ſich ſo eng als möglich an ſeinen Nachbar drängen muß, alſo über dieſen Sitzen und Paſſagieren erhebt ſich ein Verdeck von Segeltuch, etwas feiner als altes Packtuch, aber etwas ſchadhafter, als neues; — an der ganzen Maſchine iſt für eine Million nichts zu finden, was einer Feder, und wär's auch nur eine verroſtete, ähnlich wäre, Alles iſt vollkommen ſpartaniſch eingerichtet, Alles nur auf eiſerne Glieder oder auf blaue Flecke berechnet. Dazu denkt euch nun den Capitän, Fuhrmann, „Zeiſeler" oder „Linienbauer", wie ihr den Director dieſes einfachen Mechanismus nennen wollt, ein Weſen, welches über ſeiner Jacke ſtatt eines Staubmantels einen Mantel von Staub trägt, welches mit ſeinem Rippenbrecher von Karren und mit ſeinen chimäriſchen Pferden ein einziges Ganzes bildet, — eine Natur, welche getroſt eine Rutſchpartie vom Tſchimboraſſo aushalten könnte (man weiß nicht, wer mehr wie ein Knochenſyſtem ausſieht: der Zeiſeler, ſeine Pferde oder ſein Wagen), denkt

euch dieß alles vor einer der Linien Wien's (ſo heißt die äußerſte Umgränzung der Vorſtädte), nun denn, da habt ihr den vollſtändigen Begriff eines Linienſchiffes, wie deren zu Dutzenden vor der Mariahülfer, vor der Hernalſer, vor der Nußdorfer Linie vor Anker liegen. Dieſen Kerlen fehlt auf Gottes Welt nichts, als ihr Hogarth. —

Ein furchtbarer Stoß des Linienſchiffes, — es ſaß feſt, es war gelandet. Wie zügelloſe Matroſen nach langer Seefahrt, wie wilde Katzen vom Baume herab, ſchoſſen die dreißig Paſſagiere von ihren Folterbänken. Wer endlich wieder feſten Boden unter ſich fühlte, taumelte noch und benutzte die erſten Secunden wiedererwachenden Bewußtſeyns dazu, um ſich von Oben bis Unten zu beſehen und zu unterſuchen, ob er ſämmtliche Glieder, die er an Bord gebracht, auch wirklich herabgeſchafft habe.

Unnöthig iſt hier die Sorge, Börſe, Taſchentuch u. ſ. w. in Sicherheit zu bringen, man befindet ſich hier nicht in Paris oder gar in London; hier ruft die Polizei nicht: „Take care, gentlemen!“ Es lebe die wiener Polizei, die für lange Finger kurzen Prozeß hat; übrigens denkt der ärgſte Spitzbube heute nicht daran, ſein Vergnügen in anderer Leute Taſchen zu ſuchen; heute verputzt er, was er ſeit Wochen im Schweiße ſeines Angeſichts erworben, heute ißt, trinkt, lacht, ſcherzt, küßt, tanzt er, heute iſt er ſplendid und regalirt Jeden, der ihm in die Nähe kommt. — —

Die Brigittenau bildet den nordweſtlichen Theil jener großen Donauinſel, auf welcher ſich die Leopold-

ſtadt, der Prater und der Augarten befinden und welche von der Stadt Wien durch den Schanzelcanalarm des Fluſſes getrennt iſt. Von drei verſchiedenen Seiten ſtrömt das Volk an den beiden Kirchweihfeſttagen (einem Sonntag und Montag) in das Königreich ſeiner Bacchanalien; die eine Richtung führt durch den Augarten, in welchem wohl nur Wenige mehr des erhabenen Kaiſers denken, deſſen ganzes Herz ſich in dem ſchlechten Deutſch der Widmung über dem Thore des Augartens ausſpricht*), — die zweite, die dritte über eine eigends für die beiden Volksfeſttage aufgeſchlagene Brücke aus der Roſſau her. Der dreißigjährige Krieg hat viele Sünden auf dem Gewiſſen; die Todſünde: den weſtphäliſchen Frieden voran, den Vater des Zopfs und der Langweile. Aber jene ſchwediſche Kanonenkugel, welche am Brigittentage 1645 aus dem Lager des kecken Torſtenſohn in das des Erzherzogs Leopold Wilhelm am alten Tabor, in die Wolfsau flog und dort ſanft wie eine Taube ſich vor den Füßen des kaiſerlichen Feldherrn niederlegte, war ein Saatkorn, das in einem fruchtbaren Boden aufging.

Der Brigittenkirchtag iſt der ächte Faſching für Wien; in der Brigittenau bei Sonnenbrand und Sternenſchein, in Staubwolken, in allen

---

*) Die Ueberſchrift heißt:

Allen Menſchen
von
ihrem Schätzer.

Düften des Himmels und der Erde feiert er ſein luſtig Regiment; ſtatt Masken vorzunehmen, wirft dort ein ganzes Volk die Masken der Convenienz bei Seite. Da iſt keine Feſſel, als die des Weines. Der Fiaker hat endlich gleiches Recht wie der herrſchaftliche Kutſcher und der Zeiſeler nennt ſich im ſchönen Bunde mit ihnen den Dritten. Der Soldat, der Bettler, der Stutzer, der Beamte, der Laſtträger, der Schriftſteller, der Ellenritter, die Dame, die Köchin, die Orgelfrau, die Dirne ſind ſich für wenige Stunden gleich, die goldene Zeit Saturn's ſcheint wieder hergeſtellt und — Saturnalien ſind's, durch welche ſie ſich verkündigt.

Eine große Wieſe, auf welcher die Wagenburgen der Fiaker, der Linienbauern, der Equipagen, Piquets von Linienmilitär, Polizei zu Pferd und zu Fuß, bildet den Vorhof des eigentlichen Feſtes. Niemand darf weiter als hierher fahren; hier hört das Privilegium auf, hier beginnt Freiheit und Gleichheit. Bei dieſem großen Schauſpiele, das einmalhunderttauſend Menſchen ſich ſelbſt geben, wird nur der als Zuſchauer geduldet, welcher mitſpielt. Dieſe häßlichen, vom Sonnenbrand wie Skelette gebleichten, vom Staube candirten Bäume, an denen ſich der Rauch und Duft wandernder Garküchen hinanſchlingt, dieſer verbrannte, glitſchige Raſen ſprechen deutlich: „Lasciate ogni speranza, ihr, die ihr einſt im Paradieſe noch einen beſondern Salon in Anſpruch nehmen wollt!“ Dafür hörſt du auch nie von irgend einem Unglück auf dem Brigittenkirchtage; mitten in den entfeſſelten Or-

gien, die alle Büſche durchſchwärmen, hält eine unſichtbare Macht Ordnung und Sicherheit.

„Platz da!“ Eine Familie kommt, der Meiſter mit dem Mädchen, die Meiſterin mit dem jüngſten Buben auf dem Arm, der Lehrjunge karrt ein Bierfaß und kalte Küche hinterdrein; auf dem Faſſe ſitzt rittlings der älteſte Sohn des Meiſters und bläſ't die Backen voll, ſtolz wie ein König auf ſeinem Thron und vergnügt wie ein Gott!

Wie der Strom des Volkes, bis hierher in drei langen, ſchmalen Canälen geleitet, nun auf einmal ſich nach allen Seiten hin ergießt und die Au überſchwemmt! Und immerzu neues Anſtrömen! Kann das Becken (die Inſel) dieſe Zuflüſſe alle faſſen, die kein Ende zu nehmen ſcheinen? Welches wachſende Toſen! Welche Sprachverwirrung! Hier poltert breit und ungeſchlachtet das reinſte lerchenfelder Deutſch, dieſe unverſchämteſte Faulheit, dieſe maſſivſte Brutalität des Dialects. Herr Gott! haben ſich alle Schuſterjungen verſchworen, Muſik zu treiben? Hunderttauſend Physharmoniken, ärger, als das Gequieke von dreimal ſo viel Polichinellen. Hier ungariſche Kernflüche, als ſtampfte eine Compagnie ungariſcher Grenadiere mit ſteifen, glänzend gewichſ'ten Schnauzbärten jauchzend mit den Gewehrkolben auf den Boden, — dort böhmiſch Geſchwätz, knarrend und ziſchelnd, wie die Fuchtel eines Polizeidieners. Hier polniſche Juden, da italieniſche Soldaten. Ein Haushofmeiſter aus der Altſtadt mit Weib und Kind dazwiſchen. Ein Schreinergeſell macht ſeiner Geliebten Platz und

ſtößt den demüthigen Subalternbeamten über den Hau=
fen. Du wirſt im Strome weiter geſchoben, gerade
los auf die Drehorgel eines Blinden, den du faſt um=
rennſt. Kaum ſieh'ſt du dich um, ſo biſt du ſchon
um zehn Schritte weiter, biſt mitten in einen Kreis
gedrängt, der ſich um ein Zigeunerquartett gebildet
hat; vier Teufel, die ſchwarzen, liſtigen Geſichter voll
Pockennarben mit ſchmutzigen, krauſen Zotenhaaren,
die in's Geſicht hereinhängen, die ſchmutzigen Hemden
fallen in Bauſchen über die Gürtel herab, welche ihre
Lumpen an den Leibern halten; ſie ſpielen Geige,
Bratſche und Hackbret; das ſchwirrt, das ziſchelt, das
ſauſ't und klimpert ohrenzerreißend, als ob Schlangen
durch feuchtes Gras und dürres Laub im Urwalde
raſſelten; jetzt ſchießen ſie empor, jetzt ducken ſie ſich
nieder, ein Wolf ſtreckt jetzt heulend den Kopf aus
dem Dickigt, eine Eule fliegt auf — alles ſtill, jetzt
ein Schuß; — Ah! das hat der gelbe Pferdedieb ge=
than! Der Wolf fällt, die ganze Bande drüber her,
zieht ihm das Fell ab, zündet Feuer an, jubelt, heult,
tanzt rings herum; — — dieß iſt der Character der
Zigeunermuſik, — dämoniſche Mißhandlung, Höllen=
zauber in dem wilden Geſchrille. — Vorbei! Vor=
bei! —

Wie herrlich das Auge labend ſchließt dort die
nahe Bergkette den Horizont ab! Wie ernſt freund=
lich ragen die Kuppen des Kahlenberges, des
Leopoldsberges mit ihren Mauerkronen in den
Tumult des Volksfeſtes hinein! In den graziöſeſten
Linien ſchmiegen ſich die Höhen von Heiligenſtadt,

von Döbling, von Nußdorf*) an jene zwei ſtillen Zeugen. Niemand denkt heute an ſie und doch wimmeln dieſe Berge, dieſe mit Reben bepflanzten, ſanften Höhen mit ihren reizenden Thälern und Schluchten ſonſt von luſtigem Volke, welches das Kahlenberger Dörfel, Grinzing, Sievering, das Krapfenwaldl**) für ſein Eigenthum erklärt. Undankbarer Wiener! Heute ſind euch der verbrannte Raſen, der Staub, das Geſchrei, das ſchlechte Waſſer und die ſchlechten Witze tauſend Mal mehr werth.

„All's her! meine Herren und Weibsvolk, wer ſein Glück probiren will! Das Röſſel gewinnt. All's her! — Wer ſetzt auf den Bauer? — Wer ſetzt auf den Hirſch? Der Jäger iſt leer. Wer will Ohrring' gewinnen? Alleweil' hat der Dicke das Glaſ'l gewonnen. — Wer ſetzt auf die Mamſell? All's her! Der Hirſch iſt leer!" So kreiſchen zwanzig alte Vetteln durch einander, die am Saume eines Wäldchens ihre Hazardbanken **en miniature** auf kleinen Tiſchen und Tragbuden, auf defecten Strohſtühlen aufgeſchlagen haben, in einem fort mit den Würfeln klappern, die Würfelbecher hart aufſtoßen und, um Gewinnluſtige herbeizulocken, auch ſelbſt mit einſetzen. Ihr Gewerb iſt verboten, aber der Polizeimann ſteht ſelbſt vor dem Tiſch, guckt eifrig zu und freut ſich, wenn die Würfel fallen und ein Glückli-

*) Dörfer nahe bei Wien.

**) Dörfer und Luſtorte bei Wien.

cher ein Kinkerlitzchen gewinnt, das er mit drei= bis vierfachem Einſatze theuer genug bezahlt.

„Wart' Lump!“ Der Polizeimann, dem dieſer Titel, begleitet von einem Stockſtreiche, galt, guckt ſich dumm erſtaunt um; ſein Wachtmeiſter, der ihn ſo angerufen, ſteht hinter ihm und fährt alſo fort: „Weißt Du nicht, was Deine Schuldigkeit iſt und ſtehſt da, als wärſt D' bezahlt dafür?“ — „Ja ſchaun S' . . .“ ſtammelt der verwirrte Polizeimann . . . „Nix ſchaun S'!“ ruft der ſtrenge Wachtmeiſter, den Stock hebend, „Marſch mit den Betteln. Fort treib' ſie“. Als er ſich zu den Bankhalterinnen wendet, um zu executiren, ſind ſie ſchon in beſter Flucht, Tragbuden auf den Rücken, Tiſche, Stühle wie Sonnenſchirme über'm Kopf und ſuchen ſich ein neues Plätzchen für ihr Gewerbe.

„Wer ſchafft*) Tabak?“ ruft eine Tabakverkäuferin, „Wer ſchafft Tabak?“

„Wer keinen hat!“ erwidert ihr pathetiſch der Bretzelbäcker, der mit ſeinem langen, von Bretzeln vollgeſteckten Mercurſtabe vorbeiſchreitet und ſeine Stimme in die Wüſte alſo ſchallen läßt: „Der Bretzenbäck iſt da. Brennheiße Bretzen! G'rad' aus dem Ofen! Wer ſchafft Bretzen? Der Bretzenbäck iſt da!“

„Darf ich Ihnen mit einer Bretzen **) aufwarten,“ fragt auf's Galanteſte ein junger Menſch, der ganz

---

*) „Wer braucht, wer befiehlt Tabak?“ Das Wort „ſchaffen“ bedeutet im wiener Dialect ſtets „befehlen, anordnen?“

**) Bretzel.

wie ein Graf ausſieht und dunkle Handſchuh trägt, die Dame an ſeinem Arm, welche ihm etwas geziert erwidert: „O, ich bitte Ihnen! Wenn's halt ſeyn muß — —.“ Der junge Graf winkt dem Bretzelbäcker heran, der mit einer Wendung, die einem Hofmarſchall Ehre machen würde, ſeinen Bretzelſtock dem galanten Liebhaber entgegenſchwingt.

„Beliebt Ihnen vielleicht auch ein g'ſelchtes Würſtel*) dazu?“ fragt der Zärtliche auf's Neue und die Schöne wiederholt eben ſo ſchüchtern, wie früher: „O, ich bitt' Ihnen, das wär ja all's zuviel!“ Der Ritter führt nun ſeine Dame zu einem der zahlloſen wandernden Wurſtverkäufer, welche bald hier bald dort mit ihren blechernen Keſſeln voll ſiedenden Waſſers, in denen ſie geräucherte Würſte brühen, Halt machen. Er bezahlt für ſich und die Dame und langt ſelbſt in den Topf, um zwei beſonders zierliche Stücke herauszufiſchen. „Ach Herr Je, geben S' Acht!“ ruft ihm die Dame erſchrocken zu, „ſo ziehen S' doch ihre Glacéhandſchuh aus, Sie ruiniren ſich ſ' ja.“ — Doch umſonſt iſt ihre Warnung; ſchon hat der Elegante den kühnen Griff gethan und überreicht ihr zierlich den Fang. Sie iſt einer Ohnmacht nahe, denn jetzt erſt ſieht ſie, daß ihr Ritter — keine Handſchuhe trägt. „Mich trifft der Schlag — ein Färber!“ ſchreit ſie und hat noch eben ſo viel Beſinnung, das g'ſelchte Würſtl nicht fallen zu laſſen; er aber ſieht ſie ſtolz an; „Du verachteſt mich? Wohlan, ich über-

*) Geräucherte Bratwurſt.

laſſe Dich Deinem Schickſal!“ ſpricht er kalt; dann mißt er ſie von Oben bis Unten, murmelt mit unausſprechlicher Verachtung zwiſchen den Zähnen: „Küchentrabant!“ und iſt mit ſeiner Wurſt verſchwunden, ehe die verblendete Köchin ſich von ihrem Schrecken über die Mesalliance mit einem Färber erholen kann.

„Ein blinder Mann, ein armer Mann!“ Seht, wie ſein Hündchen, ein Spitz, dieſen blinden Bettler führt! Eine alte Dame, welcher ein ſteifer, gallonirter Schuft von Laquai folgt, begegnet ihm; ſie trägt einen Mops im Arm, dem ſie wahrſcheinlich auch ſeinen Theil am Volksfeſt nicht vorenthalten gewollt; wie ſorgfältig iſt das feiſte Thier in ihren Sommerſhawl gehüllt — damit ſich Bibi in der Nachtluft, wenn er mit ihr heimfährt, nicht verkälte. — „Ein blinder Mann, ein armer Mann!“ ſpricht der Bettler leiſe, da fährt der Mops giftig auf den Spitz, den der Blinde an einer Schnur hält und bellt friſch darauf los; jetzt entwiſcht er dem Arme ſeiner Gebieterin, ſchießt auf den Spitz und beißt. Der Spitz, als ein ehrlicher Spitz, der keinem Bullenbeißer weichen würde, will und kann ſich ſo etwas von einem elenden Mops nicht gefallen laſſen und reißt, um ſich gehörig vertheidigen zu können, ſeinem blinden Herrn die Schnur aus der Hand. „Bibi, um Gotteswillen Bibi!“ ſchreit die Dame in Todesangſt, — „Jean! Jean! daß dem Bibi nichts geſchieht! — Mich trifft der Schlag, wenn das arme Kind gebiſſen wird! So hau' doch den Spitz, Jean.“ Bibi und Spitz verlaufen ſich indeſſen im Gewühl; Bibi will den Spitz

nicht aufkommen, Spitz ſich nichts gefallen laſſen. „Bibi!“ ſtöhnt die alte Dame und fällt ohnmächtig einem jungen Mann in die Arme, der ſich ihrer ſchnell entledigt und ſie einem dicken Herrn zuſchiebt, welchem bei der heutigen Hitze ſein eigner Leichnam ſchon genug zu ſchaffen macht; der Dicke iſt offenbar einer von jener glücklichen Race der „Hausherren“, welche man von allen Reſidenzen nur in Wien in höchſter Ausbildung findet, das lebendige dolce far niente. Er ſchafft ſich ſehr eilig die alte Dame vom Halſe und legt ſie in die Arme eines Ungars, der ſich mit ritterlicher Courtoiſie ihrer annimmt und zu ihr ſpricht: „Sind Sie zwar altes Weibsbild, ſind Sie aber gnädige Frau, Ungar beſchützt Frauenzimmer.“ Da erwacht die Dame, ſieht den Schnurrbart, fühlt den Arm des ſtattlichen Mannes und fällt auf’s Neue in Ohnmacht — denn ſie iſt eine alte Jungfer. Der blinde Mann tappt indeſſen mit dem Stock um ſich und jammert: „Spitzl, mein Spitzl!“ Ein Polizeimann*) ſteht wie ein Pilz, der aus der Erde gewachſen, vor ihm und lieſ’t dem verlaſſenen Blinden die Leviten. „Was fuchtelt Er mit dem Stock? Weiß Er nicht, daß Er den Leuten hier im Weg iſt? Daß die Leute über ihn ſtolpern können?“ — „Eure Gnaden, Herr von Polizei, ein blinder Mann, ein armer Mann!“ — „Blind hin, blind her, das kann jeder ſagen, s’ Betteln iſt verboten. Marſchir’ er mit!“ — „O mein Spitzl!“ — „Spitzl hin, Spitzl her! Ich

*) Polizeiſoldat.

bin jetzt Sein Spitzl. Ich will Ihn ſchon wohin führen. Allons, Marſch!"

Der Polizeimann führt den Blinden fort; dieſer ſchreit in einem fort nach ſeinem treuloſen Spitzl. „Wo iſt ein Spitzl?" rufen ein Paar muthwillige Leute (wahrſcheinlich ſind's Studenten), „ein Spitzl hat ſich verlaufen, wer ihn findet, liefere ihn auf der Polizei ab."

„Meinen Sie mich mit Ihren Sticheleien?" erwiderte plötzlich ein zorniges Geſicht, welches ihnen dicht in die Augen guckte. „Meinen Sie mich, frag' ich?"

„Sind Sie denn ein Spitzl?" entgegnete lachend der eine der beiden Schalke — „Sie müſſen's beſſer wiſſen."

„Wollen Sie mich beleidigen? eiferte der Zornige, von ungefähr aus ſeinen kleinen grauen Augen ſtechende Blicke in ſie bohrend. „Sie ſind verdächtige junge Menſchen. Wie heißen Sie?"

„Fragen Sie bei'm Aug' Gottes!" verſetzte der Eine.

Schnell hatte ſich um die Streitenden ein Kreis verſammelt und die luſtigen Studenten verſchwanden jetzt aus demſelben, während der Agent ſich bemühte, wie ein Aal gleichfalls durchzuſchlüpfen und ihnen auf der Ferſe zu folgen.

„Friſches Waſſer hab' ich da!" kreiſcht ein kleiner, zerlumpter Kerl von zehn bis eilf Jahren mit Stentorſtimme, indem er ein Fäßchen mit Waſſer auf einem Karren fortſchiebt.

„Wer ſchafft Bier, meine Herren und Damen?“ ſchreit ein ambulanter Bierwirth mit demſelben Organ, als ſtünd' er auf der Gallerie im Leopoldſtädter Theater und riefe dort während der Zwiſchenacte: „Würſtl und Bier!“

„Kletzenwaſſer!“ ruft eine dicke, alte Frau, indem ſie den Krahn ihres Fäßchens öffnet, ein Glas mit der von abgekochten dürren Zwetſchen gewonnenen Brühe füllt und den Vorübergehenden entgegenſtreckt, unſtreitig das wohlfeilſte, wenn auch nicht das einladendſte Getränk, um ſeinen Durſt zu ſtillen. „Wer ſchafft Kletzenwaſſer?“ Ein elegant gekleideter Knabe, ein Kind aus gutem Hauſe geht eben vorbei. „Schaffen's eppa *) Kletzenwaſſer, junger Herr?“ ſchreit die Alte ihm in die Ohren. Ein Schuſterjunge, der in deſſen Fußtapfen tritt, läßt ſich die Einladung nicht zwei Mal ſagen antwortet raſch: „Ei warum denn nicht,“ nimmt ihr, ehe ſie ſich's verſieht, das Glas aus der Hand, trinkt es aus wirft es hin und iſt aus ihrem Horizonte verſchwunden; ihre Verwünſchungen verhallen in dem allgemeinen Getöſe.

So tief iſt heutzutage der Humor des Wiener „Schuſterbuben“ geſunken — in den Moraſt der Zwetſchenbrühe! Es iſt ein Jammer! — des Wiener Schuſterbuben, welcher ſonſt für den Repräſentanten des geſundeſten Straßenwitzes galt, — des Wiener Schuſterbuben, welchem Caſtelli ſeine fetteſten Bären verdankte, — des Wiener Schuſterbuben, welcher die Grobheit des

*) Etwa.

Fiakers und die Verſchmitztheit des Eckenſtehers, das Phlegma des Handwerks und die Elaſticität der freien Kunſt vereinigte, welcher mit Recht und nach Verdienſt ein größeres Renommée beſaß, als der Pariſer gamin, — des Wiener Schuſterbuben, welcher plein pouvoir für alle Gattungen von Schabernack hatte und in ewigem Kriege mit den Fratſchlerinnen*) lebte! Der Wiener

*) Die Wiener Fratſchelweiber oder Fratſchlerinnen haben einen nicht nur deutſchen, ſondern wahrhaft europäiſchen Ruf erlangt. Ueber den Urſprung ihres Namens ſcheinen die Gelehrten noch nicht recht unter ſich einig: denn der Begriff: plaudern, ſchwatzen, welchen man dem Worte „fratſcheln" unterlegt, iſt wahrſcheinlich ein nur anwendungsweiſe entſtandener und eher glaube ich, daß fratſcheln ſoviel ſagen will, wie verkaufen, feilbieten und ich halte es in dieſer Beziehung für einen Verwandtſchaftsbegriff von „tandeln", von welchem Worte ſich dann wieder die „Tandlerinnen" (ſoviel als Trödlerinnen), der „Tandelmarkt" ꝛc., herleitet. Auf den ehrenvollen Namen „Fratſchlerinnen" haben übrigens verſchiedene Handelszweige Anſpruch zu machen und man ſieht, daß in Wien die Glückſeligkeit einer ſolchen Benennung möglichſt vielen Perſonen gegönnt wird. Es ſind vorzugsweiſe folgende Damen, welche ſich mit dem ſchmeichelhaften Prädicate der „Fratſchlerinnen" belegen laſſen: „Obſtlerinnen", „Miliweiber" (Milchweiber), „Fiſchweiber", „Handlweiber" (Hühnerweiber), „Brodſitzerinnen" (Weiber, welche auf offenem Markte Brod feilbieten), „Käſtenbraterinnen" (Weiber, welche gebratene Kaſtanien verkaufen), „Haderlumpenweiber" ꝛc. ꝛc. Die Branche, in der die Fratſchlerinnen ein überwiegendes, unbeſtreitbares Talent beſitzen, iſt das Feld der Polemik. Aber ſie können auch — ein Talent, welches unſern

Schuſterbube hat ſich jetzt die Hörner abgelaufen, ſeine Genialität iſt dahin, nur die Physharmonica und das Talent, alle Arien einer neuen Oper am Tage nach

beſten Polemikern meiſt gänzlich abgeht, — höflich ſeyn, ein glänzender Beweis für die Vielſeitigkeit ihrer Anlagen. Kauft man bei ihnen Aepfel oder dergleichen, ſo verziehen ſich ihre ſcharf markirten Geſichter zu einem Lächeln, aus welchem man grobe Höflichkeit herausliest't und ihre Redensarten — die freilich, wie die deutſche Converſation im Allgemeinen etwas von ſtereotypem Formenweſen errathen laſſen — ſind nicht ohne Blume und Schmelz. Beſonders pflegen ſie junge, artig gekleidete Herren mit einer gewiſſen wüſten Koketterie zu bedienen. Doch kann man den erſten günſtigen Eindruck ſtracks bei ihnen wieder verderben, wenn man ſich Zweifel über die Güte des Obſtes erlauben, oder zufällig einen Ausdruck wählen ſollte, welcher das mehr eigenthümliche und eigenſinnige als ſittliche Zartgefühl dieſer Damen zu verletzen geeignet iſt. Der Käufer, welcher einen Augenblick vorher von ihnen noch zu „Ihr Gnoaden" geſtempelt wurde, verwandelt ſich dann in ihrem Munde mit einem Male zu einem „Lausbub," einem „Hollunk," einem „Schlankl" ꝛc. Ganz beſonders vermag man den Grimm dieſer Eumeniden rege zu machen, wenn man ſcheinbar ohne Abſicht einen ihrer Obſtkörbe umſtößt. Die Beleidigte ſchlägt mit ihrer Zunge ſo furchtbaren Allarm, daß alle Nachbarinnen ſofort von gleicher Begierde, ſich auszuſprechen, ergriffen werden und der Gegenſtand ihres Aergers dadurch in ein förmliches Kreuzfeuer von verbindlichen Redensarten der mannichfachſten Auswahl hineingeräth. Gegen wen, verſchuldet oder unverſchuldet, ein ſolcher allgemeiner Völkerkrieg, oder beſſer Weiberlandſturm, losbricht, dem bleibt gar nicht

der erſten Aufführung auswendig zu können und zu pfeifen, ſind ihm geblieben; — ach! welch' ein dürftiger, kümmerlicher Erſatz! —

---

die Zeit zum Spaßen und er hat, ſobald die Sache wirklich ſchlimm geworden iſt, noch von Glück zu ſagen, wenn er ohne fühlbare argumenta ad hominem davon kömmt. Leicht ſetzt es von irgend einer der flinken Hände einige „Watſchen" — norddeutſch: Ohrfeigen — für ihn ab, die, wenn er Schauſpieler iſt, ihm auf einige Wochen jede andere Schminke unnöthig machen. Kommt es aber nicht zu einem ſolchen Aeußerſten und läßt der Geſchimpfte in ſtoiſcher Ruhe die toſende Fluth der Weiberzungen an ſich, wie an einem Felſen, endlich ermüden, ſo ſteht es zuletzt in ſeiner Macht, die feindliche Gewalt ſchnell zu einem Uebergang und zur Bundesgenoſſenſchaft zu bewegen. Er braucht ſich der Gekränkten nur auf artige Weiſe zu nähern, zu verſichern, daß er ohne ſeine Abſicht den ſchwer gerügten Anſtoß gegeben habe und durch einige Kreutzer ſeinem Friedensgebote einen erhöhten Nachdruck geben. Die grimmige Amazone verzieht dann das wutherhitzte Geſicht ſogleich zu einer kokettirten Weinerlichkeit, ſie beklagt es gerührt, dem Manne ſo unrecht gethan zu haben: „O ſchaud's den liab'n Hear'n, i möcht ſchon woanen;" ſo ohngefähr liſpelt die Verſöhnte mit einem ſchmerzreich-ſeelenvollen Schluchzen

Von doppeltem Intereſſe aber dürfte es ſeyn, wenn es Jemandem gelingt, das wortgepanzerte Heer dieſer Damen unter ſich ſelbſt uneins zu machen; der polemiſche Witz, der ihnen in hohem Grad eigen, findet dann nach allen Seiten hin ein verhundertfachtes Echo, man überbietet ſich an ſchlagenden Sarkasmen, in denen man allerdings den Muth dieſer deutſchen Frauen

„Schöne, neue weltliche Lieder, wie wir ſ' erſt g'kriegt hab'n!" — ruft eine Frau aus, welche auf ihrer umgeſtülpten Tragbutte ſitzt und ein und das andere Exemplar lockend in die Höhe hebt; — vor ihr liegt eine Menge von Traum- und Glücksbüchern, die ſchöne Meluſine und der gehörnte Siegfried, die fromme Kaiſerin Helene und der Octavian, die Heimonskinder und der Eulenſpiegel, ſie vertragen ſich auf's Beſte mit den Couplets aus dem Lumpacivagabundus, dieſe guten alten Herren und Damen, welche ein Linzer Buchdrucker alljährlich, mit neuen Röcklein nach altem Schnitte bekleidet, in die Welt ſchickt, damit ſie, wo ſie im Volke noch einen Funken von Poeſie finden, denſelben rüſtig anblaſen; ſie ſind wahrhaftig ſehr tolerant in der Nähe ihres Erbfeindes Lumpaci, der dagegen wie ein Agent der Brandaſſecuranz von Stadt zu Stadt reiſ't und überall löſcht, wo er ſolche Funken findet. — — —

Immer dichter hinein in's Menſchengewühl! Ueberall frohe Geſichter, überall ſtraffe Muskeln, überall gute Lungen, überall Hunger und Durſt und treffliche Anſtalten, um letztere beide zum Schweigen zu bringen. Jedes Gebüſch der ganzen großen Au iſt zum Wirthshaus umgeſchaffen, Gruben mit Geſträuch verſehen die Stelle der Keller, in Zelten wird

---

mehr beſtaunen muß, als deren Schaam. Nicht ſelten gefällt es ihnen, zu ihren verblümten Herzensergießungen im Schlachteneifer mimiſch-plaſtiſche Commentare zu geben, zu denen oft die heimlichſten Theile ihrer Schönheit als ſichtliche Belege herhalten müſſen.

geſotten und gebraten, als wären mit dem heutigen Tage alle Ochſen, Kälber, Schweine, Hammel, Gänſe, Puter, Tauben, Capaune und Poularde unbarmherzig ausgerottet, als müſſe am andern Morgen eine ungeheure Hungersnoth ihre Schrecken über die Kaiſerſtadt verbreiten. Schmale Lichtungen in den Gebüſchen ſind gedielt, abgeſteckt und, wie Turnierplätze, mit Schranken umgeben, welche mit Laubguirlanden und Streifen farbigen Papiers prangen; — eine Bank für das Orcheſter dahinter, welches durch eine Geige, eine Clarinette, eine türkiſche Trommel und Handbecken hinlänglich beſetzt iſt, chineſiſche Laternen, für den Abend bereits hergerichtet, — damit iſt der Tanzſaal fertig. Man könnte glauben, die ganze Brigittenau wäre heute nur von Israeliten bevölkert, welche ein großes Lauberhüttenfeſt begehen.

Wirthshaus an Wirthshaus, eines hat ein abentheuerlicheres Schild als das andere. Dort flattert eine ungeheure Fahne aus den Gebüſchen hervor und Rieſenlettern darauf verkündigen, daß der Wirth „da ſey". — „Do ſan ma". Welcher Stolz des Daſeyns! Klingt dieß nicht ganz orientaliſch, nicht voll auf und wahrhaft königlich prachtvoll, nicht ſtolzer, als aus dem Munde Cäſar's, der auch nur drei Worte brauchte, jenes: „veni, vidi, vici"? Ja, ſtolzer iſt dieß: „Do ſan ma" (da ſind wir!) auf der Fahne des Kneipenwirths in der Brigittenau. Nichts, als ſeiner Anweſenheit, braucht's, um tauſend Wünſche zu erfüllen. Er fordert nicht auf, ihn „mit ſeinem Beſuch zu beehren" und empfiehlt nicht ſeine „reellen

Speiſen und Getränke nebſt promteſter, idealſter Bedienung", kurz, er giebt Niemanden ein gutes Wort, er ſupplicirt nicht bei der Wohlgewogenheit des „hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums", — er ſagt im großartigen Selbſtbewußtſeyn nichts, als: „Do ſan ma" wie einer, deſſen Ankunft von Tauſenden lang und ſehnſüchtig erwartet worden iſt. Dieß „Do ſan ma" iſt das ſchweigende, ſtolze „**nous voila**" des Solotänzers, der nach glücklich beendigter Pirouette fragend-leuchtenden Blicks das Publicum anſieht.

Ueberhaupt ſollte die Wirthshausſchilder in der Brigittenau am Kirchtage jeder ſtudiren, der das Volk **quand même**, wie ſich's in ſeiner vollſten Ungenirtheit zeigt, kennen lernen will. Hier am Brigitten-Kirchtage dominirt, wie während der Faſtenzeit in Herrnals*), das Bier und verdrängt jeden Gedanken an andere Getränke, bei'm Volke nämlich; denn was iſt das „Jägerhaus", wo die vom Erzherzog Leopold Wilhelm in Form eines Zeltes zum Andenken an die ſeegensreiche Kanonenkugel gebaute Capelle ſteht, was iſt es, was ſind die Paar andern, mit einem noblern Anſtriche prunkenden Kneipen, in welchen auch Wein und Kaffee geſchenkt wird, gegen die Hunderte, vielleicht Tauſende der Bierkneipen-Ephemeren, welche in einem Tage (vielleicht erſt in der Nacht vorher) aufgeſchlagen, nur für zwei bis drei, ſo lange die Laub-

*) Ort nahe bei Wien mit einem Calvarienberge, wohin in der Faſtenzeit ſtark gewallfahrtet wird.

guirlanden nicht völlig zu Staub gebrannt ſind, exi=ſtiren und dann wie Luftſchlöſſer verſchwinden? Die Kneipenwirthe, welche an jenen Tagen flüchtig und leicht, wie Beduinen, aus allen Gegenden nach dem gelobten Lande der Brigittenau ziehen, kennen ihr Pu=blicum: ihre Schilder, hier ein Bogen Papier, dort ein Bret, auf welchem der Weißbinder ſein Meiſterſtück vollendet hat, auf welchem der Titel, die Deviſe, der Witz ſtets Erfindung, ſo wie die Orthographie das eigenhändige Werk des Wirthes ſind, reden in Hie=roglyphen, die nur das Volk verſteht, oft ſogar nur der Pöbel. Da iſt kein „König von England", ſondern ein mit einem bunten Band umwundener Kranz von Hobelſpänen, welcher das an andern Or=ten übliche hieratiſche Bier=Pantalpha, den zauberiſch lockenden Drudenfuß erſetzt; da iſt es keine ſtolze „Stadt Oxford", ſondern „das luſtige Kleeblatt", bei welchem der Schreinermeiſter mit Weib und Kind einkehrt; da giebt's keine „ſieben Kurfürſten", ſondern heißt's „zu den acht Bierköpfen." Doch halt! überſehen wir den von Fliegen und von Kindern wimmelnden zierlichen „Methſchank" nicht, der in ſtolzer Iſolirtheit, der einzige ſeines Gleichen, auf dem Felde alte deutſche Sitte repräſentirt, indeſſen die Kin=der nach den Lebkuchen=Reitern langen.

Wälſche laufen dazwiſchen hin und her, rufen: „Salami! Salamini! Salamucci! Käso" und ſchwingen ihre ſcharfen Meſſer. Wie ihre Augen funkeln! Dieſe Käſekrämer und Veroneſer Wurſthändler, der Popanz der Kinder, laſſen nicht ſpaßen; das wälſche

Blut brauſ't ſelbſt im Moraſte noch. Dieſe Kerle, die in allen Straßen Wien's zu finden ſind, die den Prater, die Vorſtädte, ſelbſt die nächſten Ortſchaften nach allen Richtungen durchkreuzen und in den Wirthsgärten freien Zutritt und das Privilegium haben, ihre Käſe und Salami — dem Kellner vor der Naſe — zu verkaufen, können den Italiener nicht verläugnen und dieſelben ſpitzen, ſcharfen Meſſer, womit ſie die Veroneſer Wurſt und ihre Käſe ſchneiden, rauchten bei dem geringſten Wortwechſel zwiſchen ihnen ſchon oft von Blut. Studirſt Du das Thieriſche aus der Phyſiognomie dieſer Kerle heraus, ſo ſiehſt Du Scorpionen. Seit kurzer Zeit hat ihnen die Polizei den Stachel genommen, ſie dürfen — zu ihrem großen Leidweſen — keine Spitzen mehr an ihren Meſſern tragen.

Doch vorwärts in unſerer Schilderſchau. „Bei'm luſtigen Wirth!" Wie rückt er ſo freundlich einladend ſein ſammtnes Käppchen. Der Künſtler, der ſein Monogramm anzubringen vergeſſen, hat ihm zwei brennrothe Wangen angemalt, eine Naſe wie Karfunkel, ein ewiges Lächeln um die Lippen. Wenn das Original dieſem Bilde gleicht, ſo kann's dem guten Mann an Gäſten nicht fehlen. Und doch iſt's ſo einſam auf ſeinem Tanzplatze, der luſtige Wirth, die flinken Kellner, die tollen Gäſte ſind nirgends zu ſehen; nur zwei melancholiſche Wachen poſtiren vor ſeinem Tanzplatze mit gekreuzten Kolben. „Mein Gott, was iſt hier geſchehen?" — — „Na, was wird's ſeyn? Vielleicht iſt hier wer an der Cholera

geſtorben?' — „Sonſt Nichts?" — Luſtig vorbei! Kein Menſch denkt weiter daran. — Das „goldene Gansel" und die „weiße Schwanne" ſpreitzen dann ihre Fittige aus; daneben heißt's zur „gebratenen Taube" und auf dem Schilde ſiehſt Du ſie, wie ſie aus der Bratpfanne dem Glückspilz in den Mund fliegt. Nicht weit davon heißt's „zu der ſchlimmen Lieſel" und in ihrer Nachbarſchaft ſteht der „Bretzenpepi" auf einem Schilde. Der „Herrnhuter", eine in Wien beliebte und auf vielen Schildern zu findende Figur, paradirt auch hier im langen Rock und dreieckigen Quäkerhute; der orthographiſche Wirth hat, wie jener Bediente den Namen Hercules, das Wort in der Mitte entzwei geſchnitten und darunter geſchrieben: „Zum Herrn Huterer". Armer „Herr Huterer", ſchämſt Du Dich nicht, neben einem Nachbar zu ſtehen, der zwar ein Poet, aber ſehr weltlich geſinnt iſt und über ſeinem Bosket folgendes Diſtichon zwiſchen farbigen Papierguirlanden geſetzt hat:

„Wer will recht beſoffen ſeyn,
Der kehre bei'm Anton Plutzer ein".

Der Wind erweiſ't dem „Herrn Huterer" einen großen Gefallen und dreht ihn um; ſo braucht er den Gräuel Gomorra's nicht zu ſchauen. Das Jägerhaus ſteht neben der Capelle am Ende der Brigittenau, es iſt der nobelſte Ort, deßhalb hat der Spaß dort ein Ende; die ſoliden, die halbſchämigen Leute gehen dorthin und treiben in der Brigittenau daſſelbe Weſen, was ſie allenfalls bei Dommayer in Hintzig, oder

im Dengler'ſchen Brauhauſe zu Hütteldorf treiben; auch ſie eſſen und trinken, aber Kaffee und Kuchen, oder ſauren Wein und Schinken, manche ſogar Bier, Butterbrod und Rettig, dabei ſchon als eine Art von Publicum, dem das Volk Spaß vormachen muß.

„Aufg'ſchaut!" — Da ſtehen wir vor den „Hutſchen". Es ſind ihrer drei — zwei wie Schiffe geformt, in der Mitte ein hölzerner Pegaſus. Juch-he! ſchallt's hoch aus der Luft herab; die luſtigen Burſche halten, gen Himmel fliegend, ihre Schätze um die prallen Hüften; unten auf dem Plane ſtehen, in aufgeſtreiften Hemdsärmeln, rüſtige Kerle, ziehen aus Leibeskräften die Schaukeln an den Seilen, laſſen dieſe los, daß die Schaukeln hoch aufſchnellen, faſt überſchlagen, fangen ſie wieder, wenn ſie ſich ſenken und treiben's ſo fort, wenn die Dame im Schiffchen auch zehnmal ohnmächtig wird, oder herunter ruft: „Hören S' auf, ich ſteige aus".

Die Sanftern verzichten auf dieß ruſſiſche Vergnügen und nehmen ihr Luftbad in den „Haspeln", der langweiligſten Anſtalt von Vergnügen, ſich — auf- und ab zu bewegen, bei deren bloßer Anſchau man Diſpoſition zum Einſchlafen empfindet. Wer ſich als Kind haspeln läßt, wird von ſeinem achtzehnten Jahr an des Nachts eine weiße geſtrickte Zipfelmütze tragen. Es iſt ein Turnen, ohne daß man ſich vom Flecke rührt, oder Hand und Fuß bewegt. Wer ſeine Kinder beſtimmt, Maſchinen zu werden, laſſe ſie bei Zeiten abhaspeln.

Da ſeht lieber den Schmiedegeſellen an, wie er, ſauber geputzt, mit der Nelke hinter'm Ohr, ſich der Kraftwage nähert. Ein alter Franzoſe, mit einigen rothen Faſern im Knopfloch, iſt Inhaber dieſer Maſchine, wo Jeder durch einen gegen dieſe geführten tüchtigen Schlag auf Grad und Linie beſtimmt erfährt, wieviel Kraft er in den Knochen hat. Soviel iſt gewiß: der alte Franzoſe, der ſo wortkarg daneben ſitzt und mit ſeinem langen, mumienfarbigen, von hundert Runzeln durchzogenen Geſichte ſeine Kunden unheimlich anblickt, daß ſie machen, wieder weiter zu kommen, der, wenn er den Zeiger rückt, wie der Tod ausſieht, welcher die Stunde weiſ't und wenn er ſpricht, nur ganz leiſe, als zirpe eine Grille, in gebrochenem Deutſch von ſeiner Kunſt murmelt, er wird keinen Goliath zu Boden ſchlagen. Wo hat er das Mark ſeiner Knochen gelaſſen? Im Palais Royal? Oder vielleicht an den Pyramiden? An der Bereſina? Ein junger Elegant, von Byron's Pommade duftend, tritt heran und verſucht ſeine Kraft. Der Zeiger zittert kaum. Alles lacht; ehe er noch beſchämt von dannen zieht, hat der Schmied ſchon einen Streich mit der Fauſt geführt, daß der Alte zuſammenfährt und die Maſchine in Stücke zu brechen droht. Sein Mädchen lächelt ihm ſeelenvergnügt in's Geſicht und freut ſich ſeiner; da wirft er die Paar Kreutzer froh in die Caſſe und führt ſie zum „Wurſtl".

Die große Wieſe wimmelt von Hanswurſtbuden; in einer werden dieſelben Schickſalstragödien aufgeführt, wie in der andern, in jeder treibt der einſt ſo

berühmte „Wurſtl“ des Praters, von welchem der Wurſtl-Prater, der Antipode des „nobeln Praters“ ſeinen Namen empfing, ſein Weſen.

Dort ſind mehrere umzäunte Plätze, in jedem ein großer gemalter Pierrot von Pappe, deſſen weit aufgeriſſenes Maul aufgeſchnitten iſt; — neben dieſem meckert ein angebundener Bock, oder blökt ein feiſter Hammel. Viele Neugierige umſtehen die Umzäunung, und alle Augen ſind auf das kreideweiße Geſicht, auf die zinnoberrothen Lippen der häßlichen Fratze gerichtet. Am Eingange verkündet eine angeheftete Tafel in trozzigſter, unnachahmlichſter Orthographie:

„Wer mit fünf Ballonwürfen durch dieß Maul trifft, erhält zwei Gulden Conventionsmünze oder den Widder.“

Türkiſche Trommeln ſchrecken Dich vom Studium dieſer Schriftzüge auf, Du folgſt den bacchantiſchen Tönen, windeſt Dich durch den Menſchenknäul und ſteheſt plötzlich vor einer Bude, deren Aeußeres mit den herrlichſten Malereien bedeckt iſt. „Belieben Sie nur herein zu ſpazieren, meine Herren und Damen, koſtet nur ſechs Kreutzer für die Herren und zwei Groſchen für die Damen. Gleich werden wir die Ehre haben, Ihnen zu zeigen, den großen Patagonier, genannt den Rieſen, und die andern merkwürdigen ausländiſchen Thiere. Belieben Sie nur herein zu ſpazieren, gleich wird die Fütterung beginnen. Dieſer Patagonier mißt ſechs Fuß ſieben Zoll, ausgewachſen wird er zehn Fuß neun Zoll meſſen. Damen ſind frei, wenn Herren für ſie bezahlen. Gleich fängt's an.“

Der Menagerie gegenüber hat eine Bande von Seiltänzern und engliſchen Reitern ihre Bude aufgeſchlagen; das Orcheſter thut ſein Möglichſtes im Spectakelmachen, um Leute heranzuziehen, und hie und da zeigt ſich den Jungen, die durch die Ritzen hineingucken, ein prachtvoller Stallmeiſter im türkiſchen Coſtüme. Die Muſikanten ſitzen oben, wo die Breterwand aufhört und muſiciren rittlings, die große Trommel und die andern Inſtrumente vor ſich in's Freie hinaushaltend und verſtärken den Paukentact, indem ſie mit den herabbaumelnden Beinen an die hölzerne Wand donnern. Jetzt guckt auch ein armer Hirſch, den der Bajazzo draußen als Tauſendkünſtler ankündigt, neben dem Orcheſter oben über den Rand der Holzwand heraus, um die Aufmerkſamkeit des Publicums von der Menagerie vis à vis abzuziehen. Dieſer Hirſch iſt der eigentliche Principal und Nährvater der Geſellſchaft; nach ſeinem Ausſehen zu ſchließen, nähren ſich die armen Schelme nicht einmal von Kartoffeln, ſondern von Sorgen; „Sorge bringt um", ſagt das Sprichwort; nicht wahr! „Sorge hält die Haut über die Knochen geſpannt", ſollt' es heißen.

Kaum hatte ich meine Blicke von dieſem Jammer abgewandt, ſo hafteten ſie ſchon wieder an Neuem.

„Theater"

ſteht mit coloſſalen Buchſtaben auf einer vielfach geflickten Leinwand, welche das Portal einer Bude vorſtellen ſoll, die ſich von jener Menagerie mit dem

Patagonier, von jenem Cirque olympique mit dem Hirſch an Eckelhaftigkeit nicht beſchämen läßt. Ein windſchiefer Flötiſt und eine phantaſtiſch aufgeſchmückte olivengelbe Harfeniſtin ſtehen vor der Pforte, über welcher zu leſen iſt:

„Preiſe der Plätze:“

„Erſter Platz: 4 Kreutzer. Zweiter Platz: 2 Kreutzer. Dritter Platz: 1 Kreutzer Conventions=münze.“

Darunter iſt eine Leier geklecſt, — aus der Bude heraus gellt das unausſtehliche Geleier einer Dreh=orgel. Ueberhaupt iſt dieſe Gegend, in welcher ſo viele Kunſtinſtitute neben einander ſtehen, mit Muſik reichlich geſegnet: Drehorgeln, Dudelſäcke, Hackbrete, Harfen, Flöten, Papagenopfeifen, Triangel, von wandernden Virtuoſen und Dilettanten geſpielt, wetteifern unter einander, ein harmloſes Ohr taub zu machen.

Mißmuthig wandte ich mich ab und ging gerades Weges auf's Coliſeum los. Ich mußte Gedanken und Eindrücke loswerden, welche ſo ſchlecht zu dem Brigitten=Kirchtage ſtimmten, als die hunderterlei Orcheſter, welche mit einander um die Preisaufgabe ſtritten, die ein humoriſtiſcher Magus auf die tollſte Disharmonie geſetzt haben mochte. Ich hoffte im abgeſchloſſenen Raume des Coliſeums etwas unbedrängter und ruhiger aufathmen zu können.

Ich trete ein.

Was ein ſpeculativer Kopf nur irgend dem Bedürfniſſe des Volkes, ſich zu vergnügen, den naiven

Erfindungen deſſelben, wie ſich's Vergnügen ſchafft, abgelauſcht, iſt hier in einem verhältnißmäßig ſehr weiten Circus vollſtändig zuſammengefaßt und nobilitirt. Aber eben dieſes Raffinement tödtet die eigentliche Bedeutung der Volksluſt und präſentirt jeden Spaß wie eine geſchmückte, bekränzte Leiche. Es giebt kaum was Drolligeres anzuſchauen, als ein Sackwettlaufen, ein Baumklettern, nämlich: wenn's die Leute aus freiem Antriebe thun, um ſich ſelbſt Spaß zu machen, wenn die gewandten, geſchmeidigſten Burſche des Dorfes lüſtern nach dem Kranz auf der Spitze des glattgeſchälten Maibaumes blicken, um ihren Schätzen die bunten, flatternden Bänder herunter zu holen und an's Halsbrechen nicht denken; da erquickt der Anblick und man fühlt die eignen Muskeln ſchwellen und ſtraffer werden. Der Entrepreneur des Coliſeums läßt dieß Alles von einigen bezahlten Schlingeln dem Publicum vormachen, damit die noble Welt in ungeſtörter Bequemlichkeit ſich einen Begriff vom Weſen der Volksluſt machen kann. Wer ſollte über die lahmen Tagediebe lachen? Dieſe nachgemachte Volksluſt paralyſirt ſich ſelbſt und läßt einen Bodenſatz von Eckel und Ennui zurück, der durch keine aufſteigenden Luftballons, durch keine Rutſchbahn, keine Seiltänzerei, kein Feuerwerk ausgetilgt wird. In Berlin mag ſolcher Surrogatſpaß angehen; in Wien gedeihen keine Tivolis, das Volk iſt dafür zu elaſtiſch, zu leichtblütig; ſein Humor ſtößt, wie gewiſſe Seeen, alles Todte, alles bloße Raffinement aus.

Ich verließ die drückende Atmoſphäre, in welcher der Spaß ganz ernſthaft behandelt und das Vergnügen wie eine Ellenwaare abgemeſſen wurde, und eilte wieder auf die Wieſe, welche ſich füglich die „große" **par excellence** nennen laſſen kann. Ah! da iſt wieder Natürlichkeit, Freude, Häuslichkeit, göttliches **far niente**. Da geht Dir das Herz wieder weit auf, Du athmeſt freier unter dieſen Behaglichen. Hier ſiehſt Du viele Hunderte von Familien aller Stände, Mann, Frau und Kinder, Liebespaare, Lehrjungen, Kindermädchen und Köchinnen, Handwerksburſche und Soldaten in den bunteſten Gruppen auf den Raſen gelagert. Die Einen haben eine Guitarre mitgebracht und ſingen ein Chor, die Andern zechen. Dort drükken ſich zwei Liebende die Hände. Der Hausvater läßt den wandernden Drehorgler herantreten und ſeiner Hausehre nebſt Kindern einen Strauß'ſchen Walzer vorſpielen, indeß er auf ſeinem ausgezogenen Rocke behaglich, wie ein Paſcha, daſitzt, den Pudel aufwarten läßt, innerlichſt beruhigt durch die Flaſche Bier vor ſich auf dem Raſen, ſchmunzelnd bald auf die Kinder, bald auf den braunen Meerſchaumkopf blikkend, deſſen makelloſe Erziehung ihm eben ſo große Sorgfalt gekoſtet, als die der erſteren. Bretzenbäcker, Salamimänner und Hohllippenweiber wandern raſtlos ſchreiend ab und zu durch die lebendigen Gaſſen dieſes Menſchenlabyrinthes und ſtehen bald hier, bald dort ſtill, wo ſie Abſatz finden. Der Hausvater wird ſingluſtig, ein leichtes Räuſchchen löſ't ihm die Zunge, er ſtimmt ein ſentimentales Lied aus ſeiner Jugendzeit

an, während ſich die Haarbeutel*) an andern Orten bereits umfangreicher entwickeln, denn der Tag neigt ſich ſchon zu Abend und jene Armen, welche die Natur mit ewig glühenden Kehlen erſchuf, fangen an, ſich mit ihren Batterieen und ihrer Munition in's heilige Dunkel der Gebüſche zurückzuziehen, denn ſie ſind nicht geſonnen, das Schlachtfeld vor dem erſten Grauen des Morgens zu verlaſſen. Zwiſchen jenen „Ruhenden auf dem Raſen", von denen gewiß keiner jetzt an die „Ruhenden unter dem Raſen" denkt, entſtehen und ſchwinden, flüchtigen Traumbildern gleich, Gruppen von Tanzenden. Noch in dieſem Momente ſitzen zwei Liebende friedlich bei einander; plötzlich ſpringt drei Schritte von ihnen ein einzelnes Mädchen wie begeiſtert auf, ein Dämon iſt in ſie gefahren, geſpenſtige Muſik, der Außenwelt unhörbar, der wilde Zauber eines Strauß'ſchen Walzers wirkt in ihrem Kopfe; ſie fängt an zu tanzen. Ihr Anblick wird im Augenblicke ſchon electriſch anſteckend, wie der Veitstanz im Mittelalter. Ehe ſie ſich einige Mal herumgedreht, ſtehen ſchon zwei, drei Paare ſprungfertig da. Der dämoniſchen Anregung entſpricht die unheimliche Art des Tanzes. Nicht das Beiſammenſeyn der Geſchlechter, nein der Tanz als Selbſtzweck iſt's, was ſich hier austobt. Findet das Frauenzimmer keinen Tänzer, ſo ergreift es die nächſte Beſte, oder ein Kind, faßt es feſt, wirbelt bacchantiſch damit herum, Wange an Wange, die Blicke ſteif zu Boden geheftet, kei-

*) Haarbeutel = Räuſchchen.

ne Miene verzogen, zwei Pas beſcheiden zurückgetrippelt, dann bei'm dritten mit wahrer Raſerei taumelnd voran und geſchwenkt; ſo will's der poſſirliche Comment der Wiener Köchin und ihres Schatzes, des Knoten, und ſie weicht nicht eher vom Platz, als bis die Locken der bleichen Mänade wild fliegen und ihr der Athem vergeht. Dieß Alles begiebt ſich ohne den belebenden Puls der Muſik; denkt Euch dieſe Raſerei nun erſt, angefacht vom Sturm eines Ländlers, wenn richtiger Inſtinct oder weitſichtige Speculation einen Orgelmann oder Bierfiedler in die Nähe einer ſolchen Tanzgruppe führen, die augenblicklich von einem Kreiſe von Zuſchauern umſchaart iſt. Und ſo ſchnell wie gekommen, tanzenden Hexen bei'm nächtlichen Sabbath gleich, zerſtiebt der Reigen wieder.

Nacht!

Die ſoliden Leute ſind auf dem Heimwege; die Polizei, die Patrouillen haben genug zu ſchaffen, um unter dem dichten Gewühle der nach Hauſe Kehrenden Ordnung zu erhalten. — Glaubt nicht, daß die Brigittenau jetzt plötzlich entvölkert ſey. Viele Tauſend Papierlaternen und Glasglocken zeigen ſich zwiſchen den Büſchen auf den Tanzplätzen; im Coliſeum ſprühen Feuergarben empor, illuminirte Luftballons ſchweben über vielen hundert illuminirten Köpfen. Der Lärmen, die Muſiken, das Johlen, das Freudebrüllen, dieß Alles zuſammen macht noch größeren Spectakel als am hellſten Tage. Man unterſcheidet keine Gegenſtände mehr und nur noch mit Mühe in wechſelnder, zweifelhafter Beleuchtung die Maſſen; Ge-

tümmel und Maſſen ſchmelzen in ein einzig ungeheures, von Phosphorſtreifen, wie von glühenden Ameiſen durchwimmeltes Chaos zuſammen. Man wähnt ſich in einem Narrenhauſe zu befinden, oder die Erde hat einen Riß und in der Kluft halten die luſtigſten Teufel Faſtnacht. Nur ein Höllenbreughel iſt im Stande, dieß aufzufaſſen und zu malen. — — — — — — — — — —

Beinahe durch zwei Jahrzehnte hatte der Krieg von der Fenſterabſtürzung in Prag und von Thurn's Erſcheinung vor Wien, bis zu Ferdinand's II. Ableben getobt, ohne daß feindliche Fahnen wieder im Angeſicht der Hauptſtadt ſich entfaltet hätten. — 1637 ſahen ſich zwar Banner und Wrangel bis an die See zurückgedrückt, aber das folgende Jahr war für Ferdinand's neue Alliirte, für die Sachſen, unglücklich. Bernhard von Weimar verfocht ſeine Abſichten auf das Elſaß durch drei Siege, die endlich auch den Fall des wichtigen Breyſach erzwangen und als eine peſtartige Lagerſeuche dieſen romantiſchen Helden und glücklichen Nacheiferer Guſtav Adolph's im 36. Jahre plötzlich dahinraffte, geſchah gar nichts, von dieſem wichtigen Ereigniſſe, wie von der Niederlage des Pfalzgrafen Carl Ludwig Vortheil zu ziehen (1638 — 39). Als der kühne Banner in ſeinen Ausſchweifungen ertrunken, folgte ihm als Oberfeldherr der Schweden ein noch weit größerer Held, Leonhard Torſtenſon, von der zarteſten Kindheit an Guſtav Adolph's vielgeliebter Page, darauf ſein Kämmerer, Zögling im großen Waffenhandwerk und erklärter Liebling. Im beſten Mannesalter von Gicht

und Zipperlein verzehrt, machte er dennoch die beſchwerlichſten Winterfeldzüge mit reißender Schnelligkeit und commandirte vom Tragſeſſel oder aus der Sänfte. Am 31. Mai 1642 ſchlug er bei Schweidnitz die Kaiſerlichen unter dem Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, einſt General der Schweden, Vertrauter und, wie ihn Viele offen beſchuldigter, Meuchelmörder Guſtav Adolph's. Torſtenſon drang in Mähren ein. Die ſchlechten Anſtalten und die Verzagtheit des Oberſten Miniati überlieferten ihm ſchon am 15. Juni Ollmütz, welches von da an bis zwei Jahre nach dem Frieden in ſchwediſcher Gewalt blieb. Sie ſtreiften nun keck, das feſte Brünn zur Seite laſſend, bis nach Oeſterreich herein, ja fünf kühne Reiter und ein Edelknabe des wohlbekannten Oberſten Schlange wagten ſich bis an die wiener Donaubrücken, wurden gefangen und gaben dem wiener Volke durch ihre Tracht und Haltung und ihre Sprache, die Niemand verſtand, ein ſeltſames Schauſpiel.

Statt des Heerverderbers Gallas, der weder Achtung, noch Liebe, noch Furcht zu wecken wußte, ſtanden Erzherzog Leopold Wilhelm und Ottavio Piccolomini dem Heere vor und drückten Torſtenſon bis nach Sachſen zurück, wo ſie aber (2. Nov. 1642) auf Guſtav Adolph's Siegesfeld über Tilly, bei Leipzig, die Schlacht wider Torſtenſon verloren, der nun neuerdings in Mähren einrückte, und auch den Fürſten Siebenbürgen's, Ragoczy, aufforderte, ihm die Hand zu bieten und die

Pforte zum Bruche zu mahnen. — Es war nur ein kurzer Aufenthalt für Torſtenſon's Rieſenplan, Ferdinanden in Wien den Frieden vorzuſchreiben, daß er einen neuen Feind an den Dänen erhielt. Gleich einem Spaziergange machte er den Zug aus Mähren nach Holſtein und trieb Gallas, der ihm gefolgt, von der Oſtſee wieder über die Elbe in's böhmiſche Gebirge hinein.

Am 6. März 1645 geſchah die Schlacht bei Jankau. Die Uneinigkeit des kaiſerlichen Feldherrn Grafen Hazfeld mit den liguiſtiſchen Götz und Jean de Werth erzeugte einen verderblichen Ausgang. Götz blieb mit mehreren Generalen todt, Hazfeld wurde mit einer bedeutenden Heerſäule gefangen, alles Geſchütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Des Heeres Trümmer warfen ſich in wilder Flucht nach Tabor und Prag, das der Kaiſer eilends verließ und deſſen Vertheidigung er dem Grafen Schlick übertrug, über Regensburg nach Wien eilend. — Jean de Werth zog in dieſer großen Noth mit der baieriſchen Reiterei nach Hauſe. Der erſte Schrecken übertraf jenen von Tilly's Niederlage bei Leipzig. — Prag rettete nur, daß Torſtenſon's ſtolzer Sinn auf Wien gerichtet war. Acht Tage nach der Schlacht ſtand er ſchon an der Donau, Iglau und Znaym und mehrere feſte Schlöſſer in ſeinem Sturmſchritte mit fortreißend. Stein erſtieg er am 16. März mit Sturm. Am 19. mußte ſich der Oberſt Ranfft in Krems auf Discretion ergeben. Ragoczy ſtand mit 22,000 Mann

in Preßburg. — Dürrenſtein, Richard Löwenherz Gefängniß und kein unwichtiger Paß an der Donau, wurde geſprengt, Kreuzenſtein beſetzt und am 29. März Korneuburg mit reicher Beute erobert, darauf die Wolfsbrücken-Schanze an der Donau durch das heftigſte Feuer und durch förmliche Approſchen gleich einem feſten Platze belagert und genommen, worauf Torſtenſon ſein Hauptquartier nach Miſtelbach verlegte und vor Allem die Verbindung mit Ragoczy und dem Palatin Ungarn's zu eigenmächtiger Neutralität zu bewegen ſuchte.

Die kaiſerliche Familie, die Schatzkammer, das Archiv wurden nach Grätz geflüchtet. Der Kaiſer beſchloß, gleich ſeinem Vater, in Wien das Aeußerſte zu erwarten. Der Erzherzog Leopold Wilhelm trat an die Spitze der wenigen Truppen. Jedes Haus mußte zur Stromeshut einen Mann ſtellen. Die Stände verwilligten den funfzehnten Mann, die Artillerie und gerüſteten Giltpferde. Der Abt von Lilienfeld, Cornelius Strauch, in Rom gebildet, Schriftſteller und Geſchäftsmann, leiſtete in der fürchterlichen Verwirrung, in der viele Herrſchaften bis Salzburg und bis Venedig flohen, gar Vieles, was eigentlich die Miniſter und die Generale hätten leiſten ſollen. Die Bürgerſchaft und die Studenten zeigten denſelben trefflichen Geiſt, wie vor 26 Jahren*); mehrere Ver-

*) Als im Jahr 1619 (den 5. Juni) Thurn vor Wien ſtand und Ferdinand's II. Lage äußerſt mißlich war, da ſelbſt in Wien Gährung herrſchte, indem Eras-

ſuche der Schweden, bei Schwechat und bei Heimburg über die Donau zu ſetzen, wurden vereitelt. Erzherzog Leopold Wilhelm war beſtändig im Lager in der Wolfsau am alten Tabor, wo damals die Brücke geſtanden. Als er am Morgen des Brigittentages betend auf den Knieen lag, flog eine ſchwediſche Kanonenkugel in ſein Gezelt und, ohne den mindeſten Schaden, zu ſeinen Füßen nieder. Zum ewigen Andenken ließ der Erzherzog an eben der Stelle und nach der Form ſeines Gezeltes der heiligen Brigitte eine Capelle erbauen und ſeit der Zeit heißt die Wolfsau: Brigittenau und ein fröhlicher Kirchtag wird jährlich an dieſem Tage gefeiert. — — —

---

mus Tſchernembl und Andreas Thonradtel, Herr auf Thernberg und Ebergaſſing, an die Spitze der Proteſtanten traten, die ganz ungeſcheut davon ſprachen, ſich einen andern Herrn zu wählen, Ferdinand in ein Kloſter zu ſperren und ſeine Kinder in der lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen, brachte die katholiſche Bürgerſchaft in Eile 1,500 Mann unter Waffen und bei 600 Studenten drängten ſich in ſchöner Begeiſterung für ihren Erbherrn und ihre Stadt an die Thore und auf die Wälle.

Das Christfest.

Wohl ſieht ein Kind im Hochgenuß
Die Weihnachtsbäume blüh'n,
Daran gewiß manch' güldne Nuß
Und bunte Lichter glüh'n.

Karl Beck.

Schon vierzehn Tage vor Weihnachten nehmen die deutſchen Städte eine ganz eigenthümliche Phyſiognomie an. Auf den Straßen und in den Läden iſt ein Getreibe, Gerenne und Wogen, als ſey die ganze Einwohnerſchaft verdreifacht und auf den Beinen. Alles hat die Hände vollauf zu thun, Keiner hat Zeit und Käufer und Verkäufer ſind gleich geſchäftig, die Einen, ihr Geld los zu werden, die Andern, es an ſich zu bringen. Auf dem Markte reiht ſich Bude an Bude und dicke Ströme von Menſchen faſt aller Stände wogen durch dieſe neuentſtandenen Gaſſen, theils um zu gaffen, theils um zu kaufen, möge der Regen auch in Strömen vom Himmel fließen, möge der Schnee fußhoch fallen. Aus der Nachbarſchaft ſtrömt auch noch das Landvolk herbei und macht die Scene bunter und belebter.

Außer dieſen Ausſtellungen auf dem Markt und den etwaigen in den Gaſſen, hat noch jedes Haus, in dem Kleinhandel getrieben wird, ſeine beſondere. Alle Läden ſind feſtlich, ja prachtvoll erleuchtet; vor allen Fenſtern ſtehen Lichter auf eleganten Leuchtern; der Conditor ſtellt das köſtlichſte Naſchwerk und dazwiſchen wahrhafte Kunſtgebilde von Dragant und Marzipan aus; farbige Liqueurs glänzen, gleich Edelſteinen, in hellen Kryſtallflaſchen; zuweilen ſind auch Karrikaturen ausgeſtellt, Abbildungen bekannter, vielbelachter und verſpotteter Originale in Zucker und um dieſe verſammelt ſich dann allemal eine frohlockende Menge *). Noch größer iſt die Pracht und Herrlichkeit in den Putz- und Manufacturläden, die einander an Glanz und Mannichfaltigkeit zu überbieten ſtreben. Die ſchönſten Hüte mit Federn, Blumen und Bändern zeigen ſich in ſtolzer Pracht neben verſchämten Häubchen, deren Aufputz nur daran gehaucht zu ſeyn ſcheint; der ſchwere Sammt, der maleriſche faltenwerfende Atlas, die bunten Cachemirs hängen zwiſchen Stoffen, von denen man glauben ſollte, ſie ſeyen von den Händen der Elfen aus Nebel gewebt. Alles glänzt, Alles ſchimmert, Alles ſucht ſich geltend zu machen, Alles ſcheint zu bitten: Kaufe mich! In den Gold- und Juwelenläden iſt gewiſſermaaſen eine größere Würde, ein feierlicherer Ernſt zu Hauſe; die den Koboldrn

*) Anſtatt der ſchön geſchmückten Conditorläden des Feſtlandes, halten in England die Fleiſcher ihre Ausſtellung und einer ſucht den andern mit wahren Urweltsknochen ſeiner gemäſteten Ochſen zu übertreffen.

tief in den Schachten entriſſenen Metalle, die farbigen Edelſteine haben etwas Großartiges, Imponirendes; zu ihnen, die unbezweifelt vornehm ſind, hat nur der Zutritt, welcher ſelbſt reich und vornehm iſt; der Pöbel darf ſich ihnen nicht nahen; nach ihnen ſtreckt nur die Dame in Cachemirſhawl, nur der feine junge Herr in Glacéhandſchuhen die Hände aus; auch hütet man ſich wohl, dieſe Koſtbarkeit dem Fenſter allzunahe zu bringen: eine Scheibe könnte eingedrückt, ein kecker Griff gethan werden.

Weit bunter noch und auch intereſſanter ſieht es in den großen Galanterie- und Spielzeugladen aus. Dahin wandern und fahren eine große Menge Herren und Damen und kaufen reichlich ein. Hier iſt Alles zu haben, was die Pracht eines Salons zu erhöhen vermag, von dem kleinen närriſchen Pagoden an bis zur Spieluhr; hier kann man kaum etwas fordern, das nicht gleich zu Befehl ſtände. Hier werden auch die zum Theil überaus koſtbaren Spielzeuge gekauft, woran ſich das ſchon überaus verwöhnte Kind einen Augenblick freut und die dann zu allem Uebrigen in die Spielzeugkammer verwieſen werden, wo ſie vielleicht für immer ruhen bleiben.

Auch die Buch- und Kunſtläden bleiben jetzt hinter der allgemeinen Schauausſtellung nicht zurück. Hier giebt es ebenfalls viel zu thun, denn Bücher und ſchöne Kupferwerke dürfen auf den Weihnachtstiſchen nicht fehlen. Die beliebteſten Schriftſteller, die gangbarſten Werke ſtehen in wahrhaft prachtvollen Einbänden da und harren auf Käufer, die ihnen auch nicht

fehlen. Zum Chriſtfeſte will Alles beſchenkt ſeyn und wird es.

Der Jüngling belauſcht um dieſe Zeit auf's Sorgfältigſte die leiſeſten Wünſche ſeines Mädchens; der zärtliche Gatte blickt tief in die Seele der Gattin, ſieht und erkennt, entziffert und lieſ't Alles, was das ſtille Sehnen der Genügſamen vor ihm verborgen halten will; der beſorgte Vater bricht dem ſtrengen Berufe, der ihn das ganze Jahr hindurch feſſelte, endlich einige Minuten ab, um ſich im Kreiſe ſeiner Lieblinge umzuſehen, ihre Bedürfniſſe zu erforſchen und unter den zahlloſen Dingen, die ſie, an ſeinem Halſe hangend, in unſchuldiger Geſchwätzigkeit von ſeiner Güte heiſchen, die zu erwählen, die ihnen die größte Freude machen, den größten Nutzen bringen werden.

Der Arme verdoppelt ſeine Kräfte. Um ſeine Caſſe zu füllen, arbeitet er in den langen Winterabenden, entzieht ſich an dem kalten Morgen den Schlaf und doch fühlt er die Beſchwerden der Arbeit nie weniger, als jetzt. Selbſt der filzige Wucherer wird menſchlicher; er entſagt den Zinſen, die ihm das eben eingegangene Capital in einigen Wochen nachtragen könnte und legt es zurück, um unvermuthete Wünſche zu befriedigen, die vielleicht Jahre lang genährt wurden. In dieſen Wochen verſchwindet der Eigennutz von der Erde und den Scepter, den er über die Herzen der Sterblichen ausſtreckt, zerbricht die Liebe; Keiner fragt, was er erhalten werde; Jeder denkt nur darauf, wie er erfreuen will, denn die Freude des Geliebten iſt auch die ſeinige. Schöne Augenblicke, die

eine große Maſſe der Menſchheit ſo achtungswerth, die den größten Menſchenfeind irre machen und ſeinen Haß in Liebe auflöſen müſſen!

Endlich erſcheint der langerſehnte heilige Abend, wo die feierliche Beſcheerung beginnt. Mit erwartungsvollen, geſpannten Mienen harren die Kinder auf das Zeichen des Eintritts — da öffnen ſich die verhängnißvollen Pforten und mit lautem Jubel ſtrömt die Schaar in das mit blendendem Lichtglanz erfüllte Zimmer.

Mitten auf dem Tiſche prangt, mit vielen brennenden Lichtern geſchmückt, der Chriſtbaum; ſeine Zweige ſind reich behangen mit Zuckerwerk, vergoldeten und verſilberten Aepfeln und Nüſſen und um ihn her liegen die Geſchenke für Groß und Klein. Hier liegt ein neuer Anzug, dort ſteht ein Reiter, glänzt Säbel und Patrontaſche und voller Freude legt das kleine Mädchen die neue Puppe in die bereitſtehende Wiege, während die quiekende Trompete, die ſchrillende Pfeife und die wirbelnde Trommel der Knaben das Wiegenlied zu bilden ſcheint*).

---

*) In England (auch in Frankreich) fehlt dem Feſt in den Familien die höhere Weihe; ſo religiös auch der Engländer iſt, ſo ſehr er die Freuden des Hauſes im Kreiſe ſeiner Kinder liebt und ſo gewiſſenhaft er die alten Gebräuche bewahrt, ſo iſt doch ſonderbarer Weiſe die Sitte, einen Chriſtbaum anzuzünden, ſeit etwa 40 Jahren in England in den Städten ausgeſtorben und nur bei einſamen Dorfbewohnern, beſonders in den gebirgigen Gegenden England's, hat ſich dieſe

So dauert die tumultuariſche Freude, bis endlich der Gott des Schlafes ſich auf die Augen der Fröhlichen ſenkt und ihnen nun der vielgeſtaltige Traum die Geſchenke in lockender Schöne wieder zeigt.

An manchen Orten geht auch eine verkleidete Mannsperſon, der Knecht Ruprecht, in die Häuſer, läßt die Kinder ein Gebet herſagen und beſchenkt die, welche es können, mit Aepfeln und Nüſſen, die andern aber mit einer Ruthe.

Jetzt verſchwindet jedoch der Knecht Ruprecht, zur Ehre der Menſchheit, immer mehr und mehr. Wie ſehr er aber früher im Schwange geweſen, iſt daraus zu erſehen, daß am 1. December 1702 von dem fürſtlich hennebergiſchen Landesconſiſtorium in Schleu-

---

fromme Sitte erhalten; dagegen ſind alle Kirchen mit den grünen Zweigen des Elderbaumes, einer Art Flieder, geſchmückt, was ihnen eine ungewöhnliche Freundlichkeit giebt. Aber noch ein anderer Zug zeichnet die Phyſiognomie dieſes Feſtes aus, nämlich die vier Wochen hinter einander ununterbrochene Darſtellung einer Pantomime in allen Theatern der Hauptſtadt und in den Städten, die ein Theater haben; ja auf den Dörfern führen ſogar die Schulkinder eine Pantomime auf. Die Kinderwelt freut ſich nicht, wie in Deutſchland, auf den Chriſtbaum, ſondern auf die Chriſttagspantomime und die Theater ſind jetzt meiſt mit Kindern angefüllt, unter die ſich freilich auch große Kinder genug miſchen. Dieſe Pantomimen ſind übrigens voll Ausbrüche des ächten engliſchen Humors und ſelbſt die politiſchen Vorfälle der Gegenwart werden ſtets mit in Erwägung gebracht und oft durch bittere Anſpielungen gegeißelt.

ſingen folgende „Inſtruction für den Knecht Ruprecht" erſchien.

1. Sollten die Scholaren vorher jedesmal und zwar im Beiſeyn des Rectors die Actus tentiren, damit er demjenigen, ſo er bei dieſen als unanſtändig obſerviret, es ſagen möge, wie ſie denn auch zuvor demſelben jederzeit anzuzeigen haben, wo und in welchen Häuſern ſie eingelaſſen werden.

2. Sollte der Anfang zum Herumgehen und Agiren bald nach 4 Uhr gemacht und dieſes nicht länger als auf den Nicolausabend eine Stunde, auf den Weihnachtsabend aber drei Stunden währen; jedoch könne man wohl zugeben, daß ſich einer von den genannten Knechten Ruprecht's ein wenig Zeit vorher, zu beſſerer Erhaltung des hier unten abgezielten Zwecks, ſehen laſſen möge.

3. Sollten der Knechte Ruprecht's dann auf den Nicolausabend nicht mehr als Einer, auf den heiligen Weihnachtsabend aber drei hiermit zugelaſſen werden, ſich einer mehreren Modeſtie, als bisher, befleißigen, der Peitſchen, allen und jeden Tumultuirens und Schreiens, auch andern Alfanzereien, unartiger Händel, Geſticulationen und häßlichen Geberden und Kleidungen gänzlich enthalten, als wodurch der dießfalls intendirte Spaß nicht allein gehindert, ſondern auch allerhand Aergerniß gegeben werden könne.

4. Sollten nicht allein ermeldete Knechte ſich nicht unterſtehen, bald in dieſer bald in jener Gaſſe allein herum zu laufen, oder auf die Leute mit Schlägen und ſonſt ungebührlich zu tractiren, ſondern auch ein

Jeder, ſo zu denſelben gehörte, ſich in Allem derge-ſtalt verhalten, damit man hierdurch zu einer ſcharfen Verordnung nicht Anlaß bekommen möge*).

In Goldberg wird die Chriſtnacht auf eine ganz eigenthümliche Weiſe begangen. Das Sonderbarſte der Feier ſoll ſeinen Grund in der im Jahr 1553 gewütheten Peſt haben. Nach einem alten, ſteinernen und faſt unleſerlich gewordenen Monumente in der Mauer der großen Pfarrkirche iſt Goldberg 1553 „durch eine tödtende Peſtilenz verturben und über 2500 Menſchen umbkommen." Nach der mündlichen Tradition ſind nur 25 Wirthe übrig geblieben und alle Häuſer verſchloſſen geweſen, ſo daß die Uebriggebliebenen Nichts von einander gewußt haben. M. Martinus Tabornus in ſeinen ſogenannten Cladibus Goldbergensibus ſchreibt von dieſer Peſt, ſie ſey ſo giftig geweſen, daß, wenn man durch eine Gaſſe gegangen ſey, man wenige Häuſer offen geſehen habe; Alles ſey ausgeſtorben geweſen, ja auf dem Platze hin und wieder Gras gewachſen und die Anzahl der Verſtorbenen habe drittehalb Tauſend betragen. Einer dieſer von der Peſt übriggebliebenen Einwohner nun ging (nach der Tradition) die Chriſtnacht um 2 Uhr

*) Nachmals wurde dieſer Unfug in Schleuſingen ganz abgeſchafft, dagegen aber bis und mit dem Jahr 1772 von den Gymnaſiaſten bisweilen bibliſche Vorſtellungen, ſpäter aber Luſtſpiele, auf einem kleinen Theater in einer Scheuer gegeben, welche aber als Zeit raubend und mancherlei Unordnung veranlaſſend, endlich auch unterblieben.

auf den ſogenannten Niederring und ſtimmte daſelbſt ein Weihnachtslied an, um Diejenigen, welche von der Peſt, die der Kälte wegen nachgelaſſen hatte, noch übrig ſeyn möchten, aufzumuntern, ſich zur Feier dieſer, für die Menſchheit ſo glücklichen Nacht mit ihm zu vereinigen. Es fanden ſich wirklich Einige zu ihm und nachdem ſie noch ein Lied geſungen hatten, verfügten ſie ſich auf den Oberring, um die da herum noch Lebenden gleichfalls aufzumuntern, in ihren Lobgeſang einzuſtimmen. Dem Andenken dieſes rührenden Auftrittes nun ſoll die jetzige Chriſtnachtsfeier allhier ihre Entſtehung zu verdanken haben. Gegen 2 Uhr in der Nacht finden ſich oft ein paar Tauſend Menſchen aus der Stadt, den Vorſtädten und den zur Stadt gehörenden Dörfern auf dem Niederring ein, welche zuvor größtentheils der Chriſtnacht in dem hieſigen Franciscanerkloſter, die um 12 Uhr ihren Anfang nimmt, beigewohnt haben. Um dieſe Zeit holt der Stadtwachtmeiſter die ſämmtlichen Nachtwächter, nebſt dem ſogenannten Ringcantor, welches ein Bürger iſt, der eine gute Stimme hat, aus der Zirkelley, führt dieſe in Proceſſion auf den Niederring und bildet daſelbſt einen Kreis. So wie die Glocke 2 ſchlägt, ruft der Nachtwächter die Stunde aus und der Ringcantor ſtimmt das Lied an: „Uns iſt ein Kindlein heut' gebor'n;" ꝛc., worein dann nicht allein die ganze auf dem Ringe befindliche Menge, ſondern auch zugleich alle auf beiden Ringen bei erleuchteten und eröffneten Fenſtern darauf Wartende mit einſtimmen. Nachdem noch das Lied: „Heut'

lobt die werthe Chriſtenheit" ꝛc. abgeſungen worden iſt, geht es in Proceſſion auf den Oberring, woſelbſt wiederum ein Kreis gemacht, die Stunde ausgerufen und vom Ringcantor die Lieder: „Wir Chriſtenleut'" ꝛc. und: „Für Freuden laßt uns ſpringen" ꝛc. angeſtimmt und in der ganzen Stadt weit und breit mitgeſungen werden. Dieſes Alles geſchieht mit vieler Ordnung und wird durch das Sonderbare, den majeſtätiſch heiligen Sang unter freiem Himmel, in einer finſtern Winternacht, bei rundum erleuchteten Fenſtern, ſehr feierlich und rührend.

Nach Beendigung dieſer Handlung macht der Stadtmuſikus um 3 Uhr auf dem Stadtthurme, mit Pauken und Trompeten, einige Intraden und der Cantor der lateiniſchen Schule, welcher ſich ebenfalls mit ſeinen Chorſängern dahin begeben hat, ſingt unter Pauken= und Trompetenſchall mit denſelben zuvörderſt das Lied: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'" ꝛc. (worein die auf dem Ringe Verſammelten wieder einſtimmen) und führt hiernächſt eine dazugeſetzte Vocal= und Inſtrumentalmuſik auf, nach welcher um 4 Uhr in der evangeliſchen Pfarrkirche die Chriſtnacht eröffnet, das bekannte Lied: Quem pastores etc., von 4 vertheilten Chören der ſämmtlichen Schulknaben, unter Begleitung der Orgel, abgeſungen und hiernächſt eine vollſtändige Vocal= und Inſtrumentalmuſik aufgeführt wird, während welcher Zeit dann, ſo wie nachher noch, die ganze Kirche von großen und kleinen Kindern mit Sternen von mit Oel getränktem Papier, ſogenannten Wachsbäumen u. dergl., die mit unzähligen Wachs=

lichtern beſpickt ſind, erleuchtet wird. Dann wird eine Predigt gehalten und endlich mit dem Te Deum, unter Trompeten- und Paukenſchall, um 6 Uhr des Morgens, dieſe nächtliche Feier geſchloſſen. — — —

Das Weihnachtsfeſt wird bei uns jedesmal den 25. December gefeiert, welcher Tag ſeit dem 5. Jahrhundert als der Geburtstag Chriſti von dem apoſtoliſchen Stuhl in Rom bezeichnet worden war und es gehört keineswegs zu den erſten und allgemeinen Feſten, welche die Kirche nach der Entſtehung des Chriſtenthums feierte. Nicht lange nach den Lebzeiten des Origenes, im Beginne des 4. Jahrhunderts, fing man an, die Epiphanien (τα ἐπιφανεια, festum apparitionis) als Geburts- und Tauffeſt Chriſti zu feiern. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung, daß der Grund zu dieſer Feier in einem Widerſpruche der orthodoxen Väter gegen gnoſticirende Partheien, welche über die Geburt Chriſti heterodox dachten, lag. Noch zur Zeit Auguſtin's (354 — 403) kann das Weihnachtsfeſt kein allgemeines Feſt geweſen ſeyn, denn was er über daſſelbe ſagt, zeigt, daß es als ein minder wichtiges Feſt zu ſeiner Zeit betrachtet wurde, daß es der Feier des Oſterfeſtes ſehr nachſtand*). Höchſt wahrſcheinlich wurde die Feier des Weihnachtsfeſtes erſt gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts, oder ſpäter, zuerſt in der orientaliſchen Kirche eingeführt, wie aus einer Homilie des Chryſoſtomus erhellt,

*) Vergleiche darüber, was er in Epist. CXIX. ad Januar. ſagt: Hic primum oportet etc.

welche er vielleicht im Jahr 386 gehalten hat. Hier ſagt er ausdrücklich, daß das Weihnachtsfeſt ein Feſt ſey, welches man erſt ſeit zehn Jahren in die Kirche eingeführt habe und daß es von Vielen als eine Neuerung verworfen werde; doch fügt er hinzu, daß Manche behaupten wollten, es ſey in den Ländern von Thracien bis Spanien vom Anfang an gefeiert worden. Juvenalis, Biſchof von Jeruſalem, führte das Weihnachtsfeſt zuerſt in ſeiner Dióces gegen das Jahr 431, ein.

Wäre nun die ſpäte Einführung des Weihnachtsfeſtes feſt begründet, ſo könnte freilich keine Rede davon ſeyn, daß man dieſes Feſt an die Stelle der heidniſchen Saturnalien habe ſetzen wollen. Aber auch die Stimme Derjenigen hat Vieles für ſich, die ſich gegen die ſpäte Einführung des Weihnachtsfeſtes erklären. Und wie es aus der angeführten Homilie des Chryſoſtomus erhellt, war ſchon zu ſeiner Zeit die Meinung verbreitet, daß das Weihnachtsfeſt ein ſehr altes Feſt ſey, wofür ſich auch die Päpſte erklären.

So ſind, wie wir ſehen, die Meinungen über die Zeit der Entſtehung des Weihnachtsfeſtes getheilt. Wir folgen hier bei Angabe der Entſtehung dieſes Feſtes der allgemeinen und uns ſehr wahrſcheinlichen Meinung, daß es an die Stelle des Feſtes gekommen, welches die Römer dem Saturn zu Ehren feierten und welches Saturnalia hieß. Dieſe Saturnalien wurden bei den Römern 7 Tage lang mit aller möglichen Ueppigkeit und Ausſchweifung gefeiert. Sie

waren gleichſam das Feſt der Freiheit und der Gleichheit, in welchem der Sclav aufhörte, Sclav und die Herren aufhörten, Herren zu ſeyn. Der Sclav ſaß am Tiſch und ließ ſich von ſeinem Herrn bedienen. Den 19. December wurden des Morgens früh in dem Tempel des Saturn's eine Menge Wachskerzen angezündet und mit dieſer Ceremonie das Feſt eröffnet. Durch dieſe Anzündung der Wachskerzen wollten ſie den Saturn verſöhnen, welchem ſie ſonſt Menſchenopfer gebracht hatten. An dieſem Tage ſchickten die Römer einander allerlei Geſchenke, unter welchen auch kleine Bilder waren, welche unſtreitig eine Beziehung auf die ehemaligen Menſchenopfer haben ſollten.

Die Chriſten wollten die Feier dieſer Saturnalien, welche ſelbſt noch von Chriſten gefeiert wurden, verdrängen und ordneten ein Feſt zum Andenken der Geburt Chriſti an. Sie mußten deſto eher auf dieſen Gedanken geleitet werden, da die Saturnalien ein Feſt der Freiheit und der Gleichheit waren, wo aller Unterſchied der Stände aufhörte, wo ſogar eine umgekehrte Ordnung der Dinge herrſchte. Der Herr war Knecht und der Knecht war Herr. Chriſtus, der König der Könige, war in der Geſtalt eines Knechts gekommen und hatte Diejenigen, die Sclaven ihrer Sünden waren, zu Herren und Königen erhoben. Kurz, man ſetzte das Feſt ein, behielt, um doch auch etwas Sinnliches dabei zu haben, viele unſchädliche Gebräuche der Heiden bei und gab ihnen eine gewiſſe Beziehung auf chriſtliche Begriffe. Die Wachskerzen, welche man in dem Tempel des Saturn's

anzündete, zündete man auch in den chriſtlichen Tempeln an und da ſollten ſie eine bildliche Vorſtellung von Chriſto, dem ewigen Lichte, ſeyn, welches in die Welt gekommen, alle Menſchen zu erleuchten. Die an den Saturnalien übliche Gewohnheit, einander Geſchenke zu ſchicken, behielt man gleichfalls bei. Sie ſollten an die geiſtlichen und himmliſchen Güter erinnern, welche Chriſtus durch ſeine Geburt dem Menſchengeſchlechte vom Himmel gebracht hatte. Eine beſondere Sitte, die in vielen Ländern, beſonders in England, noch bis jetzt üblich iſt, beſtätigt den Urſprung des Weihnachtsfeſtes von den Saturnalien noch mehr: Man pflegt in den Weihnachtstagen unter den Knechten eines Hauſes einen zum Herrn des Hauſes zu erwählen, den man den Weihnachtskönig nennt und der über die übrigen Knechte ſowohl, als über die Herren dieſe Tage hindurch eine Art von Herrſchaft ausübt.

Der Gebrauch, welcher auch noch jetzt in vielen katholiſchen Ländern herrſcht, Puppen zu verfertigen, welche man Chriſtkinder nennt, die man in der Chriſtnacht verſteckt, ſie ſuchen läßt und dem Finder eine Belohnung giebt, ſcheint ſich ebenfalls von der Gewohnheit an den Saturnalien herzuleiten, da man ſich einander Puppen zuſchickte; wenn nicht vielleicht dieſer Gebrauch zu neu iſt, als daß man ihn aus Gebräuchen der Saturnalien herleiten könnte und er nicht vielleicht eine ſinnliche Darſtellung der Begebenheit ſeyn ſoll, da die Hirten auf dem Felde von dem En-

gel aufgefordert werden, hinzugehen und das neugeborne Kind zu ſehen, welches einſtens ein König ſeyn ſollte.

Die Ableitung des Namens Weihnachten iſt eben ſo ſtreitig, als die des Worts Oſtern. Einige ſagen: Weihnachten wäre ſo viel, als geweihte, heilige Nacht, in welcher der Erlöſer wäre geboren worden und ſie durch ſeine Geburt geheiligt und geweihet habe. Dieſe Meinung pflegt auch folgender Umſtand zu beſtätigen: daß man in der erſten Zeit der chriſtlichen Kirche viele Conſecrationen und Einweihungen vorzunehmen pflegte; z. B. man conſecrirte Brod und Wein zum Abendmahle, weihte Lichter u. ſ. w., welches auch noch jetzt in der römiſchen Kirche zu geſchehen pflegt.

Andere ſagen, Weihnachten ſey aus Wein und Nacht zuſammengeſetzt. Die dieß behaupten, gehen aber in der Erklärung von einander ab.

Einmal ſoll Weihnachten von Wein und Nacht zuſammengeſetzt ſeyn und daher den Namen haben, weil die alten Deutſchen gegen das Ende des Decembers häufige Trinkgelage angeſtellt, ſich häufig in Wein berauſcht und einander Geſchenke mit Wein gemacht hätten. Ihre Gaſtmahle hätten auch gewöhnlich die ganze Nacht, oder doch wenigſtens einen gewiſſen Theil der Nacht hindurch gedauert. Die Schwärmereien, die von je her unter den Chriſten in dieſer Nacht üblich geweſen ſind, ſcheinen dieſe Meinung zu unterſtützen.

Weit wahrſcheinlicher ſcheint aber doch der Name von einer gewiſſen Sage herzukommen, welche einige alte Kirchenväter erzählen. Sie ſagen nämlich, daß

in derjenigen Nacht, in welcher Chriſtus geboren worden, verſchiedene Flüſſe und Quellen in Wein verwandelt worden wären und daß dieſes noch in derſelben Nacht und zu derſelben Stunde geſchähe, um die Ungläubigen von der Wahrheit der Offenbarung zu überführen. Der Kirchenvater Chryſoſtomus*) ſagt in einer ſeiner Homilien: daß das Waſſer, welches man in der Chriſtnacht ſchöpfe, ſich einige Jahre, ohne zu verderben, erhalte. Und daher, ſchließt er, möchte wohl die Sage gekommen ſeyn, daß in der Geburtsnacht des Erlöſers die Quellen und Flüſſe ſich in Wein verwandelt hätten. Der erſte Kirchenvater Epiphanius**) nimmt dieſe Sage als unbezweifelt an, womit er ſich ſogar Ungläubige zu widerlegen getrauet.

---

*) Johannes Chryſoſtomus, Biſchof zu Conſtantinopel und einer der berühmteſten Kirchenväter, geboren zu Antiochia um 347, erlernte die Redekunſt unter Libanius (314—390) und die Philoſophie von Andragathus. Einige Zeit lebte er als Einſiedler in der Nähe von Antiochia, wurde aber 386 Presbyter in ſeiner Vaterſtadt und erhielt durch Predigten außerordentlichen Beifall. Im Jahr 397 wurde er Patriarch von Conſtantinopel, welche Stelle er jedoch nur 6 Jahre behauptete; denn durch ſeinen Religionseifer machte er ſich viele Feinde, die ſeine Abſetzung herbeiführten. Er ſtarb zu Cumana den 14. September 407.

**) Er war um 310 geboren, ward Anfangs Presbyter zu Eleutheropolis in Paläſtina, ſpäter Biſchof zu Salamis auf der Inſel Cypern, ſtand wegen ſeiner Gelehrſamkeit, beſonders in den Sprachen und wegen ſeiner Heiligkeit in großem Anſehen und ſpielte in den damaligen kirchlichen Streitigkeiten eine große Rolle.

Der Andere, der 30 Jahre ſpäter lebte, erklärt dieſe Sage für das, was ſie wirklich war, für Erdichtung, die ſich aber doch auf eine wirkliche Begebenheit gründe. Die Sage war allgemein, das Volk glaubte ſie überall, viele Patres glaubten ſie und nur der aufgeklärte Chryſoſtomus konnte ſich nicht davon überzeugen. Was war es denn Wunder, daß ſich dieſe Sage zugleich mit der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Deutſchen mit verbreitete und von ihnen um ſo leichter geglaubt wurde, je mehr ſie den Wein liebten, welches man überall von ihnen behauptet.

Der Hahnentanz in der Baar.

Hoch auf dem Schwarzwalde liegt die uralte freie Grundherrſchaft (nachherige Landgrafſchaft) Baar oder Bara, in früherer Zeit ein Eigenthum der allemanniſchen Herzöge. Villingen war wohl der Hauptort und noch ſieht man, in der Nähe dieſer Stadt, auf dem Baraberge, die wenigen Ueberreſte der alten Baarburg, wo die Gaugrafen ihren Sitz und ihre Mahlſtätte hatten.

Zur Zeit Carl des Großen ſaßen hier die Abkömmlinge des mächtigen Herzogs Gottfried. Graf Kerold oder Gerold, einer der tapferſten Krieger in Allemannien, hatte eine Schweſter, Hildegard mit Namen, welche Carl zu ſeiner Gemahlin erkohr. Die Gauen erhielten nun eine beſtimmte Eintheilung und nahmen häufig die Namen der Gaugrafen an, die gewöhnlich in dem Bezirk ihres Richteramtes mächtige Grundbeſitzer waren. So wurde die Baar Ber-

toldsbaar genannt, nach dem letzten Kammerboten dieſes Namens. Zuletzt gingen die Gauen, mehr oder weniger, in das Eigenthum der Grafen über.

Unter den Birtilonen oder Bertolden der Baar iſt wohl auch der Urſprung der Herzöge von Zähringen zu ſuchen.

Im Jahr 1283 belehnte Kaiſer Rudolph, der Habsburger, den Grafen Heinrich den Erſten von Fürſtenberg mit der Landgrafſchaft Baar, die aber damals ſchon von weit beſchränkterem Umfange war und die Aemter Hüfingen, Blomberg, Löffingen, Möhringen und Neuſtadt enthielt, die ein freies, unmittelbares Landgericht im Namen des deutſchen Kaiſers hatten.

Das Land gehört nicht zu den freundlichſten; es liegt hoch und kalt, iſt aber doch in einzelnen Gegenden reich an Getreide und Heerden. Die Donau hat hier ihren Urſprung und die Quelle dieſes Fluſſes erinnert an die älteſten hiſtoriſchen Sagen Germanien's. Manche Spuren deuten noch auf die ehemalige Gegenwart der Römer hin und von dieſen Höhen aus kämpften die allemanniſchen Herzöge und Edle lange Zeit hindurch mit Glück gegen die Herrſchaft der Franken. Auch gelang es ihnen, von ihrer Freiheit mehr zu retten, als die übrigen deutſchen Stämme.

Dieſem Umſtand und der Lage des Landes iſt es wohl zuzuſchreiben, daß auch in Sitten und Gewohnheiten Manches übrig geblieben, was anderwärts im Wechſel der Zeit früher untergegangen. Selbſt der einfache, treuherzige Character der Bewohner hat noch Einiges von ſeinem altdeutſchen, ſcharfen Gepräge

und erſt die geſellſchaftliche Revolution, welche über zwei Welttheile ſich ausbreitete und deren furchtbarſtes Symptom ſich in Frankreich darſtellte, mußte auch auf die friedlichen Thäler des Schwarzwaldes einigen Einfluß ausüben.

Im Einzelnen ſind dieſe Gegenden, die dem Geognoſten, dem Botaniker, dem Alterthumsforſcher und dem Menſchenbeobachter ſo reichen Stoff darbieten, noch zu wenig gekannt. Die Natur ſelbſt hält den Menſchen feſter in den Gebirgen, als in der Ebene; der Organismus entwickelt ſich meiſt leichter und vollkommener; die Bedürfniſſe des Lebens vervielfachen ſich weniger, weil ſie ſchwerer zu befriedigen ſind und die großen Scenereien, welche die Berge und Thäler darbieten, die mannichfaltigen Formen und Geſtalten, die den Menſchen bei jedem Schritt umgeben, ſpiegeln ihre Bilder in ihm ab, erregen ſeine Phantaſie und ſein Gemüth und bewahren ihm eine ſchöne Empfänglichkeit für das Höhere und einen reinen, hellen Blick. Im Kampfe mit der Noth ſchärft er ſeinen Verſtand, ſeine Erfindungskraft und ſeine ganze Lage drängt ihn zu Verſuchen im Bilden und Formen der rohen Stoffe, die ihm außerdem werthlos bleiben müßten.

Ein Volkstanz hat ſich, neben manchen andern Eigenthümlichkeiten, auch in der Baar erhalten, der ſich jedoch von ähnlichen Tänzen weſentlich unterſcheidet, weil dabei der Gewinn des Preiſes nicht bloß vom Zufall abhängt, ſondern von der Stärke und Gewandtheit der Tänzerin. Die Scene iſt in einer

Scheune; die Zeit, nach der Ernte. Inmitten des Raumes ruht der Hahn auf einer Stange, von welcher ein Querholz ausgeht, mit dem ſymboliſchen Dreiecke, worin ein Glas ſteht. Um die Stange dreht ſich der luſtige Walzer in mancherlei mimiſchen Bewegungen. Hat ein Pärchen den Fleck unter dem Dreieck erreicht, ſo wirft die Tänzerin ſich raſch mit dem Knie auf die Tenne und hebt den Tänzer mit nervigtem Arm empor; berührt er nun mit ſeinem Kopfe das Dreieck und fällt das Glas, ſo iſt der Preis des Tages gewonnen und Luſt und lärmende Freude beginnen erſt recht.

Die, welche überall im Rein-Hiſtoriſchen ſymboliſche oder gar myſtiſche Deutungen ſuchen und wohl auch zu finden wiſſen, werden auch den Hahn, den Verkündiger des wieder anbrechenden Tages und das Dreieck, welches ſchon die alten Deutſchen kannten, als ſolche Zeichen anſehen. Die geſchichtliche Erklärung liegt aber hier zu nahe, um willkührlich von ihr abgehen zu dürfen. Offenbar hat der Hahnentanz eine frühere Entſtehung als der Hammeltanz; ſchon der weit geringere Geldwerth des Preiſes weiſ't, bei jenem, auf eine frühere Zeit hin, beſonders aber der Umſtand, daß dort nicht das Glück, ſondern die körperliche Kraft und Behendigkeit entſcheidet. Bei manchen alten Völkern mag der Tanz, zunächſt und hauptſächlich, einen Theil ihrer gottesdienſtlichen Feier ausgemacht haben; unſern Vätern aber diente er vorzüglich zur gymnaſtiſchen Uebung, wie ehemals den Spartanern. Daher die Waffentänze, in welchen die ger-

maniſche Jugend früh geübt wurde, das Springen über das Feuer u. ſ. w. Als durch das Chriſtenthum und die veränderte Verfaſſung gar Vieles in den ältern Sitten und Einrichtungen verändert wurde, mochten zwar auch die Tänze nur noch zur öffentlichen Beluſtigung dienen, doch behielten ſie, da länger, dort kürzer, den urſprünglichen Character der Nation. Der Ernſt wird nur nach und nach zum Spiele, am ſpäteſten aber da, wo, wie in den Bergen, die Natur ſelbſt der geſellſchaftlichen Entwickelung und Fortbildung faſt unerſteigliche Schranken entgegengeſtellt.

Allenthalben hält der Menſch feſt, was ſeit Jahrhunderten mit ſeinem Leben verwachſen iſt; darum iſt auch das Heraustreten des Wäldners aus ſeinen Bergen in die Welt ihm ein Scheiden von ſich ſelbſt und das Weh der Heimath wird nur da gefunden, wo unſer inneres und äußeres Daſeyn mit unſerer ganzen Umgebung ſtreng zuſammenhängt, wo nicht der Menſch, ſondern die Natur und das Schickſal den Menſchen erziehen.

Das Fahnenſchwenken der Bäckerburſche.

Jährlich am dritten Pfingſtfeiertage oder auch zu anderer Zeit, wie es eben Gebrauch iſt, ziehen in einigen Städten die ſämmtlichen Bäckerburſche im feierlichen Aufzuge mit klingendem Spiel und militäriſcher Muſik durch die Straßen der Stadt und einige aus der Brüderſchaft, welche dieſe Geſchicklichkeit erlernt haben, ſchwenken bunte ſeidene Fahnen ſowohl vor den Häuſern ihrer Meiſter, als anderer angeſehenen Einwohner und verſchmauſen dann in einigen fröhlichen Tagen die erhaltenen Geſchenke.

Die Feierlichkeit wird durch einen Tanz und ein Abendeſſen, woran die tanzenden Töchter der Bäcker Antheil nehmen (nur dieſen iſt der Zutritt geſtattet), beſchloſſen.

Das Fahnenſchwenken iſt aber weder in allen deutſchen Städten üblich, noch geſchieht es in den Städten, wo es gebräuchlich iſt, auf einerlei Weiſe

und zu gleicher Zeit. In Städten, wo überhaupt die Bäcker noch nicht zünftig ſind und keine öffentliche Brüderſchaft haben, darf es gar nicht geſchehen und vielleicht beſitzen eben daher bloß diejenigen Städte die Freiheit, wo bei ſeiner Entſtehung die Bäcker ſchon zünftig waren.

An den meiſten Orten wird dieſe Feierlichkeit nicht mehr begangen und vielleicht wird ſie bald ganz entſchwunden ſeyn.

Dieſes Recht des Fahnenſchwenkens ſchreibt ſich von 1683 her, wo Wien von den Türken hart bedrängt wurde.

Die Ungarn nämlich, mißmuthig über eine Menge von Bedrückungen und Kränkungen ihrer Rechte und Freiheiten, beſonders auch über den Druck, den Viele deßwegen erdulden mußten, daß ſie ſich ſeit Luther's Reformation zur proteſtantiſchen Kirche bekannten, ergriffen die Waffen gegen den damaligen Kaiſer Leopold I. und erkämpften wirklich 1681, unterſtützt von Frankreich und andern Mächten, unter Anführung des tapferen Prinzen Franz Ragoczi, des Grafen Weſſelenji und, nach deſſen Tode, des Grafen Tökely, ihre vormaligen Rechte; allein die meiſten dieſer feierlichen Zuſicherungen blieben unerfüllt und ſie begannen den Kampf von Neuem mit ſolchem Nachdrucke, daß ſie 1683 mit einer türkiſchen Macht vor Wien rückten. Der Kaiſer kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit und er mußte ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaat aus ſeiner Reſidenz nach Linz flüchten, indeß er die Vertheidigung der Kaiſerſtadt dem

tapfern General Grafen von Stahremberg überließ. Der türkiſche Vezier Kara Muſtapha belagerte jetzt mit 100,000 Mann Wien. Beinahe zwei Monate hielt Stahremberg durch ſeine heldenmüthige Vertheidigung dieſe Belagerung aus und ſchon hatten die Türken eine Menge Minen angelegt, wodurch die Mauern der Stadt in die Luft geſprengt oder ein Gang erzielt werden ſollte, durch welchen man die Stadt zu überrumpeln gedachte, als eine Begebenheit ſich ereignet haben ſoll, welche den Plan der Türken vereitelte und den Bäckern ſo viele Freiheiten verſchaffte

Noch zeigt man in Wien, faſt mitten in der Stadt, in der Gegend der berühmten Stephanskirche, ein Backhaus nächſt einem Baume, der Eiſenſtock genannt, in welchen viele Fremde einen Nagel ſchlagen, um zu bezeichnen, daß ſie da geweſen ſind. In dieſem Backhauſe entdeckte man zuerſt an einem frühen Morgen, daß die Feinde in Anlegung ihrer Minen ſchon ſo weit in die Stadt gedrungen waren, daß ſie vielleicht von hier aus ſich mit leichter Mühe durcharbeiten und in Wien eindringen konnten, ehe man ſich deſſen verſah. Ein Bäckerburſche, der am Morgen in den Keller geht, um die Hefen zu holen, und ſie umrührt, bemerkt ein unterirdiſches Getöſe und wird ſtuzzig; auch der vor dem Ofen ſtehende Burſche hört das Arbeiten. Man geht hinab, legt ſich mit dem Ohr auf die Erde und hier ſpürt man genau das Einſchlagen des Minirers, hört ſogar ſprechen und zeigt dieſes ſogleich an. Jetzt wird der Ort genau unter-

ſucht. Man bringt eine Trommel, legt Würfel darauf und ſie beben von der unterirdiſchen Bewegung. Sogleich wird hier eine Gegenmine angelegt und kaum vier Schuh tief ſtößt man auf die feindliche Mine. Die Arbeiter darinnen werden theils durch Geſchütz, theils durch Rauch erſtickt und die Mine für die Feinde unbrauchbar gemacht. — Kurze Zeit darauf wurde die Stadt durch herbeigebrachte Hülfe entſetzt.

Dadurch nun, daß durch jene Entdeckung im Backhauſe Wien von einer ſo nahen und großen Gefahr errettet wurde, bekamen die Bäcker, unter vielen andern Freiheiten, auch die Erlaubniß, Fahnen zu ſchwenken und mit denſelben feierliche Auszüge zu halten. Ohnſtreitig erhielt damals auch die Brüderſchaft in Wien jene vortrefflich mit Gold und Silber ſehr reich geſtickte Fahne, welche 36,000 Gulden gekoſtet hat.

Kirchweih (Kirchmesse, Kirmse).

Man findet die Kirmſe gewöhnlich mehr in Dörfern, als in den Städten, wo ſie den Jahrmärkten und Meſſen gewichen iſt; ſie dauert, in der Regel, drei Tage und wird mit Muſik und Tanz begangen. Den vierten Tag ziehen etliche Burſche, verkleidet und Poſſen reißend und mit großem Gefolge, durch das Dorf, ſammeln in den Häuſern der Mädchen, die während der Kirmſe auf dem Tanzboden ſich befanden, Eier und Speck und verſchmauſen Abends das Erhaltene. Auch die Mädchen finden ſich wieder ein und darf nun der Tanz fehlen? Sonntags darauf iſt die ſogenannte Nachkirmſe, ein Tag, der wieder mit Tanz und Muſik beſchloſſen wird.

Die Kirchweih zu Fürth in Baiern iſt eins der glänzendſten Feſte der Art. Ehe noch dieſe Stadt preußiſch wurde, begann ſolche mit einer Ceremonie, die jedoch jetzt abgeſchafft iſt. Es wurde nämlich am erſten Tage ein Freiheitsbaum errichtet und um denſelben her getanzt. Dieſen

Tanz mußte der jedesmalige Beamte mit einem Bürgermädchen eröffnen, welche ſich dann, als Königin des Feſtes, nicht wenig auf dieſe Ehre zu Gute that. Jedes Mal mußten an dieſem Tage ſechs Mann Bambergiſche Soldaten kommen und um den Baum in Parade herumziehen; nach dieſem verlas der Beamte das ſogenannte Friedensgebot und dann feuerten die Soldaten drei Mal und wiederholten dieſes dreimalige Feuern vor jedem Wirthshauſe, ſo daß es bis in die Nacht dauerte und zu manchem Unfug Anlaß gab. Daher war dieſe Kirchweih, des Friedensgebots und der ſechs Schutzwächter ohngeachtet, wegen der bedeutenden Schlägereien, die dabei vorfielen, gewiſſermaaſen berüchtigt, indem ein Paar zerſchlagene Beine oder Arme immer die Freuden dieſes Feſtes erhöhen mußten. — Alles dieſes hat ſich unter der preußiſchen und dann bairiſchen Polizei ganz geändert und die Kirchweih iſt nun ein wahres Feſt für die ganze umliegende Gegend. Sie fängt am erſten Sonntage nach Michaelis an und dauert 14 Tage hinter einander, die ſie auch, wegen der Menge der errichteten Buden, in Abſicht des Handels zu einer der bedeutendſten Meſſen Frankens machen, ſo daß ſie bei weitem die Nürnberger übertrifft.

Schon am Sonnabend hört man überall Inſtrumente ſtimmen. Es wird Mittag, und die Geſchäftigkeit der Frauen treibt Alles, was männlich iſt, aus dem Hauſe, um die Zimmer recht aus dem Grunde zu poliren und den Reichthum an Silber und Porzellan auszukramen, damit der am Sonntage zu er=

wartende Gaſt die Ordnung und den Reichthum der Hausfrau bewundern zu können Gelegenheit habe. Es wird Abend und ſchon ſteht eine Tafel im Gaſthofe des Kronprinzen von Preußen bereit, um bei einem einladenden Souper die von den Erlanger Muſikanten mitgebrachten neuen Tänze vorläufig beurtheilen zu können. Nach der Tafel wird zum Brandenburgiſchen Gaſthauſe promenirt, vor dem gleichfalls ein Dutzend ſolcher Künſtler ihrem Protector, dem Wirth, eine Abendmuſik bringen. Man kehrt zurück und, erheitert durch guten Wein, vereinigt ſich die Geſellſchaft mit den Tonkünſtlern zu muntern Geſängen, unter denen die Mitternacht nur zu geſchwind heranrückt und dieſes Vergnügen zu beſchließen mahnt.

Es wird Sonntag: kaum Tag und ſchon überall die größte Lebhaftigkeit. Tauſende von Menſchen ſtrömen herbei; auf allen Geſichtern iſt Vergnügen zu leſen. Der Anblick dieſes frohen Gewühls muß ſelbſt den Miſanthropen zur Freude ſtimmen. Es wird neun Uhr; ſchon kommen einzelne Wagen und Reiter von Nürnberg und Erlangen. Es wird ſpäter und in der Hauptſtraße rollen nun Wagen um Wagen herbei, um an Tafeln zu 100 bis 150 Gedecken in den beiden großen Gaſthöfen den Gaumen zu kitzeln und ſich Kraft zum langen Tanzen zu ſammeln. Der Fremde, den das Ungefähr an eine ſolche Tafel bringt, kann ſich gewiß nicht überzeugen, daß er nur einer Kirchweih beiwohne; er glaubt, muß glauben, in einer großen Stadt zu ſeyn. Geſchmackvoll gekleidete Damen und Mädchen, Bürgerfrauen, deren goldene Hals-

ketten und diamantne Ohrgehänge Achtung erzwingen; Officiere verſchiedener Mächte in den geſchmackvollſten Uniformen; Herren mit Stern und Bändern geziert; Petitmaîtres — Alles ſitzt bunt durch einander, alle ſind gleich zur Freude geſtimmt. Das Eſſen wird durch gute Muſik gewürzt; Alles athmet Vergnügen; nur den jungen Leuten dauert die Tafel zu lange. Endlich verliert ſich zu ihrer Freude die Muſik und viele Plätze werden leer. Man eilt in den Tanzſaal, um mit dem Liebchen am Arme dahin zu fliegen. Der Abend kommt und eine brillante Beleuchtung überſtrahlt die Tänzer, die nun erſt ſich der Freude recht hingeben. So wird die Nacht im Vergnügen hindurch geſchwärmt und nur einige Pauſen darf ſich das gutbeſetzte Orcheſter zum Ausruhen erlauben. Erſt der neue Morgen macht den Beſchluß und die aufgehende Sonne leuchtet den ſich nun verlierenden Wagen, die oft eine wahre Muſterkarte, von der geſchmackvollen neumodigen Chaiſe, bis zur hundertjährigen Hochzeitkutſche, zeigen, nach Hauſe.

Einen neuen, und ich möchte ſagen, den herrlichſten Anblick bringt der Montag Abend. Es iſt nicht mehr die bunte Menge der Fremden, es iſt der Fürther Jüngling, das Fürther Mädchen, was heut ſich verſammelt. Niedliche Kleidung verſchönert die blühende Jungfrau; faſt alle ſind in die Farbe der Unſchuld gekleidet und das Roth ihrer Wangen beſchämt ſelbſt das Roſenband ihres artigen Häubchens.

Der Dienstag bringt die ſogenannten Honoratioren, die hier aus den Beamten und dem Handel=

ſtande beſtehen. Der Anfang iſt zwar etwas ſteif; aber dieß verliert ſich bald und die Damen zeigen ſowohl durch ihren Anſtand, als durch ihre geſchmackvolle Kleidung, daß ſie ihren Nachbarinnen in Erlangen und Nürnberg in nichts nachſtehen.

Der Mittwoch wiederholt die Scene vom Sonntag, ſo wie die folgende Woch die nämlichen der erſten, bis zum letzten Mittwoch, an dem mit der Ziehung der Ausſteuerungslotterie der Beſchluß gemacht wird. Zu dieſem Zwecke wird vor der ſogenannten Armenſchule, die auf drei Seiten von einem ziemlich großen Platze umgeben iſt, ein Balkon errichtet und die Geländer davon werden mit rothen Tüchern umhängt. Auf demſelben ſteht auf einem Tiſche das Glücksrad und ein bis auf das Hemd entkleideter 6- bis 7jähriger Knabe, der die gewinnenden Nummern zieht und mit ſeinen verbundenen Augen und nackten Armen ganz dem Gott der Liebe gleicht, deſſen Aſſiſtent er an dieſem Tage iſt. Jede gezogene Nummer wird, nachdem ſolche vom Balkon herabgerufen, auf eine ſchwarze Tafel geſchrieben und unter dem Schalle von Trompeten und Pauken vorgezeigt.

So ſehr ich Feind von Lotterieen bin, ſo zweckmäßig finde ich dieſe in ihrer Einrichtung. Der Handwerksburſche, das Dienſtmädchen, Eltern der ärmern Claſſe können hier wöchentlich einen Kreutzer (3 Pfennige ſächſ.) bezahlen und iſt Eines oder das Andere ſo glücklich, daß ſeine beſetzte Nummer gezogen wird, ſo erhält es einen Gewinnſt von 150 Gulden.

Die Summe erhält aber der Gewinnende erſt, wenn er heirathet und in der Zwiſchenzeit nur jährlich die Zinſen, die ſolche abwirft. Die Summe ſelbſt aber iſt hinlänglich geſichert; als Fürth noch Preußiſch war, wurde ſie in die daſige königlich preuß. Bank gelegt.

Auch wohlhabende Leute nehmen Theil an dieſer Lotterie und, zur Ehre der Fürther ſey es geſagt, recht häufig. Sie nehmen gewöhnlich eine Anzahl von Looſen, ſchenken ſolche ihren Dienſtboten, oder armen Kindern und werden ſo die Stifter manches häuslichen Glücks.

Rührend war für mich, erzählt ein Augenzeuge, die Scene, die ich bei dieſer Gelegenheit ſah. Ein artiges Mädchen ſuchte ſich immer vorzudrängen. Sie ſtand vor mir, als die lärmende Trompete eine neugezogene Nummer ankündigte und dieſe auf der Tafel emporgehoben wurde. Aengſtliche Freude drückte das Geſicht des Mädchens bei Erblickung der Nummer aus; ſie traute ihren Augen nicht. Jetzt verhallte der letzte Trompetenſtoß und der Name der Gewinnenden wurde vom Balkon herabgerufen. Das bin ich! rief das Mädchen nun mit einer Stimme, die ich noch jetzt höre; ihre Freude war gränzenlos. Sie konnte vielleicht mit dieſer kleinen Summe einen biedern Jüngling glücklich machen! — — — —

Die Kirchweihe iſt die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Beſtimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, ſoll ſeit dem vierten Jahrhundert

entſtanden ſeyn; doch finden ſich ſchon frühere Spuren dieſes Feſtes bei den Ebräern, Griechen und Römern. So feierten die Erſtern ſolche Kirchweihe als ein Feſt den 25. Tag des Monats Kislen, 8 Tage lang und zwar zum Gedächtniſſe deſſen, daß Tempel und Altar vom Juda Maccabäo durch Beſiegung der heidniſchen Feinde auf's Neue eingeweihet wurden *); eben ſo begingen ſie die Einweihung des Zorobabeliſchen Tempels den 3. Tag des Monats Adar; eben ſo die des Herodianiſchen.

Bei den Katholiken pflegen die Biſchöfe, bei den Proteſtanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. Bei der jährlichen Rückkehr dieſes feierlichen Tages wird zwar die Kirche nicht von Neuem wieder eingeweiht, allein der Geiſtliche erinnert an heiliger Stätte an dieſen ſchönen Tag und einige Tage hindurch währende Schmauſereien und Luſtbarkeiten ſuchen noch practiſcher das Andenken an ihn zu erhalten.

Die Entſtehung der Kirchweih feſte fällt in das neunte Jahrhundert und die Schmauſereien waren eine Folge der Anordnung des römiſchen Oberbiſchofs Gregor I., dem es gefiel, daß man an den Weihetagen der Kirchen und an den Geburtsfeſten der Märtyrer und Heiligen Zelte und Lauben um die Kirchen errichten und feſtliche Mahle mit religiöſen Gebräuchen anſtellen ſollte. Er ſagt: (Beda venerabilis hist. eccles. gent. anglic. L. I. c. 30) — ut die dedicationis — — tabernacula sibi

*) Joh. 10. 22.

circa easdem ecclesias, quas ex fanis commutatae sunt, de ramis arborum faciant et religiosis conviviis solemnitatem celebrent etc.

Luther war ſehr gegen die Kirchweihfeſte eingenommen, wegen der Unſittlichkeiten, die bei denſelben vorzufallen pflegten. In der Hauspoſtille am Tage der Kirchweihe ſagt er daher: „Derohalben chriſtliche Obrigkeit von Amtswegen die Kirchweihen, ſolch ſäuiſch Gefräß und unordentlich Leben billig abſchaffen und mit harter Strafe wehren ſoll, als ein ſolches Thun, da nichts Gutes jemals auskommen iſt." Aber eher entſagte man dem Faſten, als dieſen Schmauſereien, und ſo hat ſich dieſes Feſt erhalten bis auf dieſen Tag und herrſcht in einem großen Theile der chriſtlichen Welt.

Man pflegt dieß Feſt das Kirchweihfeſt, auch die Kirchmeſſe und im gemeinen Leben, in wiefern man beſonders die an dieſem Tage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zuſammengezogen, die Kirmſe zu nennen, weil es in der römiſchen Kirche üblich iſt, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Meſſe (Kirchmeſſe) zu halten.

Volksfeſt zu Queſtenberg,
am
dritten Pfingſtfeſttage.

Auf den Blumenfeldern,
In den dunkeln Wäldern
Sucht das Herz mit Beben
Seines Lebens Leben.

Henriette Vermehren.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen ſonſtiger Burgen, welche das Harzgebirge auf ſeinem Rükken trägt, gehören auch die von Queſtenberg. Man findet ſie an ſeiner mittägigen Seite in der Grafſchaft Stolberg, wo ſie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Queſtenberg liegen.

Die Geſchichte der Entſtehung dieſer Burg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem ſie auch ſchwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Ritter Roland Quaſt ſie erbaut habe, gehört wohl nur unter die Sagen.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert beſaß ſie die Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatte ſie in einem Kloſter, das nicht fern davon lag und mit ſieben Mönchen beſetzt war. Die Stelle, wo es ſtand, heißt noch jetzt die Klaus und die große Glocke auf dem Queſtenberger Kirchthurm iſt aus dem Schutte dieſes Kloſters herausgegraben worden. Damals hieß das Dorf noch nicht Queſtenberg, ſondern Finſterberg, Vynſterberg, wahrſcheinlich weil es zwiſchen finſtern, ſchattigen Bergen und Wäldern wie eingezwängt lag. Alte Urkunden bezeugen dieß deutlich. Im dreizehnten Jahrhundert verſchwand aber dieſer Name und von da an hieß es Queſtenberg. Als Veranlaſſung dazu erzählt man folgende, durch Tradition bis auf uns gekommene Begebenheit.

Einer der uralten Burgherren von Knut hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht ſeiner Ehe zu ſeyn ſchien, unbeſchreiblich liebte. Das Kind ſpielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen und pflückte ſich deren immer vor den Thoren der Burg im Geſträuche und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, das Kind oft tief in das Gebüſch hineinkriechen und lange ausbleiben zu ſehen, ſaß daher ruhig vor des Thores Pforte bis zu ſeiner Zurückkunft. Dieß lief lange Zeit gut ab; einſtens aber, das Kind war ungefähr vier Jahr alt, blieb es ungewöhnlich lange aus. Der Abend ſenkte ſich herab, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief es bei'm Namen, ſchrie und klagte, aber

nur die Felſenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte ſie in das Schloß zurück, erzählte das ſchreckliche Ereigniß und Alles in der Burg verſank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater ſandte ſogleich nach allen Gegenden ſeine Knappen aus und ließ alle Gemeinden ſeiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterchen aufzuſuchen.

Das Kind hatte ſich durch immer ſchönere Blumen immer tiefer in den Wald locken laſſen, war in ein finſteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es ſich vor der Thüre hingeſetzt und drehte eben mit ſeinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz, an dem zwei Quaſten von Blümchen herabhingen, als es der Köhler mit einbrechender Nacht bei ſeiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte ſo freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den ſchwarzen Mann ſchon längſt, bot ihm ſeinen Blumenkranz an und verlangte zu eſſen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er ſeinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte ſeinen rußigen Mund auf die Wangen der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus und pflegte ſein. Mehrere Tage vergingen ſo. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen; denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händchen voll, kehrte zurück, ſaß dann vor dem Eingang und flocht ſie in einander zu kleinen Kränzen.

So fanden es endlich nach mehreren Tagen einige Queſtenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und ſingend nahmen ſie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den ſie eben wand, an eine Stange, trugen ſie vor ſich her und der Köhler mußte mitgehen.

In tiefen Schmerz verſunken, geſtützt auf ſeine Rechte, ſaß indeſſen der bekümmerte Vater auf dem Söller ſeiner Burg, blickte oft hinab auf den Weg im Thale, eine Thräne rollte über ſeine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen ſah. „Ach! ſie iſt todt, wilde Thiere haben ſie zerriſſen!“ ſo rief er eben im höchſten Schmerze aus und verbarg ſein Geſicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt ſie! Da kommt ſie!“ ſchrie er laut auf; „denn wer würde es ſonſt wagen, ſich meiner Burg mit ſolcher Freude zu nähern, wo Alles in tiefer Trauer liegt; ſie muß es ſeyn!“

Was noch in der Burg war, eilte auf dieſe Worte hinaus vor die Thore, wo man den Weg entlang ſehen konnte. Da zogen ſie frohlockend den Berg heran mit dem theuren Kind und der Vater taumelte, berauſcht von Freude, die Wendeltreppe der Burg herab über den Hof und hinaus ihnen entgegen, die ſein Liebſtes ihm wiederbrachten. An ſeinem Halſe hing die kleine Jutta, umſchlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indeſſen des Vaters bärtiger Mund das Kind liebkoſ'te, es mit ſeinen Thränen benetzte und ihm mit ſeinen Küſſen kaum ſo viel Zeit ließ, einen

Blumenkranz hinzuhalten und zu ſagen: „Da, Väterchen, hab' ich die was mittebacht!"

Nun war Alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghof aufgepflanzt und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um ſie herum, bis tief in die Nacht hinein. Zum dankbaren Andenken ſchenkte der glückliche Vater den Queſtenbergern einen Strich Waldes und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden worden war. Das Holz iſt nachher ausgerottet und in eine Wieſe verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräuleinwieſe heißt und zu den Grundſtücken des Predigers in Roda gehört.

Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquaſten, welche den Kranz des Kindes zierten, ſeiner Burg und dem Dorfe den Namen Queſtenberg und die Queſtenberger feierten nun jährlich dieſen Tag durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchſten Berge der Gegend, den ſie mit einem Kranze, wie der des Kindes war, ſchmückten. Dieſes Freudenfeſt wird noch jetzt jährlich am dritten Pfingſtfeſttage, jedoch mit einigen durch die Umſtände nothwendig gewordenen Abänderungen, gefeiert. Es iſt ein Volksfeſt gewiß einzig in ſeiner Art.

Den jungen Burſchen und Männern des Dorfes iſt es nämlich erlaubt, ſich die größte Eiche im Walde, welche ſie nur auffinden können, auszuſuchen. Dieſe hauen ſie am Tage vor dem Pfingſtfeſt ab und nehmen ihr eine halbe Elle vom Stamm alle

Aeſte. Das Abgehauene gehört ihnen. So bleibt der Baum bis zum dritten Feſttage liegen, wo ſie ihn vor Aufgang der Sonne, von einem jauchzenden Haufen Zuſchauer begleitet und mit Muſik, den hohen ſogenannten Queſtenberg dicht über dem Orte hinanbringen. Sie müſſen aber, dem Herkommen gemäß, den Baum bloß mit den Händen und ohne helfende Werkzeuge, noch durch Pferde, hinanwälzen oder ziehen. Oben auf der Höhe wird er nun aufgerichtet und an ſeiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades befeſtigt, an deſſen beiden Seiten große Quaſten von eben ſolchen Zweigen hängen.

So war es ſonſt ein Jahr um das andere. Jetzt aber dürfen ſie ſich immer nur nach acht Jahren einen neuen Baum ausſuchen und erhalten dafür in den übrigen ſieben Jahren jedes Mal acht Thaler als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Behandlung und Aufrichtung des Baumes in der eben erwähnten Art ſtatt.

Ein Augenzeuge, der das Feſt mit anſah, als der Baum erſt vier Jahre geſtanden hatte, beſchreibt deſſen Begehung alſo: Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren verſehen, mit Federbüſchen geſchmückt und von Muſik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen ſie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz und zogen ihn mit vieler Mühe und Anſtrengung den Baum hinan, wo er wieder für ein

Jahr befeſtigt wurde. Dieß alles geſchah unter dem Zulauf einer Menge Menſchen und unter ſtetem Jubeln, Schießen und Muſiciren. Als nun gegen zwölf Uhr Mittags der Kranz feſtſaß, ſchoß man drei Mal durch ſeinen Zirkel hindurch und verließ alsdann die ſteile Höhe, auf der die Zahl der Zuſchauer aus der umliegenden Gegend mit jeder Stunde zugenommen hatte. Unten ordnete ſich die bewaffnete Mannſchaft, zog mit Muſik vor die Wohnung des Predigers, gab hier eine Salve und führte dieſen dann feierlich in die Kirche, wo Gottesdienſt gehalten und über den gewöhnlichen Text des dritten Pfingſtfeſttages gepredigt wurde. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt und doch faßte ſie kaum den dritten Theil der anweſenden Menge. Was nicht hineinging, trieb ſich indeſſen umher und that einzelne Freudenſchüſſe, ſelbſt dicht bei der Kirche. Nach geendigtem Gottesdienſte bildeten ſich an verſchiedenen Orten Tanzpartieen und auf dieſe Art beſchloß man das Feſt und den Tag.

Es könnte ſcheinen, als ob die Wortforſchung die Volksſage hervorgebracht habe, wie das nicht ſelten der Fall iſt; indeſſen ſehe ich gar nichts Unwahrſcheinliches und Unmögliches in der Tradition. Ein Vater verliert ſein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück, natürlich bezeigt er ſich dafür dankbar und da ihm die Begebenheit wichtig iſt, ſo ordnet er ein jährliches Feſt der Erinnerung an. Das Feſt war ganz im Geiſte der Volksfeſte eingerichtet; natürlich, daß es ſich da erhielt und auf Ur-Ur-Urenkel forterbte. Der Hergang der Begebenheit iſt ſo ganz

plan und natürlich, mit keiner Zauberei und Unbegreiflichkeit ausſtaffirt, warum ſollte ſie nicht wahr ſeyn? Documente kann man freilich darüber nicht anführen; denn ſolche Ereigniſſe wurden damals ſelten aufgezeichnet.

Noch eine andere mit dieſem Feſte in Verbindung ſtehenſollende Reliquie aus jener dunkeln Vorzeit ſieht man hier an jedem Pfingſtfeſte erneuert auftreten. Es muß nämlich einer der Bewohner des Dorfes Roda, das, wie erwähnt, den Holzdiſtrict, worin das verlorne Kind wiedergefunden wurde, geſchenkt erhielt, jährlich am zweiten Feſttage vor Sonnenaufgang dem Prediger in Queſtenberg ein Brod und vier Stück Käſe bringen. Der Prediger muß über den richtigen Empfang dieſes Geſchenks dem Ueberbringer einen Schein ausſtellen und dieſer muß noch vor Sonnenaufgang Queſtenberg wieder verlaſſen. Geſchieht dieſes nicht Alles genau, ſo wie es vorgeſchrieben iſt, kommen dieſe Käſe zu ſpät, oder iſt der Ueberbringer nicht zur rechten Zeit wieder fort, ſo hat die Queſtenberger Gemeinde das Recht, das beſte Rind aus der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen. Auf dieſes Recht halten die Queſtenberger mit vieler Strenge und ſind mit dem Grauen des Morgens ſchon vor der Thür des Predigers, um aufzulauern, ob ſich auch der Roda'ſche Geſandte zu rechter Zeit mit ſeinem Tribut einfindet.

In daſiger Gegend hält man dafür, daß dieſes alte Herkommen auch zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes gegründet

ſey; doch ſcheint dieß unrichtig. Wie würde denn der freudetrunkne Vater derjenigen Gemeinde, in deren Gemarkung ſein Kind gefunden wurde und welcher er aus Dankbarkeit jenen Holzfleck ſchenkte, wie würde er dieſer, zur Erinnerung an dieſen Tag, die Bürde eines jährlichen, wenn gleich unbedeutenden, Tributs aufgelegt haben! Weit eher läßt es ſich denken, daß es ſchon eine ältere Abgabe an das oben erwähnte Kloſter Klaus war, die, nachdem dieſes einging, der Pfarrei in Queſtenberg zugelegt wurde und die zufällig auch an dem Pfingſtfeſte entrichtet wird.

Der Stralower Fiſchzug.

„Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?“

Schiller.

Kein Tag iſt den Berlinern merkwürdiger, kein Tag wird heißer erſehnt, als der 24ſte Auguſt. Schon früh Morgens ſind die Straßen belebt, Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering — Jeder hat noch Etwas für den Nachmittag zu beſorgen. Verkäufer und Verkäuferinnen eilen dem Stralower Thore zu, um ihre Waaren bei Zeiten aufzuſtellen; Elegants laufen in die Pfandleihen, verſetzen Uhren und Ringe, um heute das luſtige Volksfeſt mitmachen zu können; Fuhrleute ſtellen ihre Rippenbrecher in den Straßen auf; Schiffer ſchmücken ihre Kähne und Gondeln; Hausfrauen eilen in die Läden, um die trocknen und naſſen Bedürfniſſe des Magens zu beſorgen, — ja ſelbſt die Droſchken bewegen ſich heute ſchneller, als je.

So vergeht der Vormittag. Liebedurſtende Herzen und vergnügungsſüchtige Sinne haben die Minuten gezählt, freudig ergreifen ſie jetzt den beſten Rock und die ſchönſte Pfeife, die bunteſte Weſte und die größte Kümmelflaſche, denn — der Mittag iſt herangenaht und der große Moment iſt da, wo der Verdienſt einer ganzen Woche in den Tabagieen Stralow's und Treptow's verſchwinden ſoll.

Eben hat es zwei geſchlagen,
Brr! da hält auch ſchon ein Wagen
Vor des Töpfermeiſters Thür.
Und das Kinderheer nach Sitte
Nimmt die Hinterſitze ein;
In die ſtuckerfreie Mitte
Setzt das Eh'paar ſich hinein.
Endlich auf dem vordern Sitz
Kommt das Mädchen und — der Spitz.
Für der vollen Körbe Heer
Blieb die Unterwelt noch leer.

Fort mit Nadel, Zwirn und Elle!
Ruft der Schneiderkunſt-Geſelle,
Fröhlich und im raſchen Lauf
Sucht er die Geliebte auf;
Reißt ſie fort von Heerd und Tiegel,
Und als hätt' er Amors Flügel
Steht er bald im engen Bunde
In der Brüder frohen Runde.

Weg die Flinte ſetzt der Jäger
Und den Hammer nun der Schmidt,
Und es nehmen Schornſteinfeger
Heut' den Beſen auch nicht mit.
Der Friſeur verläßt den Puder,
Jeder Zimmermann das Beil,

Wen'ge Schiffer doch das Ruder,
Und der Springer ſpringt vom Seil.
Jeder Krämer läßt die Elle,
Jeder Dichter ſeinen Reim,
Jeder Maurer ſeine Kelle,
Jeder Tiſchler ſeinen Leim,
Jeder Tapezier den Seſſel
Jeder Brauer Faß und Bier,
Jeder Kupferſchmied den Keſſel,
Seif' und Becken der Barbier.
Jeder Weber ſeine Wolle,
Jeder Lehrer läßt den Stock,
Jede Köchin die Caſtrolle,
Jeder Kutſcher ſpringt vom Bock.
Aus der Mühle geht der Müller,
Jeder Schütze läßt das Schrot,
Es verhallt des Sängers Triller
Und kein Bäcker bäckt noch Brod.
Jeder Officiant legt heute
Seine Acten ſtill bei Seite;
Feder, Bücher die Studenten,
Der Soldat verläßt's Gewehr,
Alle Doctor's die Patienten,
Jeder Schleifer heut' die Scheer'.
Jeder Koch läßt heut' den Braten,
Alle Wechsler die Dukaten,
Den Prozeß die Advocaten.

Kurz, was Beine zum Gehen hat, oder „Groſchen zum Fahren,“ zieht hinaus durch die Mühlenſtraße zum Thor. Immer dichter und dichter drängen ſich die Maſſen zuſammen. Schaarenweiſe, Arm in Arm, gehen die Subaltern-Mitglieder der edlen Pechkunſt und pfeifen und ſingen; ſchon vernimmt man von Zeit zu Zeit einige, aus den tiefſten Tie-

fen der Seele gepreßte, Interjectionen, als: „grober Flegel!“ „Lümmel!“ ja es befreit ſich ſogar ein „Ochſe“ aus dem zarten Mund einer aufgedonnerten Köchin, deren Arm von einem vorüberfliegenden Barbier unſanft touchirt wurde. Aber das Perpetuum mobile läßt dieſe Schmeichelei unbeachtet, ohne ſich umzuſehen, drängt er ſich durch die Zahl der Gäſte, die da wallend ſtrömen zu dem Volksfeſte; denn ſeine Dörthe, ſeine inniggeliebte Dörthe hatte die Zeit nicht erwarten können, bis er den letzten Strich mit dem Raſirmeſſer vollendet hatte; wild rollen ſeine Augen im Kopfe, ſie, die Angebetete begehrend, aber ſo viel er auch ſpähet und blicket und die Stimme, die rufende ſchicket — keine Dörthe, ſo weit das Auge reicht! Da wird er eine andere, ohne einen zärtlichen Begleiter dahin Eilende gewahr. Die allumfaſſende Liebe eines Bartvertilgers in der Bruſt, vergißt er Dörthen und ergreift ſchnell dieſe andere Jungfrau, wes Namens ſie auch ſey und mit einem tief empfundenen Händedrucke ſind zwei Seelen vereint, die ſich im Laufe des 24. Auguſt's nie wieder trennen werden.

Unter Toben und Schreien, unter Lärmen und Singen, Jubeln und Springen erreicht man endlich das Stralower Thor und ſchnell verändert ſich die Scene.

Für das Auge iſt Genuß
Hier fürwahr im Ueberfluß,
Denn ſo weit es auch nur ſchaut,
Find't man Buden aufgebaut,
Voll von Häring und Salaten,

Schweinezungen, Hammelbraten,
Pfefferkuchen, Kälbernieren,
Hieſigen und fremden Bieren,
Butter, Käſe, Pfeffer, Salz,
Saure Gurken, Gänſeſchmalz,
Schinken, rohen und gekochten,
Branntewein in allen Sorten,
Rüben, gelbe, ſo wie rothe,
Alle Sorten Würſte, Brode;
Ganz beſonders für den Gaumen
Sind in Menge: Hundepflaumen
Und verkaufend her um Birnen
Sitzen Männer, Frauen, Dirnen.

Jetzt heißt's: „Holla, Bruder, hier werden die Flaſchen wieder gefüllt.“ Schon oft hatte der Durſtige auf der Straße die Flaſche aus dem finſtern Chaos der Taſche hervorgezogen und mancher edle Zug war über die ewig trockne Chauſſee des Gaumens hinübergeglitten; jetzt aber war der geiſtvolle Quell verſiegt und nur ein Paar kleine Tropfen zeigten von dem früheren Daſeyn. Aber der Gott der Spirituoſa, der die Eckenſteher in den heißen Julitagen nicht verſchmachten läßt, er hatte auch hier einige beſcheidene Tonnen aufpflanzen laſſen, die den Verzweifelnden mit neuer Hoffnung erfüllten. Schon ſieht man Manchen, der das Sprichwort: „Der gerade Weg iſt der beſte“, zu haſſen beginnt, ſchon ſchwankt Mancher zwiſchen Seyn und Nichtſeyn (betrunken), aber noch wälzt ſich Keiner im Graſe — dieß Vergnügen iſt für ſpätere Zeiten aufbewahrt!

Doch werfen wir einen Blick auf die Chauſſee — und dann einen auf die Spree:

Durch der Straße lange Zeile
Fahren hier in größter Eile
Kremſer, wie Charlottenburger.
Sehen kann man auch nicht weiter:
Gute, ſo wie ſchlechte Reiter,
Wagen, eigen und bedungen,
Töpfer, Maurer, Cigarr'njungen.
Ganze Haufen Muſikanten,
Hautboiſten wie Sergeanten,
Stellenweiſe Officianten,
Seifenſieder, Sänger, Küſter,
Fleiſcher, Sattler und Magiſter,
Bürſtenbinder, Balkentreter,
Der Soldaten luſt'ger Schwarm,
Tambour, Pfeifer und Trompeter,
Die Geliebte in dem Arm,
Wandern jetzt in Stralow ein,
Sich des Feſtes zu erfreu'n.

Auf der Spree azurblauen Wogen ziehen die leichten Kähne und die buntbeflaggten Gondeln dahin. In jedem Schiffe ſitzt ein Virtuoſe auf dem Leyerkaſten und ein Barde, deſſen tiefgefühlte Töne die Herzen der Schloſſer, Drechsler und Handſchuhmacher ergreifen und unwillkürlich zum disharmoniſchen Mitgeſange fortreißen.

Aber die Disharmonie hat ſich nicht bloß über die Wellen verbreitet, auch zwiſchen den friedlichen Staubwolken des Landes iſt ſie eingekehrt; denn die Zeit der Prügel iſt gekommen! Wo wäre für den Sohn der Pfrieme ein Vergnügen zu finden, wenn er ſich nicht prügeln könnte; wie könnte die Freude in das Herz eines Grobſchmieds einkehren, wenn er die Fäuſte nicht in die Wangen ſeiner Colle-

gen abdrücken könnte und wie könnte ein Korbmacher glücklich ſeyn, dem Natur und Kunſt eine Beule vor dem Kopfe verſagt hätte?

Seht, wie ſich dort zwei Hausknechte mit zärtlicher Wuth umſchlungen halten; ſie geben ſich alle erdenkliche Mühe, ſich gegenſeitig ein Paar Realinjurien beizubringen.

In den Haaren liegen ſich beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!

Da tritt endlich die gute Polizei dazwiſchen; der rothe Kragen und der klappernde Säbel ſprechen deutlich die Worte: „Friede ſey unter Euch!" Und beide Kämpfer verſtehen ſich, ſehen ſich noch einmal fragend an, greifen ſich noch einmal unter den Arm und trinken zuſammen einen Anies.

Doch wir rücken in Stralow ein. Rechts und links ſind die Gaſthäuſer mit Menſchen beſäet.

Mitten hier in dem Gewühle
Stehen Bänke, Tiſch' und Stühle,
Kannen, Taſſen ſieht man blinken,
Matte von des Tages Schwüle
Kommen hierher, um zu trinken,
Daß des Kaffeegeiſt's Gebräue
Ihnen Munterkeit verleihe.

Welche Feder malt dieſen Wirrwar; die meinige iſt zu ſchwach. Hier ſitzt ein begeiſterter Kammermuſikus neben ſeiner Angebeteten und ſucht vergebens einen für ihn geſtimmten Ton in der Taſtatur ihres Herzens; hier rennt ein Weinhändler mit einem Waſſerträger zuſammen; dort kokettirt ein bevatermörderter Ladenſchwengel mit einer Stickermamſell und ſcheint

nur in der Liebe nicht Maas zu halten; hier klimpern einige Hofmuſikanten die Cavatine: „Komm, o holde Dame!“ und dort zankt ſich eine Hökerin mit ihrem Gemahl, der ſich zwiſchen den Birnen wälzt. Hier geht ein junger Journaliſt einem Mädchen nach und ſpricht von Preßfreiheit; dort eilt ein Cenſor, der gleichfalls Etwas auf dem Strich hat; hier geht ein Menageriebeſitzer und ſcheint etwas verloren zu haben; dort ſpaziert ein modiſcher Affe und ſieht ſich in ſeinem Spiegel, den er aus der Taſche zieht; hier ſitzt ein dicker Recenſent und trinkt ein Glas Punſch; dort kommt ein Scharfrichter und reicht ihm die Hand. Hier watſchelt, mit hochmüthiger Geberde, ein vorſichtiger Arzt; dort fängt ein rußiger Bauer einen Sperling; dort zankt ſich ein grober Director mit einer Unbekannten; hier ſteht ein Krieger und lobt ſein gutes Eſſen; dort weicht ein junger Schriftſteller einem Ochſen aus; hier läßt ſich eine Sängerin unter einer Linde den Hof machen und dort angelt ein kleiner Ueberſetzer. Hier ſpielen ein Paar luſtige Schneider Verſteckens; dort tanzen ein Paar rothwangige Köchinnen im Graſe herum. Hier hört man die liebliche Stimme einiger ſoliden Damen; dort das Gequake der Fröſche; hier die ohrenzerreißende Muſik der Straßenvirtuoſen; dort das Schmerzgeſchrei eines auf den Fuß Getretenen; hier das Geſchnatter mehrerer klatſchſüchtiger, alter Jungfern und dort das Gewieher der Pferde.

„Hanne! Rieke!“ hört man ſchreien.
„Cigarro!“ erſchallet's drein;
„Saure Gurken, meine Herren!“

Höret man von nah' und fern.
Schiffer ſchrei'n in größter Eile:
Alleweile! Alleweile!"

Aber dort in jener Bude, in der Fortuna gar wunderlich mit den Menſchen ſpielt, bemerken wir wieder unſern Barbier mit ſeiner neuen Liebe. Hier, wo die Würfel des Schickſals geworfen werden, hier, wo man oft für zehn Augen nur ein Neunauge gewinnt, hier, wo ſo eben eine zahnloſe Frau eine Zahnbürſte, ein junges Mädchen von fünf Jahren eine Schachtel Schneeberger Augentabak, ein alter Podagriſt eine kleine Reitpeitſche, eine Nonne den allergrößten Reiter von Pfefferkuchen, ein Liberaler eine Schachtel Soldaten, ein Ariſtokrat eine Schuhbürſte und ein Conſtitutioneller ein Spiel Karten gewonnen hat — hier will auch er mit ſeiner Begleiterin den Becher ergreifen und der hohen Glücksgöttin überlaſſen, ob ſie ihn vielleicht den höchſten Preis, jene mit ſilbernen Troddeln umwundene Pfeife, oder nur eine unbedeutendere Pièce gewinnen laſſen wird. Aber der Menſch denkt, Gott lenkt. Hier, wo er gemüthlich den Becher ergreift, hier in den noch nicht umgeſtürzten Würfeln lag das ganze Schickſal ſeines Lebens, Freude und Kummer, Schmerz und Luſt. Wie das duftende, in lieblichem Farbenſchmelz getauchte Veilchen, anſpruchslos im grünen Mooſe verſteckt, mit koſenden Zephyren ſpielt und nicht ahnt, daß es im nächſten Augenblicke der reizenden Schweſter, einem anmuthigen Mädchen, am Buſen prangen wird, ſo ahnte auch unſer Barbier nicht, daß der nächſte Augenblick der entſcheidendſte ſeines Lebens

ſeyn würde. Er ſetzt ſeine ſechs Dreier — er wirft — und elf Augen ſind es, die er geworfen. „Elfe!“ ruft die budenbeſitzende Prieſterin Fortuna’s, „elfe jewinnt eine jroße Bretzel!“

„Ludwig!“ ruft eine weibliche Stimme hinter unſer’m Helden. Erſchrocken dreht er ſich um und — Dörthe, ſeine zum Fiſchzuge vorangeeilte Dörthe iſt es, die mit zuſammengeballter Fauſt auf ihn zueilt. „Ludwig! Was? Du biſt mit eener Andern hier? Du biſt mit Jeheim-Sekertärſch Rieke hier? O Du ſchlechter Menſch, Deine Dörthe verſchmäh’ſt Du und treibſt Dir mit ſolchem Rieken-Racker rum?“ „Wat?“ fängt hier mit gerechtem Zorne die von Geheim-Secretärs für Alles Gemiethete an: „Wat, ich bin een Racker? So ’n Karnickel will mir Meinen abſpenſtig machen? Warte!“ Mit dieſen Worten fährt ſie der ihr muthig entgegenkommenden Collegin in die Haare und mit einem Griffe liegt der babyloniſche Thurm der wiener Seidenlocken zertrümmert auf der Erde. Dieſe aber wehrt ſich, ein zweiter Marius auf den Ruinen Carthago’s, und ſtreicht ihr ſo zärtlich über die purpurrothen Wangen, daß man beinahe der Meinung wurde, ſie hätte die Finger darauf liegen laſſen. So kämpfen beide, Liebe und Verzweiflung in der Bruſt, ſchon hängen die Haare wirr vom Kopfe herab, ſchon ſinken ermattet die Glieder, da fährt plötzlich ein großer Gedanke durch den Kopf des Bartvertilgers. Er, der bis dahin ruhig den Kriegerinnen zugeſchaut hatte, er tritt jetzt mit hochgehobener Brezzel zwiſchen ſie und mit Würde und Ernſt ſpricht er

folgende Worte: „Dörthe und Rieke, Ihr ſtreitet Euch um meinen Beſitz; dieſe Bretzel hat mir das Schickſal zugeſendet, um Euren Zwiſt zu enden; Ihr ſeht mich ſtaunend an, Ihr fragt, wie des möglich is? So hört: Diejenigte von Euch, die das größte Stück von dieſer Bretzel reißt, ſoll die meinigte werden. Hier faß Du an, Dörthe, und hier Sie, Mamſell Rieke, und jetzt: eins, zwei und — — — drei!“

Es war geſchehen!

Mamſell Rieke hatte den größten Theil gezogen und Dörthe ſtand da, betrübt und niedergeſchlagen, das kleine Stückchen Bretzel in der Hand, das eine Thräne aus ihrem ſchwarzen Auge benetzte. „O Ludwig!“ lispelte ſie, „hab ich des um Dir verdient?“ und noch eine Thräne entrollte ihrem Auge. Da tritt heiter und anſpruchslos ein Bäckergeſelle aus den Reihen, drückt die Tochter des Feuerheerdes ſtürmiſch an ſein Herz und ſpricht: „Mamſell! Auch in meinem Buſen wohnt eine warme und friſche Liebe — nehmen ſie mir!“ Dörthe ſieht ihn flehend ſtehen, ihr feuriger Sinn durchfliegt noch ein Mal die Begebniſſe des heutigen Tages, noch ein Mal beſieht ſie die dividirte Bretzel, drückt ſie an ihr Herz, ſteckt ſie — in den Mund und ißt ſie auf. Dann nimmt ſie den Arm des Brodgebenden und verliert ſich mit ihm unter die Menge. Auch wir wollen uns jetzt durch die dichten Maſſen arbeiten, um ein ſeltenes Schauſpiel, nämlich Freude auf dem Kirchhofe zu ſehen.

Es iſt zwar nichts Seltenes, daß in dem Herzen einer Frau Freude wohnt, wenn ſie ihren Mann

zur Ruhe beſtattet, aus dem einfachen Grunde, weil er, von den Qualen dieſes Lebens befreit, nun in jene beſſere Welt einzieht; aber dieſes iſt nur eine geheime Freude, keine Freude wie die heutige, die ſich in Tanzen und Springen, Jubeln und Singen offenbart.

An den Bäumen und im Graſe
Iſt gelagert Jung und Alt,
Fröhlich bei dem jungen Glaſe;
Ringsherum der Jubel ſchallt.
Was in Körben hergetragen
Giebt in Stralow einen Schmauß;
Daß geſtärkt der leere Magen,
Packt es jetzt die Hausfrau aus,
Denn die Vesper hat geſchlagen!

Unſtreitig iſt auch hier auf dem Kirchhofe für jeden Natur-, Volks- und Kinderfreund die ſchönſte Ausſicht. Hier ſtehen wir am grünen Ufer der Spree, auf der ſich reichbeſetzte Schiffe kreuzen; hinüber ſehen wir nach dem jenſeitigen Ufer, nach Treptow, das heute die zweite Auflage von Stralow iſt, tauſend und abermals tauſend Menſchen hinter uns, tauſend und abermals tauſend vor uns: die ganze Bevölkerung Berlin's ſcheint herausgezogen zu ſeyn, um, jeden läſtigen Zwang und jede Etikette vergeſſend, ſich einzig dem Vergnügen und der allgemeinen Luſt hinzugeben. — Aber was wälzt ſich hier mit Jubelgeſchrei Alles nach dem grünen Platze nah der Kirche? In ſtattliche Tracht gekleidet, ſpringt ein Affe auf einem Kameele herum und unten tanzt, mit ſchwerfälligem Fuß, ein ſchwarzer Bär. Nicht weit davon ſteht ein Guckkaſtenmann und ruft mit heiſerer Stimme ſich Zu-

ſchauer heran, während ſeine Frau den Hineinſchauenden die herrlichen Bilder erklärt und ihre vielſeitigen Kenntniſſe bekundet. „Hier werden Se ſchauen", fängt ſie an, „den jroßen Jroßſultan, umjeben von allen ſeinen Dardanellen — der da rechts mit die rothe Hoſe iſt ſein Leibdardanelle — hinten ſcheint die Sonne!" Letzteres iſt der Refrain bei jeder Erklärung eines Bildes, höchſtens variirt ſie mit einem: „Hinten bricht der Mond durch die Wolken!"

So naht der Abend heran. In dem blauen Oceane des Aethers badet ſich die keuſche Sonne und als der Mond, ſtill hervorſchleichend, ſie belauſcht, färben ſich in jungfräulicher Schaam purpurroth ihre Wangen und leiſe entzieht ſie ſich ſeinen Blicken. Der Schwüle des Tages folgt eine milde und heitere Abendluft und belebt von Neuem die Gemüther.

Jetzt bemerkt man Schüſſel bringen,
Teller klirren, Gläſer klingen,
Mägde auf= und niedergehen,
Alle Sorten Fiſch' und Braten,
Gurken=, wie Sellerieſalaten,
Manches Gläschen Branntewein
Auf den Tiſchen hier im Frei'n.
Jetzt wird Spiel und Tanz vergeſſen,
Alles ſtrömt herbei zu eſſen,
Daß die friſche Abendſpeiſe,
Kräfte leihe zu der Reiſe,
Denn ſo eben giebt die Thurmuhr Kunde,
Daß zur Heimkehr nun die Stunde.

Mit geſchäftiger Induſtrie rufen die hundert und abermal hundert Fiaker die nach Hauſe Wollenden an und mit ſtarker Fracht verſehen eilt Wagen an Wa=

gen durch die dichten Reihen der Fußgänger nach der Reſidenz zurück. Vom fröhlichen Geſang ertönt die Luft; jauchzend, Arm in Arm, ziehen die Mitglieder verſchiedener Zünfte dahin; ſchwankend geht der Familienvater mit dem jüngſten Kind auf dem Arme, während die Hausfrau die leeren Körbe heimträgt; ſelig im Rauſche des Branntweins und der Liebe führt der Jüngling ſein Mädchen; hinter Buſch und Hecken werden Küſſe geſtohlen und die Beſtohlnen fordern gerechter Weiſe Satisfaction. Doch wir treten wieder in die verwaiſ't geweſene Stadt. Tobendes Lärmen und fröhliche Muſik ſchallen aus allen Tabagieen, denn Jeder, dem noch Plutus einige Münzen in der Börſe gelaſſen hat, legt ſie freudig auf dem Altare des Schenktiſches nieder. Im raſchen Walzer drehen ſich die glücklichen Paare; brennende Pfeifen hüllen ſie, wie die Götter, in lichte Wolken; Billardkugeln rollen auf der grünen Flur dahin; ſchäumendes Weißbier gleitet in die glatten Kehlen und um einige liebliche Erinnerungen zurückzulaſſen, erhebt die Göttin der Prügel noch einmal ihr rieſiges Haupt. So endet unter frohen Genüſſen aller Art das Berliner Volksfeſt, der weit und breit berühmte Stralower Fiſchzug; ſo hat heut' der Einwohner Berlin's ſeine Sorgen in Luſt verwandelt und wenn die Letzten heimkehren, bricht die Aurora des neuen Tages durch die grauen Morgenwolken.

So fröhlich und bunt iſt das Leben und Treiben an dieſem heitern Volksfeſte Berlin's. Das eigentliche Feſt, um welches ſich das Publicum weiter nicht

kümmert, beſteht in einem feierlichen Fiſchzug, um 5 Uhr des Morgens, unter Pauken- und Trompetenſchalle. Das Netz wird dreimal, für den Magiſtrat, für den Prediger und den Aelteſten des Dorfes, ausgeworfen. Seit geraumer Zeit wird der Zug des Netzes in Geld vergütet; der Prediger erhält dafür 8 Thaler.

Dieſes Feſt hat, wie ſo manches andere, ſeinen Urſprung dem Lehensweſen zu verdanken und die Geſchichte erzählt uns denſelben auf folgende Weiſe:

Es war in der Nacht vom 11. auf den 12. April im Jahr 1159, als ein eiſiges Schlackenwetter die aufgeregten Waſſerflächen der Spree wild peitſchte. Der rauhe Sturm beugte die Wipfel der jungen Erlen weit über den Fluß hin und ſauſ'te in den unbelaubten Bäumen des mächtigen Urwaldes. Dunkel war es ringsumher. — Kein anderer Laut tönte durch die Oede der Sturmnacht, als das heiſere Gekrächze eines Schuhu's, der mit dem daunenweichen Sammtgefieder ſeiner mächtigen Flügel geräuſchlos durch die bewegte Luft zog und nach Beute ſchrie. Gleichgültig ſtarrte ein Ritter in ledernem Jagdwammſe, mit hohen braunen Stiefeln, den gewichtigen Jagdſpeer an einen Baum gelehnt, in die Nacht hinaus; zu ſeinen Füßen lag ein erlegter Bär, das Fangmeſſer noch in ſeinem Genick und nur ein Blutſtrom rieſelte aus der Todeswunde den zottigen Pelz entlang und ſammelte ſich in einer durch Baumwurzeln erzeugten Vertiefung. Der Ritter hatte ſich von ſeiner Begleitung getrennt, um allein das böſe Thier zu er-

legen; aber als die Jagdluſt geſtillt war, als das zuk=kende Thier vor dem Sieger auf dem Boden lag und er den ſchweren Jagdſpieß, der tief zwiſchen die Rip=pen des Unthiers eingedrungen, mit Anſtrengung her=ausgedreht hatte, da lehrte ihm ein Blick um ſich her, daß er ſich tief in den Wald hinein verirrt und nur die Ufer der Spree vor ſich hatte. Vergebens ſtieß er in das Hifthorn, aus dem Geweih eines Elennthiers geformt und kunſtreich mit Silber beſchlagen; der heu=lende Wind verſchlang ſeinen Ruf.

Schon war der Ritter entſchloſſen, die Nacht im düſtern Spreewalde zuzubringen und das erlegte Thier zu ſeinem Pfühle zu machen, da tauchte an der Seite über der Waſſerfläche ein trübes Licht auf und ſchnell hatte der Jäger ſich dorthin gewendet. Nach einer halben Stunde mühſamen Suchens, am Ufer des Fluſ=ſes entlang, näherte er ſich dem flackernden Licht; aber er mußte noch manchen Umweg machen, denn weit in den Wald hin erſtreckte ſich das moraſtige Erlengeſtrüpp, nur von Binſen und Schilf umgeben. Endlich ſtand er an einer Umzäunung von ſpitzigen Holzpfählen. Er klopfte und ſtieß in ſein Horn, worauf die Thür eines, in der Umzäunung auf hohen Pfählen mitten im Sumpf liegenden, aus Baumſtämmen zuſammen=gefügten und mit Moos bekleideten Blockhauſes ſich öffnete und ein Mann heraustrat, der in der einen Hand einen flammenden Kiehnſpan, in der andern einen großen, mit Eiſenſpitzen beſchlagenen Knüttel hielt.

„Wer begehrt Einlaß bei Rodolph de Yſtralowe, dem Sohne des Pfeils?“ fragte der Oeffnende in wendiſcher Sprache.

Der Ritter, der während ſeines kurzen Aufenthalts in dieſen Gegenden ſchon ſo viel Wendiſch gelernt, daß er dieſe Frage verſtehen konnte, antwortete:

„Ein Ritter der Nordmark, der ſich auf der Jagd verirrt und Obdach für die Nacht oder einen Führer begehrt, um ihn zu geleiten.“

„Tretet ein! Noch nie hat ſich die Thür meines Herrn, der ſich den Sohn eines Pfeils nennt, einem Bedrängten verſchloſſen. He! Pozdup! öffne das Thor der Umzäunung.“

Das Thor öffnete ſich und ehrerbietig küßte ein kleiner, ſchmutziger wendiſcher Knecht das Schwert des Eintretenden, indem er ſich die langen, wirren Haare aus dem Geſichte ſtrich. Er zeigte dabei auf den ſchmalen Steg, der ſich ſteil bis zu der Schwelle des auf den Pfählen ruhenden Hauſes emporwand und ging ſcheu dem grimmigen Hund aus dem Wege, welcher ſeinem Herrn auf der Ferſe folgte. Unter den Pfählen des Hauſes waren Kähne angebunden, die, roh aus einem einzigen Holzſtamme gehauen, halb in dem ſeichten Uferwaſſer der Spree und halb auf dem moraſtigen Boden unter dem Hauſe lagen. An den Pfählen ſelbſt ſowohl, als auch an der Umzäunung, hingen Fiſchnetze und Reuſen, die dem Eintretenden hinlänglich ſagten, welcher Beſchäftigung der Sohn des Pfeils ſeinen Unterhalt verdankte. Ueber der Thürſchwelle aber grinſ'te das häßliche Geſicht eines

wendiſchen Götzen, der aus einem unförmlichen Baumſtubben gehauen war und in Mund, Naſe, Augen und Ohren lange ſpitze Ruthen ſtecken hatte, an welchen Fröſche aufgeſpießt waren.

Im niedrigen Zimmer des Blockhauſes lag Rodolph de Yſtralowe auf dem Boden, mit den Füßen gegen einen niedrigen Lehmhaufen geſtemmt, der ſtatt des Heerdes diente und röſtete eben einige Fiſche an einer langen eiſernen Stange.

„Seyd mir willkommen, Herr Ritter; dort iſt Euer Lager — hier Euer Nachtmahl!“ damit zeigte er auf einen Haufen Moos, der in einem großen hölzernen Troge lag und ſtrich mit der Hand einige der geröſteten Fiſche von der eiſernen Stange.

„Ihr ſeyd ein Chriſt, das ſehe ich, denn Ihr grüßtet den Schutzgott meines Hauſes bei'm Eintritte nicht; aber das ſoll mich nicht hindern, Euch gaſtlich aufzunehmen, wenn ich auch weiß, daß Ihr Chriſtenritter uns mit Undank lohnt und dem Obdach begehrenden wendiſchen Edlen Euren Hundeſtall zum Lager anweiſet. Triglaff möge Euch dafür verzehren!“

Der Ritter kannte die Sitten der wendiſchen Edlen und ſtreckte ſich ruhig auf das ihm angewieſene Mooslager. Während er die Fiſche verzehrte und den lechzenden Hund beruhigte, der ſich zu ſeinen Füßen in das Moos verkroch, ſah er ſich um, ob nicht Brod oder Salz in der Nähe ſey; nur wenn er Beides mit ſeinem Wirthe zuſammen verzehrt, durfte er ſich ſicher fühlen, von den Wenden nicht ermordet zu

werden; denn er war Chriſt und aus der Nordmark, gegen welche alle Wenden einen tiefen Groll hegten.

Als er indeſſen Beides nicht gewahr wurde, forderte er es offen und beſtimmt von ſeinem Wirthe, der ihn mit einem tückiſchen Blick anſah, dann aber aus einer Lade das Verlangte hervorholte und dem erfahrenen Gaſte mittheilte. Beide tauchten ein Stück des groben Roggenkuchens in das Salz und verzehrten es. Jetzt war der Freundſchaftsbund geſchloſſen und ſich ganz ſicher fühlend, wendete ſich der ermüdete Ritter gegen die Wand, legte ſich, ſo gut es gehen wollte, zurecht und verſuchte, zu ſchlafen. Aber es wollte nicht gehen, der eiſige Wind, der draußen tobte, rüttelte an dem ſchwankenden Hauſe des Wenden und drohte, es umzuſtürzen. Vor Allem aber machten den Ritter die vielen undeutlichen Stimmen beſorgt, die draußen laut wurden und auch das Aufbleiben ſeines Wirthes ſchien ihm ungewöhnlich; denn unberührt lag das Bärenfell auf einer niedrigen Erhöhung und unruhig waren die Blicke des Wenden auf die vom Wind erbebende Thür geheftet. Hin und wieder kam der Diener in das Gemach, flüſterte leiſe und angelegentlich mit ſeinem Herrn und warf dabei beſorgte Blicke auf den ſcheinbar ſchlafenden Ritter. Endlich trat auch ein anderer wendiſcher Edle in das Haus, den der Ritter als einen ſolchen leicht an dem weißen, mit bunter Wolle geſtickten Schaafpelz erkannte, deſſen rauhe Seite inwendig getragen wurde. Aus dem Geſpräche, welches nach kurzen Begrüßungen ſich zwiſchen den beiden Wenden entſpann, hörte der Ritter ſo viel

heraus, daß es in dieſer Nacht eine feierliche Verſammlung der Wenden im Tempel ihres Götzen Triglaff*) galt; welches der Zweck der dortigen Verſammlung ſey, davon wurde nicht geſprochen. Als aber Rodolph de Yſtralowe ſeinen Knechten den Befehl gab, die Böte von den Pfählen loszubinden, ſprang der Ritter auf und verlangte von ſeinem Wirth, er ſolle ihn mit zu der Verſammlung nehmen, zu welcher er ſich eben begeben wolle. Verwundert ſtarrte ihn der Wende an und beantwortete raſch die Fragen, welche ſein anderer Gaſt an ihn richtete.

Das Anliegen des Ritters ſetzte Beide ſichtbar in Verlegenheit; doch mochten ſie dem Gaſte, deſſen Wünſche zu befriedigen die heiligſte Pflicht für ſie war, nicht geradezu abſchlagen, was er verlangte; ſie ſchützten die ſtürmiſche Nacht, das unſichere Fahren auf der Spree, die weite Entfernung bis zum Ort ihrer Beſtimmung vor; aber der Ritter beſtand darauf, ſie zu begleiten. Endlich gaben ſie nach, aber nicht eher, als bis der Ritter einen Pelz angezogen, der ihn äußerlich zu einem Wenden machte.

Sie beſtiegen Jeder einen der Kähne, die der Eintretende vorher unter den Pfählen des Hauſes bemerkt und verbanden dann die drei leichten Fahrzeuge durch einen quer über dieſelben gelegten Balken zu einem Ganzen. So ſtießen ſie vom Ufer, gewannen die Mitte des Fluſſes und fuhren ungefähr zwei Stunden, bis an eine Stelle, wo die Spree ſich theilte

*) Triglawnji, dreiköpfig, wendiſches Wort.

und eine Inſel umfloß. Hier legten ſie an, ſtiegen an's Land und ſahen bald eine lange Reihe von Fiſcherhütten, die, ebenſo wie das Haus des Rodolph de Yſtralowe, auf hohen Pfählen hart am Ufer lagen. Geſchäftig ſummte es in den ſchmutzigen Hütten und ſowohl neben ihnen am Land, als auf der Spree wurde es lebendig. Die wendiſchen Fiſcher krochen aus ihren Hütten, Böte landeten vom jenſeitigen Ufer und von fern her leuchtete ein mächtiges Kiehnfeuer durch die üppig aus dem Moraſt emporſchießenden Erlen. Es fanden ſich Begleiter zu den drei ſchweigſam dahin eilenden Wanderern. Eifriger und lebhafter wurden die Geſpräche ringsumher, bis Alle die Erlenbüſche verlaſſen hatten und der Tempel des Götzen Triglaff in ſeiner ganzen unförmlichen Größe vor ihnen ſtand.

Es war ein großes, viereckiges Gebäude, aus langen, unbehauenen Eichenſtämmen errichtet, die an den Enden eingekerbt waren und ſich dadurch mit einander verbanden. Das Dach war platt und mit Moos belegt, aber alle hervorſpringenden Balken mit ſeltſam verzerrten Fratzen bedeckt. Durch die offenen Luken glühte eine rothe Flamme in die dunkle Nacht hinaus und auf der Mitte des Daches brannten große Kiehnſtämme, als Wahrzeichen für die von allen Seiten herbeieilenden Wenden. Die Thür des Gebäudes war ein ungeheurer Eichenklotz, aus dem ein häßliches Götzen=Antlitz geſchnitzt und der Mund in ſeiner weit aufgeriſſenen Form zur Oeffnung für die Eintretenden gelaſſen worden war.

Drinnen wimmelte es geſpenſtig von ſchwarzen Geſtalten und immer mehr füllte ſich der innere Raum mit den kleinen, ſcheußlichen Heiden. Auch der Ritter war mit ſeinen beiden Begleitern eingetreten und ſah erſtaunt und mitleidig um ſich her. Das Innere des Tempels war ſo einfach, wie das Aeußere, die Wände ringsumher mit Binſenmatten behängt, auf denen mit rother Erde grinſende Götzenfiguren gemalt waren, die Luken offen, der Fußboden mit Lehm platt geſchlagen, wie eine Tenne und in der Mitte auf einigen großen Steinen ein helllodernbes Feuer. Dunkle Geſtalten in langen braunen Gewändern umſtanden geſchäftig das Feuer und verſchwanden von Zeit zu Zeit hinter großen Binſenmatten, die im Hintergrunde von der Decke bis zur Erde herunter hingen.

Mitternacht konnte es ſeyn, da wankte ein langer Zug brauner Prieſter-Geſtalten aus dem Hintergrunde hervor, ſtellte ſich in doppelten Reihen um das Feuer und verneigte ſich ehrerbietig vor einem alten Druiden, deſſen ſchneeweißes Haar ſeltſam gegen das ächt ſlaviſche Geſicht, die kleinen, tiefliegenden Augen und die ſtarken Backenknochen abſtach. Dreimal umſchritt er das Feuer, erhob ſingend die Hände und Alles ſtürzte anbetend zur Erde, den harten Boden mit der Stirne ſchlagend. Nur der Ritter aus der Nordmark blieb aufrecht ſtehen, indem er ſtolz und verachtend auf das Gaukelſpiel vor ſich ſah. Vergebens ſtießen ſeine beiden Begleiter ihn an, vergebens hefteten ſie bittend ihr Auge auf ihn; ſtarr und ungebeugt

ſtand er in ſeiner Ritterwürde, nur die dunklen Augenbrauen hatte er auf das ſchöne blaue Auge herabgezogen und die Hand griff nach dem an der Hüfte hangenden Jagdmeſſer. Da kreiſchten die Druiden hell auf und zeigten auf den Fremden, der allein aufrecht ſtand, während Alles den Boden küßte. Ein wirres Geheul füllte den weiten Tempel. Die Wenden ſprangen auf und naheten ſich drohend dem Trotzenden. Meſſer blinkten und die Druiden feuerten die Wüthenden zur Rache an; da aber ſprang Rodolph de Yſtralowe, der Sohn des Pfeils, vor ſeinen Gaſt, redete laut und kräftig zu den Andringenden, ſagte ihnen, daß der Ritter ſein Gaſt ſey, Brod und Salz mit ihm in einem wendiſchen Hauſe gegeſſen und alſo unverletzlich wäre.

Dieß wirkte; murrend wendeten ſich die Wüthenden von ihm ab und ſtürzten von Neuem zu Boden, als die Druiden ihre kreiſchenden Geſänge erhoben. Der Vorhang im Hintergrunde des Tempels fiel zu Boden und hinter demſelben ſah man eine coloſſale, aus ſtarken Weidenäſten und biegſamen Ruthen durchſichtig wie ein Netz geflochtene menſchliche Figur mit grei Köpfen, in deren Lenden, Bauch und Arme unglückliche chriſtliche Gefangene eingeſperrt, die den Wenden bei ihrem Raubzug in die Nordmark in die Hände gefallen waren. Zwiſchen ihnen war dünnes Holz, Kiehn und Reiſig aufgeſchichtet und mit Todesangſt ſahen die Unglücklichen dem grauſen Treiben der Druiden zu. Endlich ergriff der Aelteſte derſelben einen Brand von dem Heerd und näherte ſich der ge-

flochtenen Figur des wendiſchen Götzen. An dem aus- geſtreckten Arme zündete er ſie an und mit reißender Schnelligkeit theilte die Gluth ſich dem dürren Reiſig mit. Der furchtbare Todesſchrei der Gefangenen er- ſtarb in dem Jubelgebrülle der Wenden und der Rit- ter wandte ſich ſchaudernd ab, als er das Wühlen und Zucken der Gequälten in dem brennenden Holz- käfig erblickte. Er ſtürzte hinaus — ihm nach Ro- dolph de Yſtralowe.

Schweigend ſtiegen Beide in die harrenden Böte und ſchweigend ruderten die Knechte ſtromaufwärts zur Wohnung ihres Herrn. In der Behauſung ſeines Wirthes war es lebhaft. Das Jagdgefolge des Rit- ters hatte ſich eingefunden und die Rückkehr deſſelben erwartet, da ſie durch den zurückgebliebenen Hund er- fahren hatten, wo ihr Herr eine Zuflucht gefunden.

Erfreut begrüßten die Jäger den wiederkehrenden Gebieter; er aber ballte in furchtbarem Ernſte die Hand gegen den dunkeln Himmel und drohte gegen den Strom hinab, indem er ſagte.

„Nun denn, ſo wahr mir Gott und die unbe- fleckte Jungfrau Maria helfe! heut' über's Jahr ſoll an der Stelle des blutigen Mördertempels ein Kirch- lein Jeſu ſtehen und ringsumher Chriſten wohnen, oder ich will barfuß gen Jeruſalem wandern und ſün- digen Profeß thun."

„Wer ſeyd Ihr?" fragte erſtaunt Rodolph de Yſtralowe, „daß Ihr Euch eines Solchen zu ver-

meſſen unterfangt! Wißt, das Volk der Wenden iſt mächtig und Ihr habt eben geſehen, welches Loos der von uns Beſiegten wartet."

„Ich bin Albrecht *), Markgraf der Nordmark

*) Albrecht I. (Adelbert VII., Graf von Ballenſtädt, als Markgraf von Brandenburg Albrecht I.), der Bär oder auch der Schöne genannt, war 1106 geboren, ein Sohn des Grafen Otto des Reichen von Ballenſtädt und nannte ſich, als er 1123 zur Regierung kam, Graf von Aſchersleben. Von ſeinem Vetter, Herzog Lothar von Sachſen, wurde er 1124 mit der Markgrafſchaft Meißen beliehen, welche Kaiſer Heinrich V. an den Grafen Wipprecht von Groitzſch, ohne Lothar's Vorwiſſen, vergeben hatte und als 1132 Lothar Kaiſer wurde, belehnte ihn dieſer mit der Lauſitz, als Reichslehn, die er jedoch durch einen Spruch des Reichstags an den Grafen von Groitzſch wieder abtreten mußte. Als Freund und Verwandter des Kaiſers Lothar, begleitete er dieſen überall und wurde von ihm zum Markgrafen der nördlichen Mark (Soltwedel, Salzwedel) ernannt, ſchlug den Wendenkönig, Privislaw, der in Sachſen eingefallen war, 1136 und nöthigte ihn zum Rückzuge. Nach Lothar's Tod erhielt er vom Kaiſer Conrad das Herzogthum Sachſen, wurde aber von Herzog Heinrich dem Stolzen von Sachſen geſchlagen und ſah ſich 1140 genöthigt, zum Kaiſer Conrad zu fliehen. Durch den Friedensſchluß (1142) erhielt er die Mark, die von Sachſen unabhängig erklärt wurde und Anhalt wieder, vergrößerte die Mark durch Eroberungen im Wendenland und ſtiftete ſo die Markgrafſchaft Brandenburg. Nach neuen Kriegen mit Heinrich von Sachſen (1150) wurde

und die Marken nennen mich den Bären. Bin ich ein Bär, ſo will ich auch ein Bärlein in die Welt ſetzen, das Euch hündiſche Wenden mit den Tatzen in den Rippen ſitzt und das Bärlein ſoll eine Stadt ſeyn und das Herz des Bärleins eine Kirche Jeſu Chriſti, unſeres Heilandes *)."

„Iſt das der Dank für meine gaſtfreie Aufnahme?" grollte Rodolph de Yſtralowe.

„Nein, Du ſollſt nicht büßen, was Dein Volk verbrochen. Yſtralowe **) ſoll der Ort heißen, wo ich Brod und Salz mit Dir gegeſſen und Du ſollſt

ihm der Beſitz von Brandenburg durch einen Vergleich mit Heinrich auf dem Reichstage zu Würzburg auf immer zugeſichert; 1157 eroberte er das von den Wenden ihm zum Theil entriſſene Brandenburg wieder, verſchaffte ſich durch faſt gänzliche Ausrottung derſelben Ruhe und bevölkerte die verödeten Gegenden durch Niederländer, welche durch Ueberſchwemmung der See aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren. Nach einer mit ſeiner Gemahlin nach Paläſtina unternommenen Reiſe zog er Johanniterritter und Tempelherren in ſeine Lande, führte Krieg mit Heinrich dem Löwen, trat (1169) an ſeinen Sohn Otto die Regierung ab und ſtarb 1170 im November zu Ballenſtädt. Unter ihm wurde Berlin gebaut (1165) und von den aus den Niederlanden gekommenen Anſiedlern zuerſt bevölkert. Doch wird dieſes von Mehreren in Zweifel gezogen.

*) Chronica Cranzii, p. 341.

**) Stralow. Gebildet aus dem wendiſchen Worte Strela, der Pfeil.

es von mir zum ewigen Lehen erhalten, wenn Du meinem Bärlein jedes Jahr den Ertrag Deines erſten Fiſchzuges giebſt. Lebe wohl und denke meines Gelübdes! Heut' über's Jahr ſiehſt Du mich wieder! Fort denn, Geſellen! Genug der Jagd auf Bären, jetzt gilt es Wenden=Wild!"

Das Martinsfeſt.

Am 10. November ward Luther geboren und weil auf den 11. Nov., ſeinen Tauftag, gerade das Feſt des heiligen Martinus fiel, bekam er den Vornamen von ihm: Martin, der ſonſt überhaupt viel gewöhnlicher war, als jetzt. Vor alter Zeit war der Martini-Abend ein luſtiges Feſt voll Fröhlichkeit und Freuden, hat jetzt aber viel von ſeinem volksthümlichen Weſen verloren und wird nur noch hie und da gefeiert. Martinsſchmäuſe haben ſtattgefunden, ſeitdem Martinus ein Heiliger geworden iſt, und dieß iſt nun ſchon ein dreizehnhundert Jahre her. Martin lebte nämlich am Ende des 4ten und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt und war Anfangs ein Heide, ward aber nachher ein Chriſt und ſtieg als ſolcher gar bis zum Biſchof (im Jahr 472) zu Tours in Frankreich, worauf er endlich hundert Jahre nachher zum Heiligen erhoben wurde, dem

in Frankreich und Deutſchland eine Menge Altäre, Kirchen und Klöſter gewidmet ſind.

Als es dahin gediehen war, blieb ein Feſt nicht lange aus. Schon 650 nach Chriſti Geburt führte der von ihm genannte Papſt Martin das Martinsfeſt ein, und da ein hohes Feſt den Abend zuvor den Anfang nahm, ſo konnte es auch nicht fehlen, daß ſchon am Abend vor dem Feſte des heiligen Martin Alles rege ward. Eine gute Mahlzeit iſt dabei doch immer die Hauptſache, und ſo war die Folge, daß die Gänſe, welche in dieſer Zeit am wohlſchmeckendſten ſind, beſonders mit ihren Hälſen das Andenken des Heiligen feiern helfen mußten. Der Martinsabend erinnert an die Martinsgans und der Begriff von einer Gans an den heiligen Martin, zumal da der Heilige mit den Gänſen noch ein beſonderes Abentheuer zu beſtehen hatte. Er wollte nämlich aus Beſcheidenheit, ſagt man, nicht Biſchof werden und verſteckte ſich. Aber da waren Gänſe in der Nähe, die ſchnatterten und verriethen ihn. Und ſo verfolgt ſie ſein Schatten bis auf den heutigen Tag, wie er ſie noch in der Stunde, als er ſtarb, verfolgte, wo er alle, die man greifen konnte, zu ſchlachten befohlen haben ſoll. In alten Kalendern ſteht der Heilige alle Mal mit einer Gans neben ſich. Andere erzählen, daß, als Martinus einmal vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung eine ſehr rührende Predigt gehalten habe, die Gänſe in der Nähe ein ſo großes Geſchrei erhoben hätten, daß er ſeine Predigt habe abbrechen müſſen und im Unwillen davon gegangen ſey. Seine Zuhörer hätten darauf, um

ihn zufrieden zu ſtellen, ſogleich einmüthig den Entſchluß gefaßt, alle ihre Gänſe abzuſchlachten, ſelbigen auch ſogleich ausgeführt und in der Folge, zum Gedächtniß der rührenden Predigt, um die nämliche Zeit alljährlich Gänſe geſchlachtet. Noch Andere wollen wiſſen, daß Martinus, ein großer Liebhaber von gebratenen Gänſen, einmal der Sache zu viel gethan habe und an einer Indigeſtion davon geſtorben ſey. Wenn das Feſt des Heiligen eingeläutet wurde, nannte man dieß nur das Gänſeläuten. Man konnte dann zu den Gänſen ſagen, wie jener Ritter zur Agnes Bernauerin: „Dieſe Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen."

Ohne einen guten Trunk ſchmeckte natürlich kein guter Gänſebraten und ſo wurde denn auch der Gans wie dem Heiligen zu Ehren tüchtig getrunken, was in alter Zeit theils aus wirklichen Hörnern, theils aus in Form von Hörnern gebildeten Bechern geſchah und ſo hatte man natürlich außer den Martinsgänſen nun auch Martinshörner bekommen. Der heilige Martin hatte es ſelbſt ſo verlangt. Er erſchien nämlich dem ſchwediſchen König Olof, welcher zum Chriſtenthum übergetreten war, in der Nacht und ſprach zu ihm: „Es iſt Sitte in dieſen Landen, daß zu Thor's, Odin's und anderer Götzen Ehre Becher, oder Hörner ausgeleert werden. Da aber Du nun ein Chriſt biſt, ſo verändere dieſe Sitte und ſchaffe, daß hinführo zu meiner Ehre getrunken werde." Und ſicher iſt der Heilige auch an andern Orten erſchienen, ſo freundlich zuzureden. Am Ende machten die Trinkhörner

andern Gefäßen Platz; aber ganz ſollten ſie doch nicht verſchwinden. Die Bäcker konnten ja ihren Wecken und Kuchen leicht eine hornähnliche Form geben und bieten daher große und kleine Martinshörner aus.

Schon früher kamen auch Martinsgeſchenke auf. Der heilige Martin beſcheerte, wenn auch nicht ſo reichlich, wie der heilige Chriſt. Er war im Leben nie karg geweſen. Einem Bettler theilte er, als Kriegsmann, den halben Mantel mit, den er am Leibe hatte und Kindern gab er, ſo oft ſie ihm nahten, Aepfel und Kuchen. In der erſten Art findet man ihn auf manchem ſchönen Altarbild abgebildet, wo die Stadt Amiens meiſt den Hintergrund macht. Den Geiſtlichen ſchenkte man wohl gar ſilberne Martinsgänſe, den Kindern Aepfel, Nüſſe und Spielereien. Die Abtei Corvei bekam eine ſilberne Gans von Ulrich von Schwalenberg und das Kloſter Eilenroſtorf alle Jahre von 1353 an eine Menge Wein, halb zur Meſſe, halb zum Genuſſe des Convents, der ihn **in vigilia Sancti Martini** ausleeren ſollte.

So wie zu Weihnachten der Knecht Ruprecht die Kinder züchtigt und belohnt, ſo ſpricht zu dem hier in Frage ſtehenden Feſte der Martinsmann ein und bringt ihnen, oder droht mit der Ruthe. In Hannover zogen ſonſt die jungen Leute am Martinivorabende vor die Thüren und forderten kleine Geſchenke, indem ſie ſangen: „Marten Hering, Marten Hering, Marten is een gut Mann! *)“

*) Hering iſt ſo viel wie Ehrenmann; vom alten hehr gerühmt, Hehre, d. h., Ehre, wie, z. B., groß und hehr iſt der Herr.

Einem Heiligen zu Ehren bildeten ſich ſonſt überall gern Geſellſchaften, Brüderſchaften aus und ſo entſtanden die Martinsmänner, die Martinsknechte, die Martinsbrüder, d. h., Leute, welche ſich mit Leib und Gut mehr oder weniger dem Heiligen zum Dienſte verpflichteten. Und wir hätten Keinem rathen wollen, etwa das Gelübde zu vergeſſen. So weihte der König Chlodwig in der Schlacht, als die Gefahr am größten war, ſein Reitpferd, doch mit dem Beding, es mit 100 Gülden löſen zu können. Die Schlacht wurde gewonnen und das Gelübde vom Könige vergeſſen. Aber das Pferd wich nicht von der Stelle, bis die hundert Gülden gezahlt waren.

Im Schaumburgiſchen gehen die Kinder armer Leute auf Martiniabend vor die Häuſer und ſingen folgendes Lied:

Mackt mackt den gaut Man:
Der es wohl vergellen kann.
Appel und de Beeren,
Nöte *) gat wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat us nich tau lange ſtahn
Wie möten noch nach Cöllen gahn!
Cöllen is en wiet Weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hineingahn
Mit allen unſern Gäſten!
Gäber iſt de beſte.
Ick höre de Schlötel **) klingen,

*) Nüſſe.
**) Schlüſſel.

Sie wird us wohl wat bringen:
Sie gath up de Kaamer,
Suckt wat tauſamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De vairte kan wohl mehr gahn.
Peterſellgen Zuppenkrut!
Steht in unſern Gahrn. *)
Die Jungfer N.**) is ene Brut,
Es wird nich lange wåhren,
Wen ſie nach der Kircken geiht,
Und der Rock in Faalen ſchleit!
Simeling, Simeling ***), Rauſen Blat,
Schöne Stadt, ſchöne Jungfer, gebt us wat.

Låßt man ſie nun eine Weile auf die Gabe warten, ſo fangen ſie wieder an — Peterſellgen Zuppenkrut rc. Merken ſie, daß ſie etwas bekommen, ſo fahren ſie fort:

Appel up dem Bohme,
Ups Jahr en jungen Sohne.
Beeren im Potte,
Ups Jahr ene junge Tochter.
Mårtens Abend kommt heran:
Klingel up der Böſſen †).
Alle Maickens kreigt en Man,
Wie möten gahn und köſſen.
Haber und dat Linnſaat ††),
Is de Fra ehr liebſt Hußgerath.

*) Garten.

**) Die Jungfer oder Frau, die im Haus iſt, wird genannt.

***) Simeling heißt ſåumen, ein Semeler heißt im Plattdeutſchen ein Zauderer.

†) Büchſe.

††) Leinſaamen.

Simeling, Simeling, Rauſen Blat,
Schöne Stadt, ſchöne Jungfer, gebt us wat.

Läßt man aber die Kinder ſtehen und giebt ihnen gar nichts, ſo fangen ſie an und ſingen (iſt keine Jungfer da, ſo wird die Frau im Hauſe genannt):

Aſchen in der Duten,
Die Jungfer N. höt ene ſchwarte Schnuden *).
Aſchen in der Taſchen,
Die Jungfer kann gaut naſchen,
Mackt den Märten Trullulut **)
Up dem Sullulut ***).

In einigen Gegenden am Rheine zünden am Martinsabend die Dorfbewohner auf Bergen und Hügeln Martinsfeuer an und der Pöbel iſt der Meinung, daß es geſchehe, um Luther in Gedanken zu verbrennen.

Zu Herford ißt am Martinstage die ganze Stadt langen braunen Kohl zu Mittage.

In Hanau wird jährlich am Martinstage, nach einem alten Gebrauch und Herkommen, unter die Bürger der Altſtadt der ſogenannte Martinswein ausgetheilt. Dieſe Gewohnheit ſchreibt ſich von Reinhard II., ehemaligem Landesherrn der Grafſchaft Hanau-Münſterberg, her, der einſt, aus Dankbarkeit für die Treue der Bürger, mehrere Belohnungen unter ſie austheilte und verordnete, daß jährlich an Martini zu immerwährenden Zeiten jedem Bürger und Einwohner

*) Schnude wird in der gemeinen Mundart anſtatt Mund geſagt.

**) Heißt ſo viel als Tralarara.

***) Sulle heißt Thürſchwelle.

in der Altſtadt (denn die Neuſtadt war damals noch nicht gebaut) 1 Maas Wein aus dem herrſchaftlichen Schloßkeller gereicht werden ſollte.

Beſonders merkwürdig war die feierliche Auffahrt des Martinsmannes zu Schwerin, die nach einer Angabe noch im Jahr 1805, nach einer andern jedoch ſeit dem Jahr 1770 nicht mehr gebräuchlich war. Ein älterer Berichterſtatter erzählt uns dieſen Gebrauch folgendermaaſen:

Die Reichsſtadt Lübeck iſt ſeit uralten Zeiten (denn ſchon 1567 wurde es eine alte Sitte genannt) alle Jahr den Tag vor Martini verbunden, den älteſten Rathsdiener, in Geſellſchaft zweier Zeugen, zum Hoflager nach Schwerin zu ſchicken, zugleich dem Herzog eine Ohm alten Rheinweinmoſt, der aber ſeit 1609 in Rheinwein verwandelt worden iſt, als ein Geſchenk des Lübeckiſchen Magiſtrats darbringen zu laſſen und ihn dabei der Gnade des Herzogs und zu freundlicher Nachbarſchaft zu empfehlen. Dieſer Martinsmann und ſeine beiden Begleiter werden von Lübeck aus mit allen möglichen Lebensmitteln und zwar in größerer Menge, als nöthig iſt, verſehen. Er verrichtet die Reiſe auf einem offenen Wagen, an dem, ſo wie an dem ganzen Geſchirre, nicht das Geringſte, auch kein Nagel, fehlen darf und welcher mit vier raſchen und wohlbeſchlagenen Pferden beſpannt wird, die vom Bock aus regiert werden. Auf der Hälfte des Weges theilt er in dem Städtchen Rhena Aepfel und Brod unter die ſchaarenweis herzugelaufenen Knaben aus; dieſes aber rührt daher, weil der Stifter dieſes

Städtchens, Johannes Theologus, den Lübeckern die Zollfreiheit in den mecklenburgiſchen Landen verliehen hatte.

Nach der Regel darf nun dieſer Martinsmann nicht eher als Mittags gegen 11 bis 12 Uhr am Martinstag in Schwerin eintreffen. Kommt er eher, ſo muß er ſo lange bis zu beſagter Zeit in der Vorſtadt warten. Bei ſeiner Hereinfahrt in's Thor entblößt er und ſeine Zeugen das Haupt und die Thorwache paradirt mit dem Gewehr bei'm Fuß. Gewöhnlich verſammelt ſich hier eine Menge Jungen, Mädchen und alte Weiber, die ihn unter beſtändigem Zurufen: Hey, Martinsmann! Schöne Marten, Mues Marten! bis zu ſeinem Quartiere begleiten, wo er Aepfel, Nüſſe und dergleichen eßbare Sachen unter ſie austheilt.

Wenn er hierauf ſeine Ankunft an dem gehörigen Orte hat melden laſſen, ſo muß er ſich in ſeiner feierlichen Tracht, das iſt mit einem rothen Mantel, der in krauſen Falten liegt, mit ſchwarzen Aermeln und einem runden weißen Halskragen, zur beſtimmten Stunde, welches gemeiniglich Nachmittags um 3 Uhr iſt, mit ſeinen beiden Gefährten, als Zeugen, wieder auf ſeinen Wagen ſetzen und, wenn dieſer und die ganze Anſpannung genau beſehen worden, über den Lindenplatz und die Brücke, welche die Burg von der Stadt trennt, nach Hofe fahren. Bei'm Vorüberfahren an der Haupt- und Schloßwache grüßen ſie wieder mit entblößtem Haupte, wohingegen die Soldaten abermals mit dem Gewehre bei'm Fuß paradiren und ſo fahren ſie, mit abgezogenen Hüten, gerade in den

Schloßhof hinein, welches ſonſt in Gegenwart des Herzogs Niemand thun darf und zweimal auf dem ziemlich geräumigen Platze von der Linken zur Rechten herum, indeſſen der Martinsmann unter die verſammelten Handwerksjungen eine Anzahl Lübeckiſcher Scheidemünze auswirft, welche Summe ehedem zwölf Mark Lübiſch war, die aber immer geringer wird. Alsdann hält er vor der großen Treppe ſtill, ſteigt mit ſeinen beiden Zeugen ab und wird von dem herzoglichen Hausvoigte, dem Amtsregiſtrator, der jedesmal ein Protocoll darüber führen muß und zwei andern Zeugen unten an der Treppe empfangen. Hier hält nun der Martinsmann eine Anrede, worin er, im Namen des Magiſtrats, dem Herzog „aus nachbarlicher Freundſchaft und guter Ergebenheit" eine Ohm Rheinwein präſentirt, worauf der mecklenburgiſche Hausvoigt antwortet: „nicht aus nachbarlicher Freundſchaft, ſondern aus Pflicht und Schuldigkeit." Jener wiederholt ſeine vorige Behauptung und dieſer ſeine vorige Antwort. Nach deren Endigung läßt nun der Hausvoigt durch den Pförtner und einige andere Perſonen Wagen, Pferde und Geſchirr auf's Genaueſte unterſuchen, ob auch irgendwo der geringſte Fehler anzutreffen ſey. Findet ſich dann nur ein Nagel oder Riemen im Mindeſten ſchadhaft, ſo ſind Pferde und Wagen dem herzoglichen Hauſe ſogleich verfallen. In den Jahren 1670, 1706, 1712 und 1755 wurden dergleichen Fehler gefunden, auch Pferde und Wagen hierauf für verfallen erklärt, aber aus herzoglicher Milde, wiewohl unter feierlicher Verwahrung ge-

gen die Unverletzbarkeit des alten Herkommens, wieder frei gelaſſen.

Unterdeſſen ſteigt der Hofkellermeiſter auf den Wagen, verſucht den Wein und giebt ihn den herzoglichen Beamten, dem Hausvoigt und dem Lübecker Boten nebſt deſſen Zeugen zu koſten und wenn er gut befunden wird, ſo bringt man das Faß in den herzoglichen Keller. Hierauf ladet der Hausvoigt den Martinsmann nebſt deſſen Zeugen zum Abendeſſen um 7 Uhr nach Hofe, wozu ihm denn der Hauspförtner mit einer großen Laterne, worin vier Lichter brennen müſſen, zu ſeiner Begleitung entgegen geſendet wird. Unter vielen andern Speiſen, die ihm und ſeiner Geſellſchaft aufgetragen werden, wird auch ein wilder Schweinsbraten, den man das Martinsſchwein nennt und eine Martinsgans aufgeſetzt und man ſchmauſ't und zecht bis in die ſpäte Nacht. Während dieſer Bewirthung, die ihm ſowohl am Martinsabend, als auch am andern Tag um 11 Uhr widerfährt, iſt das Sonderbarſte, daß in eben das Speiſezimmer ein Bett hineingeſetzt werden muß, deſſen er ſich aber niemals zum Schlafen bedienen darf und welches auch nicht eher wieder hinweggenommen wird, als bis er die Stadt verlaſſen hat. In eben demſelben Zimmer ißt auch der Kutſcher des Martinsmannes von allen Speiſen in der Geſellſchaft des Pförtners, jedoch beide an einem beſondern Tiſche.

Außer dem Weine, welchen jährlich dieſer Martinsmann von Lübeck bringt, bringt er auch noch mit ſich vier Stück holländiſche, oder gute Eiderſtädter

oder Danziger Käſe, das Stück etwa 12 Pfund ſchwer, vier Stück Lübeckiſche Strumpfbrode und vier Stück Weißbrode, ſonſt halbe Monde genannt, vier Bund Rigaiſche Buttfiſche, vier Bund kleine Bücklinge, das Bund ohngefähr ein Pfund ſchwer und 16 Stück Citronen. In dieſe mitgebrachten Victualien theilen ſich alsdann der herzogliche Hausvoigt, Küchenmeiſter Amtsregiſtrator und der Hofkellermeiſter. Sonſt iſt der Martinsmann noch verbunden, den Hausvoigt, die herzoglichen Bedienten und alle, welche am Martinsabend mit ihm geſpeiſ't haben, am folgenden Tage wieder in ſeinem Quartier und zwar wenigſtens mit einer Taſſe Thee und einem Glas alten Rheinwein, zu tractiren. Dieſe Ceremonie geſchieht gewöhnlich kurz vor ſeiner Abreiſe; denn Nachmittags mit dem Schlage 2 Uhr muß er wieder die Stadt verlaſſen, wo er ſich alſo nicht viel über 24 Stunden aufgehalten hat.

Bei ſeiner Entlaſſung bekommt nun endlich der Martinsmann durch den Hausvoigt ein Geſchenk von einer gewiſſen alten Münze, die das Zeichen der Städte Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Wismar auf ihrem Gepräge hat. Man nennt ſie gemeiniglich den Martinsgulden und ſie hat auch dieſen Werth. Auf der einen Seite derſelben ſteht die Inſchrift: Moneta Wismariensis, auf der Rückſeite aber: Status Marcae Lubecensis. Außer dieſem Martinsgulden erhält er auch noch während ſeines Aufenthaltes in Schwerin 2 Scheffel Hafer vom Amtskornboden, in ſeinem Quartiere freie Zeche, auf ſeine Rückreiſe eine kalte Wildpaſtete, eine Torte und einen

Gänſe= und Schweinebraten; auch für ſeinen Magiſtrat empfängt er, zur Gegenerkenntlichkeit, gewöhnlich ein wildes Schwein, oder einen Rehbock, manchmal auch Beides. — Das Ganze mag übrigens wohl bloß ein Scherz, nicht aber das Zeichen geweſen ſeyn, als ob Lübeck das Schirmrecht von Schwerin's Herzögen anerkannt habe.

Das Fest des heiligen Vigilius in Trient.

Nichts wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialſtadt in Deutſchland während vierundzwanzig Stunden eine ſo totale Umwandlung zu verleihen, als das Feſt des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde ſich wahrhaft in gewiſſen Stunden, z. B., Nachts, in den Zwiſchenacten der Oper, vor dem Kaffeehaus, oder Mittags bei wohlbeſetzter Tafel in fröhlicher Geſellſchaft, nach den bedeutendſten Städten verſetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köſtlichen Genießens in den Mienen der Vornehmern, des Anſtaunens in den Geſichtern der Andern zu leſen wäre. Kenner großer Städte und ihrer Sitten vermiſſen bald das ſcheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derſelben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlaſſen und zu genießen verſtehen, ohne durch übertriebene Aeußerungen ſich den Genuß nur im Geringſten zu verkümmern.

Dieß abgerechnet, iſt Trient während ſeines glänzendſten Feſtes eine große Stadt und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit großem Geſchick. Es hat ſeine Oper, ſein Feuerwerk, ſeine Kaffee's, ſeine Boulevards, ſeine nachläſſigen Elegants, ſeine eleganten Mignonen, einige Uniformen, ein Paar Damen in höchſter Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geſchrei, Tumult, Muſik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiquen, zahlloſe Bauern in Feſttagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Character der Italiener und Franzoſen. Man giebt ſich auf ganz andere Weiſe ſolchen Feſten hin, man will etwas dabei vorſtellen. Trient iſt das ganze Jahr nichts, am Vigilius-Feſt erhebt es ſich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, Alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten; nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zuſehen wollen, wie der Geringere ſich mit ſeinem Genuß abmüht, beſtreiten hier vom früheſten Morgen bis ſpät nach Mitternacht die erſten Stände die Koſten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutſche Feſte ändern nichts an der Phyſiognomie der Städte, wo ſie gehalten werden, ſie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur größern Nachdruck und Schärfe. So, z. B., macht das Octoberfeſt aus München eine complete Landſtadt, voll blökenden, brüllenden und mäkkernden Viehes, mit herumziehenden Schützenfahnen, einer ſächſiſchen Vogelwieſe u. ſ. w. und giebt ſomit, ſtatt es großartig umzugeſtalten, ſeinem urſprünglichen

ſehr anziehenden idylliſchen Character ein bedeutendes Relief. —

Es iſt der Vorabend des Feſtes. Alle Glocken lauten und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Muſik reiten in die Strada longa ein, um ihre Künſte für den Abend zu verkündigen. Die Geſellſchaften ſind ziemlich zahlreich, obgleich ſie nur 3 oder 4 Pferde haben, denn eben ſo viel Perſonen ſitzen auf einem jeden; ein Paar gehen noch überdieß zu Fuß. Eine Menge Volks läuft zuſammen; Guitarren, Flöten, Geigen und der Geſang herumziehender Muſikanten miſcht ſich in den Lärm; die Handelsleute laufen aus den Boutiquen, an den Straßenecken kleben große Zettel, mit der ſchönen Verheißung einer prächtigen Oper bei beleuchtetem Hauſe — kurz Alles verheißt Luſt und Freude.

Bei'm Anbruche des Morgens verkündet Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Straßen ziehende Muſik den Anfang des Feſtes. Schon füllt die Straßen ein feſtliches Leben, groß iſt die Menge der anweſenden Fremden, beſonders anſehnlich iſt die Zahl der Landleute, deren Trachten wenig Maleriſches zeigen, denn der italieniſche Bauer dieſer Gegend liebt es, ſich in ein zweifarbig ſchillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hiervon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen großen runden Hut, Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weſte. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauen Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreiſe gelegt und eine hübſche Silbernadel durchge-

ſteckt. Die Geſichter der Mädchen ſind ſtark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübſch. Die Tracht jener Weiber dort aus Val Teſino iſt ſonderbar, doch nichts weniger als ſchön. Ihre Röcke ſind von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchſtreifen beſetzt; hierzu ein ſchwarztuchnes Mieder mit rothem oder hellblauen Bruſtlatz, ein dickes weißes Mouſſelintuch um den Nacken und vorne ſo befeſtigt, daß die ſtarke Bruſt darin wie in einer Schlinge ruht; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein großer, faſt dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube.

Die bunten Gruppen ziehen auf und nieder, beſehen die in den Buden aufgeſtellten Gegenſtände, handeln und kaufen.

Die Menge der ambulanten Virtuoſen, welche die Luft mit Geſang und Spiel erfüllen, iſt außerordentlich. Hier zwei ziemlich corpulente Schönen, welche die Harfe ſpielen, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Schello behandelt; weiterhin ein altes Paar, ſie mit einer Guitarre, er, mit einem Stäbchen im Mund, alle Sangvögel auf das Täuſchendſte nachahmend und Geſichter ſchneidend, die Niemand ohne Lachen anſehen kann; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuoſen mit dem Munde Horn und Fagott auf komiſche Weiſe nachahmen, dieſe Duette, jene Arien ſingen; Redner, Improviſatoren, Taſchenſpieler, Bajazzo und Marktſchreier im bunten Gemiſche, das Ideal eines Jahrmarktes von Plundersweilern, zu welchem G ö t h e ſchwerlich die Züge in Deutſchland zuſammentragen konnte.

Nicht alle dieſe Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge beſitzt, mögen aus der Ferne herbeigezogen ſeyn. Mehrere von ihnen haben nichts von der Abentheuerlichkeit, die ſolchen Nomaden ſchon im Aeußern anklebt. Es ſcheinen alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Geſichtern und feſtmäßig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachſtübchen herabgeſtiegen ſind, um durch muſikaliſches Kratzen und heiſeres Krächzen nicht ſowohl ihren Mitbürgern, als ſich ſelbſt ein gutes Stündchen zu machen. So, z. B., dort jenes kleine, magere Männchen, deſſen dünne Beine, in grauen engen Pantalons, dicht an einen Höcker ſtoßen, der den ganzen Oberleib ausmacht. Ein langer, weiter, wahrſcheinlich geborgter, Frack von blauem Tuche flattert, wie ein Wimpe, davon hernieder. Den Kopf trägt der Mann ganz bloß, nicht nur ohne Hut, ſondern auch ohne Haare; nur den Nacken zieren noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt ſind, wie der Roßſchweif auf dem Helm eines Kriegers. Die Augen ſind matt und ſcheinen einſt beſſere Tage geſehen zu haben denn es liegt ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige ſpielt. Die Naſe iſt wirklich edel, dabei dünn und ſpitzig, wie dieß bei verhungerten Geſichtern der Fall iſt; der Mund breit gezogen, mit ſchmalen Lippen; das Kinn gar nicht vorhanden. So ragt dieſer Kopf nur wenig über den Höcker empor, aus einer loſe geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hat Schule, doch iſt ſein Strich

nur ſchwach, es ſcheint dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber ſucht er allen nur möglichen Ausdruck hineinzulegen und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich iſt, ergänzen Augen und Mund. Jene drehen ſich empor gen Himmel und ſcheinen ſich mit Thränen zu füllen; dieſer öffnet ſich, die Lippen zittern, er will ſprechen, er fließt von innerer Seligkeit über, aber er kann kein Wort für ſein überſchwengliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nimmt Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine ſtehen feſt und ſtarr, ſie die ohnedieß zu ſchwach ſind, den Mann die Geige und ſein Gefühl zu tragen; dafür aber heben ſich die Schultern und ſenken ſich wieder wellenförmig und ſelbſt der Höcker hüpft dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebt

Ein Gegenſtück zu dieſem Geiger ſind jene drei Knaben aus dem Grödener Thale, die mit einiger Aiſance im eignen Einſpänner zum Feſte gezogen ſind. Sie ſind anſtändig gekleidet in Grau und Grün, den Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es iſt Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinſpieler mag zehn Jahr alt ſeyn; man nennt ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübſcher Junge mit pechſchwarzen Augen und einem trotzigen Geſichte, der, ächt Deutſch, kaum den Hut rückt, wenn er Geld erhält. Er ſtemmt die Violine an die Bruſt und ſpielt mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier, bald dorthin dreht und mehr an dem Theil nimmt, was um ihn vorgeht, als an ſeinem Spiele. Dieß

ſelbſt iſt jedoch überraſchend gut; er greift ſehr rein und ſein Strich iſt feſt; dabei trägt er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, ſein hübſches Ausſehen und ſeine Fertigkeit, ſo wie auch die Strauß'ſchen Walzer, welche dieß Kleeblatt zum Beſten giebt, haben es zum Lieblinge des Publicums erhoben und ſie nehmen dreifach ein, wo der arme, melancholiſche Violinſpieler mit dem Höcker froh ſeyn muß, das Einfache zu erhalten. Und doch iſt mehr vom Künſtler in ihm, als in den kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hat die Anweſenheit eines berühmten Arztes gemeldet, der auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheilen, ſondern auch Operationen vornehmen will.

Welch' eine Freude für einen Deutſchen, einen ſolchen Mann zu ſehen, einen Quackſalber! Wo in Deutſchland darf ſich ein ſolcher noch in ſeiner alten Glorie ſehen laſſen? Alle dieſe freundlichen, beluſtigenden Geſtalten ſind nach und nach aus unſerm Lebensdrama verſchwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich ſchleichender Quackſalber, wie es deren überall in Deutſchland giebt, ohne Treſſenrock und Hanswurſt, iſt ein Mörder; der öffentliche, der ſich als ſolcher verkündet, der Theriak und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und ſchröpft, iſt ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern ſpeculirt.

Eine ſchreiende Menſchenmenge, der quäkende Ton einer ſchlechten Clarinette geben zu erkennen, daß man ſeinen Mann gefunden hat. Er macht ſich nur

mit Mühe auf ſeinem Pferde Platz, ſchwenkt es jedoch ſo geſchickt hin und her, daß bald ein weiter Kreis um ihn gebildet iſt und er nun, mit lächelnder Miene, ſeine Clarinette in den Mund ſteckt, um noch mehr Zuſchauer herbeizulocken. Nach einem kurzen, marſchartigen Stücke hebt er ſich im Sattel und beginnt mit volltönender Stimme ſeine Anrede. Er nennt die Umſtehenden alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag iſt anfänglich ruhig, dann kömmt er in Feuer, ſchimpft auf alle Facultäten, lacht über die Aerzte in Verona und Wien und ſagt: „Ihr mögt Euch getroſt, meine Brüder, an dieſe wenden; Abhülfe Eurer Leiden werdet Ihr nur bei mir finden.“

Jetzt zieht er einen großen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Inſtrumente ſichtbar ſind und hängt ihn an ſeinen Sattelknopf. Man bemerkt Zangen, Hämmer und Sägen, wie ſie ein Grobſchmied zu verfertigen im Stand iſt, dann einige Meſſer von unterſchiedlicher Länge. Er betrachtet dieſe Dinge ohne Schauder und ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit, womit er ſie zu handhaben verſteht, ſich bewußt, ruft er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das Schnellſte abzuhelfen Zwar drängen ſich Einige hinzu, um das Arſenal des Doctors in Augenſchein zu nehmen, aber Niemand ſcheint Luſt zu haben, ſich einer Probe zu unterziehen. Er aber fährt ohne Pauſe in ſeiner Rede fort. Was jetzt an die Reihe kömmt, iſt eine Menge Bruchbänder, die er dem Volke hinhält. Er ergeht ſich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärt mit reicher Suade

die verſchiedenen Atten der Brüche und die Zweckmäßigkeit ſeiner Bänder. Er verſichert, ſelbſt zwei ausgezeichnete Brüche zu beſitzen und zeigt augenſcheinlich an ſeinem eignen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach dieſem erbaulichen und belehrenden Vortrage kommen die Klyſtirſpritzen an die Reihe. Er zieht deren von verſchiedenem Caliber hervor, zeigt ihre Structur und erklärt ihren Nutzen. Das Getümmel hat mehr und mehr zugenommen, die Hitze auf dem Platze wird drückend, die Operationen des Zahnausziehens folgen nun unmittelbar und der beluſtigende Theil dieſes Aufzugs iſt vorüber. *)

*) Die Frechheit, mit welcher die Quackſalber in Italien ihr Weſen treiben, iſt unglaublich. Keyßler erzählt uns in ſeinen Reiſen durch Deutſchland ꝛc., daß ein Quackſalber ſeine Rede mit folgenden Worten begonnen: „Gelobet ſey der Herr Jeſus Chriſtus, von welchem ich nichts mehr verlange, als daß er nach ſeiner Gerechtigkeit am jüngſten Gericht alſo mit mir verfahre, wie ich heute mit Euch handeln will; ich ſetze mein Hab' und Gut aus Liebe für Eure Geſundheit zu; allein der Teufel, der nichts Gutes leiden kann, verblendet Eure Augen, daß Ihr etliche Sols für hundert Scudi anſeht und dadurch Euer und Eures Nächſten Heil, ſo Ihr mit geringen Mitteln befördern könnt, verabſäumt; nehme ich einen Heller von Euch nicht mit gutem Gewiſſen, ſo wünſche ich, daß ich Euer Geld in der hölliſchen Qual ewig ſchlucken müſſe ꝛc." Am beſcheidenſten ſind noch die Zahnausreißer, welche gewöhnlich verſichern, daß ſie con adjuto di Santa Apollonia, welche die Schutzheilige der Zähne iſt, den Zahn glücklich herausreißen wollen.

Während deſſen wird im Dome Predigt gehalten. Nach Beendigung derſelben leert ſich die Kirche und die Proceſſion beginnt. Die üblichen Fahnen eröffnen dieſe. Sie marſchiren in langen Zwiſchenräumen doch rangiren ſich nicht, wie in Deutſchland, fromme Beter ein. Die Zwiſchenräume bleiben leer und Alles zieht vor, die Proceſſion anzuſehen, ſtatt an ihr Theil zu nehmen. Die Capuciner in langer Reihe folgen, ihr mit den herrlichſten Blumen reichgeſchmücktes Kreuz tragend. Dann kommen die Franciscaner mit ihrer Fahne. Sie haben ein trauriges Ausſehen; an einigen zeigt ſich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entſaguug. Ein alter, langer, hagerer Mönch zieht aus ſeinem Aermel eine kleine Schnupftabacksdoſe und ſchnupft mit großem Appetit. Sollte man da nicht an Yorik's Franciscaner denken? — Jetzt erſcheint der lange Zug theologiſcher Studenten, abermals ein Studium für den Phyſiognomiker. Hier kann er ſich verſuchen, zu errathen, wer

Wie aber die Zähne eine Schutzheilige haben, ſo auch viele andere Glieder. St. Agatha iſt es von den Brüſten, St. Blaſius von der Gurgel ꝛc. So verſprach ſich eines Tages Einer und betete: S. Guttur, rogo te, ut liberes me a malo Blasii. Manche dieſer Heiligen ſcheinen dieſes Jus Patronatus bloß dem Laut ihres Namens zu danken zu haben, ſo, z. B., wenn Sta. Clara wider die Augenflüſſe, St. Stapinus wider das Podagra und St. Pankratius (aus welchem das gemeine Volk St. Crampatium macht) wider den Krampf und die Krankheiten der Nerven angerufen wird.

von ſeinen Angehörigen gezwungen dieſen Stand ergriffen hat und wer es aus eignem Antriebe gethan; wer einſt zu hohen Ehren ſteigen wird; wer ſeinen ganzen Ehrgeiz darein ſetzt, einſt eine fette Pfründe zu erſchnappen und wer in der Frömmigkeit das ganze Heil ſeiner Zukunft ſucht. Dort bemerkt man einen jungen Menſchen mit einem feinen bleichen Geſichte, die Augen zu Boden geſchlagen und ein Buch, das er in der Hand hält, an die Lippen gedrückt. Dieß iſt ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen und eben dieſer kann die ſtolzeſten Pläne für ſeine Zukunft im Buſen bergen. Nirgend, wie hier, führt Demuth und Unterwürfigkeit zum ſichern Ziele.

Nun folgen die Pfarrer und das Domcapitel, Alle tragen koſtbare Gefäße, worin Reliquien des heiligen Vigilius ſind. In einem Schreine von Glas wird die Zunge des heiligen Mannes ſichtbar, die einſt ſo feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Sie iſt übermäßig groß und dick und ſelbſt für einen ſolchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wird der ſilberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf unter einem Baldachine getragen; der Fürſtbiſchof, die Hand des Heiligen in der ſeinigen, folgt. So wie die Zunge, iſt auch die Hand von übermäßiger Dimenſion. Doch man wird nicht mehr darüber erſtaunen, wenn man weiß, daß dieſe Hand es war, welche die Felſen aus einander ſchob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es kei=

nen Ausgang mehr gab. Noch jetzt bedienen ſich alle Jene, welche Stenico beſuchen wollen, dieſes von Vigilius gebrochenen Felſenpaſſes und auch auf dieſe Weiſe wurde er daher ein Wohlthäter dieſer Gegend und Trient's insbeſondere, das von dort ſeine beſten Lebensmitttel bezieht.

Nachdem das Hochamt geendet, durchzieht man die Straßen und dieſer Moment iſt einer von denen, wo Trient einer großen Stadt am ähnlichſten iſt. Die Damen haben größtentheils ſehr elegante Toilette gemacht und die Herren haben einen Anſtrich von Ungezwungenheit, den man in den Provinzialſtädten ſelten findet.

Man ſetzt ſich nun zur Tafel und das Diner wird von Klängen umrauſcht, die ewig wechſeln und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen ſind. Alle virtuosi ambulanti, deren wir früher erwähnt und viele andere noch laſſen ſich hören. Friſche Ankömmlinge warten ſtets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

Den Nachmittag bringt man auf dem Schießplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zu, wo ſich die Bauern beluſtigen. Ueberall giebt es Lärm vollauf; aber der Lärm, den die Seiltänzergeſellſchaft macht, um Leute anzulocken, verdient beſondere Erwähnung. Man glaubt, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern haben ſich auf ein Gerüſt über dem Eingange hingeſtellt, wo ſie Trommeln, Becken und Pauken ſchlagen. Der Mann, der mit Dieſem und Je-

nem ſpricht und ab= und zugeht, bläſ't nur dann und wann ein Stück eines Marſches auf der Clarinette dazwiſchen; die Familie aber hört nicht auf, zu ſchlagen, es mag die Clarinette die Melodie dazu liefern, oder nicht. Der Eifer und die Kraftanſtrengung, ſo wie die Ausdauer, ſind dabei eben ſo komiſch, als bewundernswerth.

Die anweſenden Gäſte trinken größtentheils Bier, weil es ſeltener und theurer, als der Wein, mithin feſtlicher iſt. Hin und wieder wird ein Monferino verſucht, der hier nationell iſt; der großen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeß iſt auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das große Bretergerüſte, das ſchon ſeit mehreren Tagen aufgebaut iſt, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze ſtellt einen Tempel vor; in deſſen Mitte iſt der Sarg, oben die ſegnende Geſtalt des Heiligen ſichtbar. Alles iſt mit Raketen ſchön beſetzt und verbrämt und die ſchauluſtige Menge umgiebt dieſe Feuerwerkdecoration, wie Kinder den Weihnachtstiſch, jubelnd und ſchreiend. Nach neun Uhr ſprühen die erſten Schwärmer.

Der Domplatz und die Strada larga wimmelt von Menſchen; alle Fenſter und Balcone ſind mit geputzten Damen gefüllt, ebenſo die aufgeſchlagenen Gerüſte. Jedes Stück des Feuerwerks wird mit einem lauten Beifalle begrüßt, der die Pauſen ausfüllt und immer rauſchender wird. Man ſieht nach einander

den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaiſers und zuletzt den großen Tempel in Brillantfeuer. Jemand behauptete mit großem Ernſte, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, hätten nun fortwährend als Buße die Koſten des Feuerwerks zu beſtreiten Wahr iſt es, daß hierzu ein eigner Fonds exiſtirt, wozu die Stadt immer noch etwas beiſteuert.

Nach eilf Uhr beginnt die Oper. In den Zwiſchenacten ſtrömt Alles hinaus, um vor dem Kaffeehauſe ſich zu erfriſchen, da die Hitze jetzt noch erſtikkend iſt.

In dieſem Moment gewährt Trient für einen weithergereiſ'ten Nordländer den überraſchendſten Anblick.

Aber nicht alle Tage wird zu Trient ein St. Vigiliusfeſt gefeiert. Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgeſtorben iſt Alles! Die Sitze vor dem Kaffeehaus alle leer, die Wagenburgen vor den Hôtels alle fort! Wo ſind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Muſiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Decoration hat ſich in einer Nacht verändert. Das abgebrannte Feuerwerk zeigt eine zerriſſene, geſchwärzte Fronte; der Platz davor iſt mit verbrannten Papierhülſen und halben Citronenſchalen bedeckt, mit deren Inhalt ſich Abends zuvor, während der Luſt und Hitze, ſchöne Kinder gelabt hatten und Trient hat wieder ſein Alltagsgeſicht vorgenommen.

Der Heilige, dem zu Ehren alljährlich dieſes Feſt gefeiert wird, iſt der Biſchof Vigilius und

wir geben hier ſeine Lebensbeſchreibung, wie ſie gewöhnlich erzählt wird, verweiſen aber den Forſcher, den die auf verſchiedene Weiſe erzählte Abkunft des Vigilius intereſſirt, auf Bollandi Acta Sanctorum Tom. V. Jun., wo er reiche Ausbeute hierfür finden wird.

St. Vigilius lebte in dem 4. Jahrhundert und war ein Römer von Geburt; er ſtudirte zu Athen die Theologie und ging in ſeinem 20. Jahre von da nach Trient, wo er viele Beweiſe von ſeiner Gottesfurcht und Gelehrſamkeit gab, ja ſelbſt Wunder verrichtete. Das Volk verlangte ihn deßhalb zum Biſchof und er wurde auch wirklich als ſolcher vom Biſchof von Aquileja, wiewohl ungern, conſecrirt. Er verrichtete hierauf noch viele Wunder an Beſeſſenen und Kranken, bekehrte die heidniſchen Einwohner um Verona und Brescia und errichtete daſelbſt viele Kirchen, ging hierauf nach Anagni und bekehrte auch dort viele Leute. St. Simplician, Nachfolger des heiligen Ambroſius († 4. April 397), empfing zu Anfange ſeines Episcopats einen Brief von ihm, in dem er ihm den Märtyrertod des Diacons Siſinnius, des Lector's Martyrius und des Oſtiarius Alexander, die von den Barbaren der benachbarten Gebirge ermordet worden waren, berichtet. Einen anderen Brief von denſelben Märtyrern ſchrieb Vigilius auch an den heiligen Chryſoſtomus, damals Biſchof zu Conſtantinopel. Später ging er ſelbſt nach Randen, wo jene genannten Männer ermordet worden waren, zertrümmerte das dort verehrte Göz-

zenbild Saturn's und erbitterte dadurch die Einwohner ſo gegen ſich, daß ſie ihn ſteinigten. Seine Begleiter brachten ſeinen Leichnam nach Trient, wo er in der von ihm erbauter Kirche aufbewahrt wurde und der 26. Juni, als ein Todestag feierlich begangen wird.

Der Hirtentanz
oder
der Schäfermarkt.

Es war ein Tag vor St. Margarethen-Ablaß, erzählt uns ein Reiſender, als ich in das Städtchen Stadt-Ilm *) gelangte und ſogleich bemerkte, daß man Anſtalten zu einem Feſte machte, das man den Hirtentanz nannte. Es war Sonntag und ſobald ſich die Kirche öffnete und die Andacht beendigt war, ſtrömte man auf den ehemaligen Hauptwachplatz. —

Am letzten Abend der Woche war man in das Paulinzeller Holz hinausgezogen, um eine Fichte, gleich-

*) Auch in Ilmenau, Blankenhain und Magdala im Weimariſchen wurde der Hirtentanz noch im 19. Jahrhundert begangen, ſeit mehreren Jahren aber von der Polizei, der häufig dabei vorfallenden Unziemlichkeiten wegen, verboten. Der zu Stadt-Ilm wurde im Jahr 1800 zum letzten Male gehalten. Schon früher einmal verboten, wurde er ohngefähr ſeit dem Jahr 1717 wieder begangen.

ſam den Hippodrom und mehrere junge Tannen zu fällen; wer mit dieſem Geſchäfte beauftragt war, hatte ſich, wie ein Hochzeitverkündiger, mit Blumen und Bändern geſchmückt und unter fröhlichen Liedern, die luſtig aus den Wäldern wiedertönten, auf den Weg begeben. Jene Fichte, die man unter jauchzender Muſik oft erſt in der Nacht in die Stadt brachte, wurde als der Schmuck des Tages angeſehen und mit langen bunten Bändern am Gipfel umhängt, ſo daß man, wenn ſie aufgerichtet war, von fern glauben konnte, es müßten Schiffe mit flatternden Flaggen in irgend einem Hafen liegen und ein Meer in der Nähe ſich befinden, das ein Gott hergezaubert habe. Dabei drang ſchon aus der Ferne der Jubel in das Ohr und machte die Täuſchung noch vollkommner; denn man mußte auf die Vermuthung gerathen, das Schiff habe ſeine Mannſchaft ausgeladen, der Ballaſt liege am Strand und die glücklich Gelandeten freueten ſich der wiedergewonnenen Erde. Auf dem genannten Platze hatte man einen Kreis von ungefähr dreißig Schritten im Durchmeſſer abgeſteckt, die Peripherie mit den jungen Tannen bezeichnet, daß ſie einem grünen Tannenkranz ähnlich ſah und im Mittelpunct eine geräumige Hütte aufgebaut, ein gaſtliches Dach, das jeden Fremden aufnahm, wenn er erſchien, um an der Freude Theil zu nehmen. Aus dem Herzen dieſes Hauſes ſtieg die ſchwankende, mit Bändern ausgeſchmückte Fichte in die Höhe. In einem kurzen Zeitraume von wenigen Stunden war der Wachplatz gleichſam in einen Wald verwandelt; ein Zauber ſchien

alle dieſe Anpflanzungen hervorgerufen zu haben, die freilich auch nicht länger täuſchten, als einige Tage, wo der angelegte Garten, wie durch den Hauch des Herbſtes, zu dorren begann. Das Alter machte ſich auf, um den grünen Schmuck zu beſehen und geſtand, daß es zu ſeiner Zeit genau denſelben Kreis abgemeſſen habe; alle jene angenehmen Erinnerungen an eine glückliche Jugend blüh'ten wieder in ſeinem Herzen auf und mit dem Grün der Tannen und Fichten ſchien ſich ſein Leben noch einmal zu verjüngen und neue Kraft ſtrömte mit der Freude durch die Adern. Das iſt es, was dieſe Vergnügungen ſo reizend macht; die Erinnerung an die vergangenen vermehrt die gegenwärtigen und an dieſe knüpft ſich die Hoffnung und der Wunſch, noch die künftigen zu erleben und die Enkel von dem Sonſt zu erzählen. In einer Zeit, wie die unſrige, wo Alles pfeilſchnell vorüberrauſcht, wo der Menſch gleichſam mehrere Menſchenalter lebt und wo kaum eine Freude oder ein Ereigniß in der Seele nachklingend zurückbleibt, weil es immer wieder von andern verdrängt wird, kurz wo man gewiſſermaaſen nur in der Gegenwart lebt und dadurch des unzweideutigen Genuſſes der Vergangenheit entbehrt, in dieſer Zeit iſt die Wiederkehr einer Luſt, wie ſie die Ureltern genoſſen haben, von großem Eindruck.

So wie die Morgenröthe des beſtimmten Montages dämmerte, ging man aus zur Feier deſſelben. Alle Schäfer der Gegend, aus den Dörfern der (fürſtlich ſchwarzburgiſchen) Aemter Ilm, Paulinzelle und Ehrenſtein und den benachbarten, machten ſich früh

auf, um ſich in der Schäferei unterhalb Stadt-Ilm zu verſammeln; die beſten Kleider waren angelegt und der fromme Hirtenſtab fehlte nicht, das Zeichen eines ſonſt ſo geachteten und glücklichen Standes, dem das Menſchengeſchlecht die Anfänge ſeiner Civiliſation verdankt.

Die zehnte Stunde war das Signal, auszuziehen. Welch' eine Erſcheinung! Wie war ich im Geiſt unter jenen Hirtenvölkern, wo ein Feſt dieſer Art das wichtigſte Ereigniß ihres Lebens war. Laſſen Sie mich ein gedrängtes Gemälde entwerfen und zwar hiſtoriſch in der Ordnung, wie man aus der Schäferei herausrückte. Ein Schäfer, deſſen Schläfe mit Silberhaar bedeckt waren und den man mir als den Aelteſten nannte, ſchritt voran und trug einen entblößten Säbel in der Hand, ich weiß nicht, unter welcher Bedeutung, vielleicht unter keiner; denn welches Symbol könnte ein Säbel in der Hand eines Hirten ſeyn, der mit den Inſtrumenten des Krieges nichts zu ſchaffen hat? Nach ihm erſchien ein Muſikantencorps und blies luſtig auf Schalmeien und ließ einen Dudelſack ertönen. Hinter dieſen Hirtenflötiſten folgten wieder zwei Schäfer mit ihren Stäben, die ſie, wie eine Lanze außer dem Kampf, an der Schulter aufrecht trugen und nach ihnen bewegte ſich, ſtolz und ernſt, der ſchönſte Hammel der Heerden, der, wie ein Opferthier, mit irdiſchem Schmucke, mit Bändern und Flittergold behängt war und an einem, mit meſſingenen Platten verzierten Riemen von einem der Schäfer geleitet wurde. An dieſen lebendigen Preis des

Sieges reihten ſich die Glieder des ganzen Schäferzugs, der aus funfzig Perſonen beſtehen mochte, zwei Mann hoch und den Stab, wie der Erſte, tragend. Selbſt die Hand wurde zum Muſikinſtrumente; man pfiff auf den Fingern die Lieder nach, welche die Muſikanten vorblieſen.

In dieſer Ordnung bewegte ſich der Zug durch das Unterthor der Stadt auf den Markt. Bis hieher konnte ich nicht folgen und erſt auf dem Wachplatze kam ich wieder zu ihnen, wo ſie eben beſchäftigt waren, den geſchmückten Hammel unter ſchmetternder Muſik dreimal um die Fichte zu leiten. Der Führer deſſelben ſtand nun mit ſeinem Opferthiere bei den aufgerichteten Tannen ſtill. — Nach einer kurzen Pauſe begann der älteſte Schäfer, einen Tanz aufzuführen, der aus einer gewiſſen Ferne eben ſo luſtig ausſah, als mit allgemeinem Volksjubel endete. Alle Bewegungen dieſes Fechtſpieles nämlich, die er mit ſeinem Säbel rechts und links, in die Höhe und auf die Erde machte, mußte der ganze Zug genau nachahmen und zwar ſo, daß ſich die Glieder trennten und Jeder einzeln hinter dem Andern nachhüpfte. Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Schlange, die ſich in hundert Windungen dahin bewegte, ſich gleichſam in den Schwanz biß, das heißt, daß der erſte und älteſte Schäfer den letzten und jüngſten berührte und mit ſeinem Säbel regelmäßig und ſehr deutlich auf den Rücken grüßte. Je wunderlichere Sprünge der Letzte machte, um dieſen collegialiſchen Complimenten zu entgehen, deſto luſtiger ſprang der Erſte, ſo daß man

Schwanz und Kopf am Ende nicht mehr unterſcheiden konnte. Die Bewegung der Hand ſteckte an und kaum hatte ſich der Kreis einige Mal um ſich ſelbſt gewunden, ſo fanden die nachfolgenden und mittlern Glieder deſſelben das Beiſpiel des erſten ſo vortrefflich, daß die Hände nicht mehr zurückzuhalten waren und Jeder mit ſeinem Stabe, wie früher auf den Dudelſack, auf ſeinen Vordermann lospaukte und in einer Minute ſchlug und ſchrie; je lauter die Meldung ſeines Rückens war, deſto weiter holte die Hand aus, um dieſe Schäferſprache immer weiter vorwärts zu verpflanzen. Glücklich, wer ſich durch ſeinen Pelz vor dieſem Hagel geſchützt hatte und wer es nicht gethan, dem ſchien die Freude darüber ſo ſehr mitzuſpielen, daß ſeine Sprünge dem luſtigen Böcklein auf der Wieſe glichen. Welche Geſichter die Zuſchauer zu dieſem Turnierſpiele machten, kann Jeder ſich ſelbſt ausmalen.

Man begann nun, nach Beendigung dieſer freundſchaftlichen Communication, den Ehrenzug durch die Stadt und zwar zunächſt in den Schloßhof, wo man ſich daſſelbe Fechtſpiel wieder auf den Rücken trommelte, wie früher. Nachdem dieſer zweite Tanz abgemacht war, zog man paarweis an das Haus des Pachters und wiederholte den Gang zum dritten Male, zwar etwas matter, aber auch der Erfriſchung näher. Denn aus dieſem Hauſe ſchleppte man Bier und dieſes deutſche Getränk brachte eine ſo gute Wirkung hervor, daß man vor dem Hauſe des Amtmanns,

14 *

wo man das Prügelſtändchen wiederholt, eine außerordentliche Virtuoſität bewies.

Der Hammel, der bis jetzt ruhig zugeſehen hatte, wurde hier brüderlich in den Reihen gezogen und blökte durch die Schläge, die er erhielt, harmoniſch in den Jubel hinein. Darauf wurde er dem Amtmann als Geſchenk überwieſen. Man kehrte auf den erſten Platz zurück und fing an zu ſpeiſen, wobei man wenigſtens vorausſetzen konnte, daß es nicht an Appetit gefehlt habe.

Es läßt ſich denken, daß das Vergnügen ohne Weiber entweder nicht lange dauern, oder in gemeine Luſt ausarten würde. Uebrigens ſind dieſe Menſchen auch noch zu fern von dem neueſten Standpuncte der geſelligen Cultur, als daß ſie eine Freude ohne die Ihrigen genießen könnten; das Weib, vom höchſten Stande, wie aus dem tiefſten, bringt erſt Reiz in den Genuß und wenn er ſich in dem letztern auch etwas grob äußert und ein feineres Gefühl verſcheucht, ſo bleibt es für Liebhaber immer ein Reiz. Man hatte daher dafür geſorgt, daß bald nach Beendigung des Mahles Weiber und Mädchen aus dem Schäferſtand erſchienen. Wo Menſchen in Freude verſammelt ſind, da darf auch die Fiedel nicht fehlen und nicht lange währte es, ſo ſprang man in deutſchen Tänzen um die Fichte herum. Dieſes ganze Feſt hatte nur eine Dauer von zwei Tagen.

Am Dienstag, zur Stunde des Sonnenuntergangs, wiederholte man noch einmal die ganze Bewegung; aber man brauchte ſich dießmal vor blauen

Rücken nicht zu fürchten; denn der Angriff der Hand geſchah nach einer andern Seite hin. Man tanzte um die Fichte herum und der Letzte, ſtatt eines Hirtenſtabes, mit einem Beile verſehen, verſetzte ihr jedesmal, ſo wie er ihr nahe kam, einen Hieb, bis ſie zu wanken anfing. Sobald der geſchmückte Baum zuſammſtürzte, ſtand plötzlich alle Bewegung ſtill; einer der Schäfer brach der Fichte den Kopf ab und hielt ihn empor. Jetzt begann eine Wette. Derjenige, welcher Luſt bezeigte, die Bänder und Blumen der Fichte zu beſitzen, ergriff den abgebrochenen Gipfel, der noch mit ihnen geſchmückt war und ſtellte ſich funfzehn Schritte von der erſten Reihe der Schäfer. Auf ein gegebenes Signal ſtürzte er, wie vom wilden Feinde verfolgt, durch die Straßen der Stadt, welche ihm beſtimmt worden waren und ein anderer Hirt ihm nach, als wenn ihm ein koſtbares Schaaf davon gelaufen wäre und mit ihm mehrere, welche um den Preis warben. War der Erſte ſo glücklich, nicht erwiſcht zu werden, ſo wurde ihm der Tannengipfel mit ſeinen Bändern als Belohnung zugeſprochen.

Auch im Würtembergiſchen iſt der Schäfertanz, oder, wie er dort genannt wird, Schäfermarkt, ſeit undenklichen Zeiten eine Nationalfreude, wird alle Jahr zu Markgröningen, an dem Gedächtnißtage des heiligen Bartholomäus, gefeiert und hat die Zunftverſammlung der ſämmtlichen Schäfer des würtembergiſchen Unterlands *), die an dieſem Tag ihre Leggelder in

*) Die Schäfer des Oberlandes feiern in gleicher Abſicht und auf gleiche Art ihren Schäfermarkt in den würtembergiſchem Städtchen Urach und Wildberg.

die gemeinſchaftlichen Laden abgeben müſſen und Innungsſachen vor dem niedergeſetzten Schäfergericht abthun, zum Hauptzwecke.

Schon der frühe Morgen gewährt einen herrlichen Anblick. Hier zieht eine Schaar jubelnder Schäfermädchen und Schäfer, Arm in Arm, mit Dudelſack und Schalmeienmuſik ein; dort rollt eine mit Gäſten gepfropfte Chaiſe nach der andern den Häuſern der Bekannten zu; karavanenähnliche Züge von Reitenden und Fußgängern durchkreuzen alle Straßen; aus jedem Fenſter tönt Jubelgeſchrei, Muſik und der Tact von Tanzenden herab und in weniger als drei Stunden iſt das Städtchen von einer großen Menſchenmenge erfüllt.

Nach der achten Frühſtunde zieht ein Trupp der Schäferälteſten mit Knotenſtäben und von der glänzenden Stadtmiliz escortirt, mit der Schäferlade, Fahne, ſilbernen Schippen und andern Inſignien, unter Trommelwirbel und Schalmeienmuſik in einer ordentlichen Proceſſion vor die Wohnung ihres Obmanns und holen ihn auf das Rathhaus ab, wo die verſammelten Schäfer und Knechte ihre Leggelder entrichten und dagegen das ſogenannte Schäferzeichen, welches in Neſteln und Bändern beſteht, erhalten.

Nun beginnt eine feierliche Proceſſion in die Kirche. Voran gehen die Vorſteher Gröningen's in größter Galla, hinter ihnen her die Fahne und Wache; dann folgt eine unüberſehbare Menge Schäfer. Hier hält nun der Prediger eine Rede über den guten Hirten.

Dieſer folgt der ſogenannte Hammellauf, welches eine Gattung Wettrennen iſt und haußen, auf einem benachbarten Stoppelfelde, geſchieht. Eine zahlreiche Geſellſchaft von Zuſchauern zu Pferde, Wagen und Fuß verſammelt ſich daſelbſt und wartet auf den ankommenden Zug.

Iſt der Zug in den Schranken, ſo wird ein Kreis von der Wache und den Zuſchauern geſchloſſen und die Springenden reihen ſich in eine Linie. Die Jünglinge rennen zuerſt und darauf die Mädchen. Der Preis für die Erſteren iſt der ſchönſte Hammel der Trift und für die Letzteren iſt etwas von Silber oder Kleidung beſtimmt. Jetzt ruhen die Blicke der Kampfgierigen und Zuſchauer ängſtlich und erwartungsvoll auf den Beamten, der zu dem Laufe die Loſung giebt. Er winkt und raſch fliegt der Haufe und mit ihm das theilnehmende Auge des Zuſchauers die Reihen hinunter, dem Ziele zu. Neben den Springern reiten die Kampfrichter her, um die Streitigkeiten, die nicht ſelten vorkommen, zu ſchlichten. Die jungen Schäfer kommen zurück und nun folgt der Wettlauf der Mädchen; dieſe ſind leicht und reizend gekleidet; jeder Liebhaber rennt neben ſeiner eilenden braunen Schönen her und ſucht ſie durch ſein Beiſpiel zu ermuntern, oder läuft gar Hand in Hand mit ihr auf das Ziel los. Das ſiegende Pärchen kommt nun mit einemmale hervor und iſt mit goldenen Kronen gekrönt; die Siegerin hält ihren Preis und der Sieger führt im Triumphe den ſchön mit einer halben Bandbude gezierten Hammel. Der Zug geht in's Städtchen zurück, mitten

inne unter Trommel= und Flötenſchalle das königliche Paar majeſtätiſch ſtolz und eröffnet, wenn ſie auf einem geräumigen Platz angelangt, einen ländlichen Ball; ihm folgen mehrere Pärchen, *) ohne der Delicateſſe zu opfern, nach, der Mann von Stande ſchwenkt ungekünſtelt die ſchnippiſche Schäferbrünette und der luſtige Schäfer das Mädchen mit dem Federhut und Kopfputze walzend herum.

Dieſer Tanz währt eine halbe Stunde und ſobald er geendet, verlieren ſich die Zuſchauer in die Gaſthöfe, oder zu Bekannten. Nach Tiſche gehen Leute von Stande, welche ſich mit Tanz oder Zuſehen vergnügen wollen, auf's Rathhaus, wo ein öffentlicher Ball iſt. In allen Gaſthöfen iſt Tanz und Vergnügen aller Art anzutreffen, welche ſich für die Theilnehmenden erſt nach Mitternacht, aber immer noch zu früh, endigen. —

Dieſes Vergnügen, das ſeit mehreren Jahren an den meiſten Orten, wo es ehemals gefeiert wurde, unterſagt worden iſt, da die gewöhnlich dabei ſtattfindenden Schlägereien ſich nicht ſelten mit Todſchlag endeten, ſtammt ohne Zweifel noch aus den Zeiten des Mittelalters, wo die ganze bürgerliche Geſellſchaft in Kaſten eingetheilt war. Jede Kaſte ſuchte und fand

*) Nicht an allen Orten, wo der Schäfertanz begangen wird, dürfen andere Paare ſich unter die tanzenden Schäfer miſchen; ſo werden, z. B., in Rothenburg an der Tauber, diejenigen, welche am Tanze Theil nehmen und nicht Schäfer ſind, in den Brunnentrog geworfen.

ihr Vergnügen ſtreng abgeſondert, und jede fremde Einmiſchung war verpönt. Der Stand der Hirten aber war ſtets im geringerem Anſehen und durch die Volksmeinung gleichſam aus der menſchlichen Geſellſchaft geſchieden; auch ihre Berufsgeſchäfte hielten ſie fern davon und deßhalb mag es wohl kommen, daß dieſes ihr Kaſten-Vergnügen, das ſie gründeten, um ſich doch auch einmal zu erfreuen und wäre es jährlich auch nur einmal, ſich dann noch erhalten hat, als die meiſten dahin abzielenden Feſtlichkeiten anderer Kaſten ſchon längſt erloſchen waren.

Das Sechseläuten in Zürich.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke ſchallt,
Wo wir im Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Die letzte ſchallt!

In der Zeit, wo Primel und Veilchen aufblüht und die Wandervögel wieder eintreffen, pflegt Zürich und ſeine nächſte Umgebung ein Feſt zu feiern, welches das ermüdende Gleichmaas der Tage anmuthig unterbricht und in ſeiner kecken Fröhlichkeit die Ankunft der ſchönen Jahreszeit würdig begeht. Es heißt das Sechſeläuten, weil von dieſem Tag an, den der Stadtrath beſtimmt, die Abendglocke wieder geläutet wird, um den Sommer hindurch den Arbeitsleuten das Zeichen zur Ruhe zu geben. Wenn ſchönes Wetter den Tag begünſtigt, ſo drängt ſich ſchon früh eine zahlreiche Volksmenge durch die Straßen, um die Boten des Frühlings herumziehen zu ſehen, Kinder, die

zwei und zwei, Kränze oder bandgeſchmückte Bäume tragend, von Haus zu Haus ziehen, ein Frühlings-lied ſingen und dafür eine kleine Gabe erhalten. Sie ſind verkleidet, meiſt ſeltſam und auch der Name der Knaben, den Niemand zu erklären weiß, deutet in die graue Vorzeit zurück, aus der dieſes Feſt, ein Ueberreſt des deutſchen Heidenthums, ſtammt; die Knaben heißen Bögen, die Mädchen Mareielli. Häu-fig iſt der Böge auch nur eine Puppe, die auf einem Wagen herumgeführt wird. Das Lied, das die Kin-der vor den Häuſern anſtimmen, erinnert an ähnliche, z. B., das in Deutſchland bekannte: „Tra ri ro" ꝛc. (ſiehe Seite 30): es preiſ't den ſiegreich einziehenden Frühling. Auch die Erwachſenen bleiben der Maskenluſt nicht fremd. Nach Mittag, wenn die verſchiedenen Zünfte ihre Mahle beendigt haben, erfreut jedes Jahr ein ſinnreicher, geſchmackvoller Zug die Stadt, in die von nah und fern die Bewohner der Umgegend zuſam-mengeſtrömt ſind, ſo daß in den engen Gaſſen die ge-ſchmückten Geſtalten des Zugs, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, ſich nur mühſam fortbewegen. Bei jeder Zunft macht der Zug Halt; man wechſelt begrüßende Reden und trinkt ſich aus alten und neuen Trinkge-ſchirren der verſchiedenſten Art Heil zu. Die Zünfte wechſeln in dem angenehmen, aber koſtſpieligen Ge-ſchäft einer ſolchen Darſtellung, die gewöhnlich Pracht mit ſinnreicher Erfindung vereinigt. Bei der vollkom-menen Freiheit, mit der man ſich hier bewegt und dem ſchnell beſonnenen, beredten, in derlei Dingen ge-wandten Weſen der Bürger geben dieſe Züge Anlaß

genug zu treffenden Worten und malen gewöhnlich die herrſchende Stimmung und Lage; die Politik, die in Alles ſpielt, tritt nicht ſelten ſtark hervor. So begrub im Jahr 1838 eine Zunft in feierlichem Leichenbegängniß auf dem Lindenhof, einem öffentlichen Platz, ihr Banner, d. h., ſich ſelbſt; Anſpielung auf die politiſche Vernichtung der Zünfte durch die letzte Verfaſſungs-Reviſion, welche die Stadt zu einem einzigen Wahlkreiſe (Zunft) hat zuſammenſchrumpfen laſſen. Anziehender war eine Darſtellung der Schweizer Krieger ſeit der älteſten Zeit bis jetzt, im Ganzen über hundert ſchön maskirte Männer, voran alte Celten oder Germanen, in ſcheinbarer Nacktheit, mit hochflatterndem blonden Haarbuſche, Thierfellen und kunſtloſer Bewaffnung; hierauf Krieger aus der merovingiſchen Zeit, dann aus den Kreuzzügen, andere aus der habsburgiſchen Zeit; dann ein ſtattliches Geſchwader vom Anfange des 16. Jahrhunderts, mit dem tapfern Zwingli in der Mitte; Lanzenknechte aus dem dreißigjährigen Kriege; Grenadiere und Reiter von 1700 mit Trommel, Pfeife und Zopf; eine bunt verwirrte Schaar aus der Revolutionszeit; zum Schluſſe die Gegenwart. Gegen Abend verlor ſich dieſes Getreibe; aber die Schauluſtigen hatten nun ein anderes Geſchäft. Wenngleich nämlich die Erwachſenen (nur die Männer) die Hauptrolle ſpielen, ſo iſt doch auch die Freude der jungen Welt nicht gering. Wochenlang vorher ziehen kleine Schaaren von Knaben mit Wagen durch die Stadt und betteln Holz und Reiſig zuſammen. Wenn am Morgen die Strohpuppe (der

Bög) herumgeführt iſt, wird ein Scheiterhaufen errichtet; auf einer hohen Stange ſchwebt die zum Feuertode verdammte Figur (der beſiegte Winter) und mit dem Anfange des Läutens, um 6 Uhr Abends, verbreiten die Holzſtöße ihren Rauch über die Gegend. Oft Stunden lang erleuchten ſie dann mit hellem Glanze die Nacht. Jubelruf der freudetaumelnden Knaben begleitet das ſtückweiſe Herunterfallen des brennenden Feindes in die Flamme und aus Büchſen und Böllern ertönen die Freudenſchüſſe. Das Alles mit anzuſehen, beſucht man hochgelegene Orte, z. B., die Spaziergänge auf den Schanzen. Mit der Nacht regen ſich auch die Zünfte wieder, lebhafter, ungebundener, vom Weine zu erhöhter Luſt erhitzt; es beginnen die Beſuche, die jede Zunft der andern macht; überall begegnet man dieſen lärmenden Genoſſenſchaften, die in bunter Miſchung von Masken und gewöhnlichen Kleidern, mit gemalten Laternen und Muſik von Zunfthaus zu Zunfthaus ziehen und in den großen Stuben die Wechſelreden und das Zutrinken des Nachmittags erneuern. In ausgelaſſener Fröhlichkeit geht das fort, bis gegen Morgen, wo die letzten Kämpfer ermüdet den Schauplatz der Luſt verlaſſen. Das iſt der eintägige Züricher Karneval.

Das Dreſchflegel-Hängen.

Der Gegenſtand dieſes Vergnügens iſt ein fetter Schmaus, welchen, nach hergebrachter Sitte, kein braver Bauer in Würtemberg unterlaſſen darf. Dieſes Vergnügen wird an manchen Orten auf folgende Art angeſtellt: Wenn der Bauer die Früchte beinahe ganz aufgehoben hat und der Dreſcher das letzte Stroh driſcht, ſo ladet erſterer die Dreſcher zur Flegelhenket ein; dieſe bedanken ſich in einer herkömmlichen Formel und wollen, weil's ſo ſeyn muß, kommen. Nun beginnen ſie, das letzte Stroh mit einem freudigen Flegeltact abzuſchlagen und hängen dann, nachdem ſie in des Bauern Stube getreten, die Flegel herum. Den Anfang zum Schmaus öffnet ein mächtiger Krug, welcher, ehe das Eſſen kommt, zu Grunde gezecht wird. Nun dampft die Fleiſchſuppe auf der Tafel, Schweinefleiſch und Blonzen *) belaſten ein darunter geſchmeidig geworde-

*) Blonzen heißt bei den würtembergiſchen Bauern eine corpulente Blutwurſt.

nes Sauerkraut und ein Röſterbraten äugelt hellbraun dem gierigen Gaumen entgegen. Die Dreſcher lagern ſich um die befrachtete Tafel und erwarten das Zeichen zum Angriffe, welches in einem Amen, von dem breitſchultrigen Knechte geſungen, beſteht.

Jetzt geht es auf das Mahl los; Dreſcherſcherz und der beſte Wein würzen es; aus zurückhaltendem Ziſchen wird Gemurmel und aus dieſem ein Freuden-geſchrei, bis die Schüſſeln ihre Beſtimmung erreicht haben. Hierauf holt man den Spielmann und es beginnen ſchwäbiſche Schleifer mit den Mädchen der Nachbarn, welche ungeduldig ſchon lange durch das Fenſter auf ihre Tänzer hinüberäugelten und auf das Abholen zum Tanze harrten. Der Dreſcher thut herzlich ſchön mit ſeiner Dirne und nicht ſelten wird hier, gleichwie bei Stutzer-Bällen, eine Liebſchaft angeknüpft.

Erſt wenn der Morgen anbricht, denkt der Dreſcher daran, ſeine Freude zu unterbrechen und geht, vergnügt wie ein König, von hinnen.

Das Eierleſen.

Ueber den Urſprung dieſes ländlichen Vergnügens iſt nur ſo viel bekannt, daß im Jahr 1650 im Würtembergiſchen Eier geleſen wurden und nach alten Chroniken in den Landſtädten „die Mahler- und Pfiſter-„Knechte das Recht hatten, in jedem Kuntenhauſe, wo „ſie Meel hinmahlten und Brod hinbaketen, zu einem „Eiernapf auf Oſtern, als ein Trankgeld zu ihrer Er-„gözlichkeit, drei Eier einzuheiſchen ꝛc.“

Hieraus dürfte nach und nach das heutige Eierleſen entſtanden ſeyn, das nicht nur in Städten, ſondern auch in Dörfern bei Bäcker- und Mahlknechten und den ledigen Burſchen gebräuchlich iſt.

Der Oſtermontag Nachmittag iſt überall zu dieſem Vergnügen beſtimmt. Es iſt eine Art von Wette, welche zwei Partheien mit einander eingehen. An die Spitze jeder Parthei ſtellen ſich die Kämpfer, deren einer die Eier leſen und der andere inzwiſchen nach

einem beſtimmten Ziele laufen muß. Der Schauplatz iſt an den meiſten Orten eine ebene Wieſe; der Zufluß von Zuſchauern dahin unüberſehbar. Wenn die Partheien auf dem Platze ſind, ſo werden die Eier in gleicher Reihe hingelegt; ſobald dieſes vorbei iſt, wird ein Zeichen gegeben: der Springer entfliegt mit dem theilnehmenden Auge des Zuſchauers dem geſteckten Ziele zu und der Leſer beginnt, mit der möglichſten Geſchwindigkeit ein Ei nach dem andern in den ihm mit Spreu vorgehaltenen Korb zu werfen; er darf von jedem Einhundert Eiern nur zwei zerbrechen. Bang athmet nun jede Parthei für ihre Wette: dieſe feuert den Leſenden an und jene blickt harrend auf die baldige Zurückkunft des Springers durch die Flur hin; ein allgemeines Geſchrei entſteht bei ſeinem erſten Anblicke; ſchneller rafft der Leſende ſeine Eier und der Springer ſein letztes Ferſenmark auf den Zuruf des Volks zuſammen. Wenn er nun ankommt, ehe die Eier in dem Korbe beiſammen ſind, ſo iſt die Wette für ihn und ſeine Parthei gewonnen; wo nicht, ſo iſt ſie verloren. Diejenige Parthei, welche verſpielt, muß die Eier bezahlen, einen großen Kuchen backen laſſen und die ſiegende Parthei noch mit Wein, ſo lange ſie trinken kann, frei halten.

Hier entſteht kein Murren, kein Zank mit dem Saumſeligen, froh und zufrieden geht der Trupp in die Schenke; der große Kuchen wird bereitet, unter Scherz und Becherklang verzehrt und die Zeche gern bezahlt. Jeder Burſche ladet ſein Mädchen zum Schmauſe, bedient ſie beinahe mit ſtädtiſchem Anſtande,

küßt, ſingt und ſpringt; wenn der Kuchen verzehrt und die Geſellſchaft warm iſt, beginnt ein ſchwäbiſcher Tanz und erſt in der ſpäten Nacht endigt ſich dieſes Vergnügen.

Auch in Beiertheim bei Carlsruhe iſt das Eierleſen gebräuchlich und bisweilen wird mit ihm zugleich ein Pferdewettrennen mit Bauerngäulen angeordnet.

Das Sichelhängen,

nach dem Bauerndialecte Sichelhenket, iſt ein Gebrauch, welchen der würtembergiſche begüterte Landmann und Pächter aus der Urzeit noch beibehalten hat und heilig beobachtet, ein ländliches Feſt, welches er ſeinem Schnitter-Völkchen und Geſinde, zur Belohnung ihres Fleißes, jedes Jahr nach der Ernte veranſtaltet.

Der Gedanke an dieſe Freude verſüßt dem ſchwitzenden Schnitter ſein Ungemach; minder fühlt er die brennenden Strahlen der Sonne, welche ſeinen Rücken röſten; rüſtiger klingt die Sichel und ſchneller ſinkt der geſegnete Halm unter ſeiner ämſigen Hand. Laut tönt der Jubel dem Feſt entgegen. Ehe der Morgen noch zum Tage reift, lebt die ganze Familie des Bauers zuſammen: hier bereitet die geſchäftige Wirthin für ihre Gäſte den Kuchenteig; dort verbrüllt unter dem Kniee des Schlächters ein feiſtes Maſtſchwein dumpf ſein Leben; eine emſige Magd heitzt zum Backwerke den mächtigen Ofen und das Kamin ſpielt Wogen von

Rauch aus ſeinem ſchwarzen Schlunde gegen die Wolken; im feſtlichen Pompe beäugeln ſich die Kinder des Bauers und gehen ſtolz die Straßen einher; der Hausvater ladet ſeine nächſten Verwandten, zuweilen auch den Paſtor, Amtmann oder Schultheiß, zum Mahle. Nun eilt er, die letzten Garben zu holen; rüſtig jagt jetzt der Bauersknecht mit dem Vetter*) auf dem Wagen dem Acker zu und knallt mit der bebänderten Peitſche ſeine Freude durch die Flur aus.

Wenn die Garben geladen ſind, ſo ladet der Bauer ſeine Schnitter zur Sichelhenket ein; knarrend geht der Wagen vorwärts und hinter ihm das freudige Völkchen der Schnitter, jeder die Sichel in dem Arm, einher und dem Hauſe der Freude zu. Jetzt ſchmückt ſich das Volk mit dem Sonntagshäs (Sonntagskleider) und tritt in die Stube des Landmanns, wo er es freundlich willkommen heißt; nach uraltem Gebrauche werden die Sicheln reihenweiſe in dem Zimmer umher in die Dielen geſteckt und nun beginnt der Schmaus. Oben an der Tafel ſitzt der Bauer mit ſeiner Frau, oder der Amtmann und Pfarrer und in bunten Reihen die Schnitter mit ihren Weibern oder Mädchen auf beiden Seiten herunter. Bisweilen ſchürzt ſich der Wirth und ſein Weib ſelbſt zu Aufwärtern; der munterſte Witz würzt das Eſſen, bei welchem, wenn der Schmaus den Ehrennamen Sichelhänket haben ſoll, eine großäugigte Fleiſchſuppe mit Schwarz-

*) Vetter heißt bei den Knechten der Herr.

brod, *) Rindfleiſch mit Meerrettig, Sauerkraut mit dem feiſteſten Schweinefleiſch und einem Blonzen, Würſte, Gans= und Schweinebraten und ein fetter Sallat und neben dem kleineren Backwerke von Faſtnachtsküchelen und Tabakrollen, dicke mürbe Butterkuchen aufgetiſcht ſeyn müſſen.

Wie glücklich träumt ſich nicht die Schmausgeſellſchaft, wenn keines dieſer Stücke fehlt und Alles, wie gewöhnlich, vollauf da iſt! Jeder lächelt ſeinen Wirth dankbar, zufrieden und mit beiden vollen Backen an, raunt ſogar, gefliſſentlich halblaut, dem geſchäftigen Nachbar die Freigebigkeit des Wirthes in die Ohren und rühmt, es noch nirgends ſo angetroffen zu haben. Mit redlich ungezwungener bäuriſcher Galanterie legt der junge Schnitter und der naive Bauernknecht ſeiner freundlichen Brünette den Teller voll und trinkt mit ihr aus einem Becher; freudig iſt der Hausvater, wenn er ſieht, daß ſeine Leute munter ſind und wakker drauf los zehren. Heute ſtrömt ungemeſſen der beſte Wein ſeines Kellers aus dem mächtigſten Haushumpen hervor; ein Vivat nach dem andern reizt ſeine Freigebigkeit und nie wird der zinnerne Becher des Schnitters leer.

Nach dem Eſſen erlaubt er dem luſtigen Volke Luſtbarkeiten mit Karten, Pfänderſpiel, Kegelſchieben u. ſ. w. und läßt ſogar oft, wenn es brav ausgab **), die

*) Der Paſtor und Amtmann bekommen eine Suppe mit Weißbrod.

**) Das iſt, wenn ſeine Ernte geſegnet iſt.

Muſikanten kommen, um ſeiner Geſellſchaft einen Tanz zu geben. Dieſes Vergnügen währt ſo lange fort, bis das Völklein genug hat. Nun wird noch einmal, auf's Wohlſeyn des freigebigen Landmanns, der knottigte Erntebecher in die Runde geleert; hierauf rechnet der Erntevater mit ſeinen Schnittern ab, bezahlt ſie mit klingender Münze und giebt noch Jedem ſein beſonderes Beſcheid-Eſſen, welches der Reſt der Mahlzeit iſt, mit nach Haus. Der Schnitter dankt und geht, laut ſchallt noch aus der Ferne ſein Juchſen und Vivat zurück; das Geſinde geht nun muthiger an ſeine Arbeit und Herr und Frau freuen ſich ihres Segens und Lobes.

Das Gänsigreiten.

In der Nähe von Wurzen iſt das ſogenannte Gänſig- oder Gänſerichreiten ein beliebtes Volksfeſt. Gewöhnlich findet es nach der Ernte Statt und der Dorfplatz iſt mit Tannen bepflanzt, mit Feſtons und Kränzen von grünem Reiſig oder Blumen geſchmückt. Als Vorſpiel werden zwei mit einer Krone von Flittergold gezierte und mit bunten Bändern behangene Gänſe in Proceſſion herumgezeigt und an den zur Luſt beſtimmten Ort gebracht. Hierauf werden ſie, in gewiſſer Entfernung von einander, mit den Füßen an einen ſtarken Stock in einer ſolchen Höhe aufgehangen, daß ſie ein Reiter mit der Hand erreichen und herunter reißen kann. Durch ſchmetternde Trompeten wird das Zeichen gegeben, wenn der Reiter das Turnier mit den Nachkommen der Capitolswächter beginnen ſoll. Er ſetzt ſich auf dieſes Signal in Trab, von anderen jungen Burſchen zu Fuß und zu Pferde begleitet; die Frauen, Mädchen, Kinder und ältere Männer gruppiren ſich bunt um den Schauplatz, um die Geſchicklichkeit oder die Kraft des Reiters mit anzuſehen. Bei Aufſtellung der Reiter wird das Verfahren beobachtet, daß die kleinen Pferde den großen Burſchen und die gro-

ßen Pferde den kleinen Burſchen zugetheilt werden, damit auf dieſe Weiſe die Ungleichheit der Größe möglichſt beſeitigt werde. Anfangs, wo die Gänſe noch kräftig ſind, recken ſie bei dem Annahen der feindlichen Hand ſtolz und verächtlich den Kopf in die Höhe und dieß braucht nur einen Zoll höher zu geſchehen, als man reichen kann, um dem Reiter den Fang unmöglich zu machen. Unter Gelächter der Umſtehenden reitet nun der Kämpfer weiter und ſieht ſich noch durch das nachſchallende Gak! Gak! des dem Tode geweiheten Gänſerichs verhöhnt. So wird dieſer Ritt von einem Jünglinge nach dem andern wiederholt, wobei mancher vom Pferde purzelt. Wenn die Gänſe matt werden und den Kopf nicht mehr recht in die Höhe bringen können, oder, die Gefahr verachtend, nachläſſiger werden und an etwas Anderes denken — denn die Gans macht auch Reflexionen in einem ſo ungewohnten Zuſtande — gelingt es endlich, daß ein feſter Griff den Sieger krönt. Sind beide Gänſe gewonnen, dann geht es mit Muſik in Proceſſion, die Sieger voran, nach dem Gaſthofe, wo die Gänſe abgegeben werden. Hat man dort ſchon zubereitete verzehrt, ſo wird entweder auf dem Platz oder in dem Gaſthofe flott getanzt.

Auch in dem Innkreis Oeſterreich's iſt das Gansreiten üblich; doch war es einſt viel üblicher, als jetzt und ſcheint deßhalb mehr abgenommen zu haben, weil die fortſchreitende Cultur auch zartere Empfindungen gegen die Thiere eingeflößt hat.

Das Breiſtehlen
und
der Haartanz

ſind ein Paar Beluſtigungen, die der lebensfrohe Bewohner des Innkreiſes mitten in ſeine Arbeit zu verweben weiß, ohne eben dieſelbe zu beeinträchtigen. Gleich wie der Flachs (Haar) ausgerauft (gefangen) worden iſt, wird er unter Jubel und Geſang nach Hauſe geführt und ſeiner Samengehäuſe entledigt (geriffelt). Während dieſes Geſchäfts praſſelt und dampft die Küche, daß ſie von ferne ſchon die Naſe berauſcht; denn an dieſem Tag iſt fette Mahlzeit. Vor derſelben aber ſchleicht ſich ein flüchtiger Burſche aus der Nachbarſchaft in die Küche, hält der Hauswirthin ein Tuch hin und ſagt einen Spruch in Reimen. Dieſe füllt ihm das Tuch mit Backwerke, beſonders mit gebackener Hirſe (Brei) und wünſcht ihm Glück zu ſeinem gefährlichen Lauf. Er muß nämlich (conditio sine

qua non) ganz nahe zu den Flachsarbeitern hinſchleichen und ihnen das Backwerk oder den Brei zeigen, dann aber ſeine Füße dergeſtalt zu Flügeln machen, daß er ja früher ſein Haus erreicht, ehe ihn die im Fluge nacheilenden Arbeiter einholen. Geſchieht dieſes, ſo wird ihm für's Erſte das Backwerk abgenommen; dann wird er mit Strohbändern an den Händen, Füßen und Haupt ſo umwunden und ausgeſchmückt, daß er ein wahrer Popanz oder Schreckmann wird, ferner an den Tiſchfuß feſtgebunden, ohne von der fetten Mahlzeit auch nur einen Biſſen zu bekommen und an dem kleinen Tänzchen Theil nehmen zu dürfen, das nach dem Mahl eine halbe Stunde lang gehalten wird; dabei muß er ſich noch, unter beſtändigem Gelächter, allen möglichen Spott in Wort, Lied und Geberde gefallen laſſen. Erſt am Abend, wo ein kleiner Familienball (Haartanz) gehalten wird, darf er, jedoch ſtets in ſeinem Strohcoſtüme, den Reigen mitmachen. Hat hingegen er geſiegt, d. h., mit dem Backwerk ſein Haus erreicht, ſo kehrt er zurück, iſt bei der Mahlzeit Tiſchkönig und bei dem Reigen Vortänzer, darf ſich jedes Individuum zur Zielſcheibe ſeines Witzes und Spottes ſtecken und macht ſich um ſo beliebter, je mehr er das Zwerchfell zu erſchüttern weiß.

Der achtzehnte October.

Auf Bergen und auf Höhen
Laßt lichte Flammen wehen,
Daß alle Augen ſehen:
Es iſt ein deutſcher Tag;
Laßt hehre Feuer zünden,
Daß ſie dem Nachbar künden,
Der uns umſtrickt mit Sünden:
„Es iſt ein deutſcher Tag!“

Und wenn die Flammen ſinken
Und wenn mit hellem Blinken
Zum Schlaf die Sterne winken
In tiefer Mitternacht:
Dann laßt uns in Gebeten
Still an die Feuer treten
Und niederknien und beten
Zu Gott, dem Herrn der Macht!

Daß Er mit Gnade walte
Und Volk und Land geſtalte,
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit, Licht und Recht!

Daß ſtets in Deutſchland's Gränzen
Des Sieges Feuer glänzen,
Nie deutſche Eichen kränzen
Den Wüthrich und den Knecht.

Arndt.

Die Schlacht bei Leipzig war geſchlagen und der Kampf um Deutſchland's, ja Europa's Freiheit ſiegreich beendet. In allen Kirchen Deutſchland's tönte das Te Deum, jeder Gau hallte von Jubel wieder und in die Wunden derer, die Einen oder Mehrere ihrer Lieben auf dem Schlachtfelde verloren hatten, träufelte der Gedanke, daß ſie für einen großen Zweck gekämpft und ihr Leben geopfert, daß aus ihrem Blute Deutſchland's Freiheit emporſproſſe, lindernden Balſam. Der Jahrestag des großen Tages nahte wieder; von den Thürmen ſangen am Abend die Glocken dreimal den für jenen großen Zweck Gefallenen das Wiegenlied; die Kirchen hallten wieder von ihrem Lobe; das Krachen der Böller und Flinten tönte in das Hoſianna und rings auf Deutſchland's Bergen flammten Freudenfeuer, um welche Schaaren des Landſturms geſammelt waren und ein feierliches „Nun danket alle Gott" anſtimmten, nachdem zuvor ihr Hauptmann über die Wichtigkeit dieſes Tages geſprochen hatte. Manche Thräne floß da als heilige Opferſpende für die Gefallenen. Aber die Zeit iſt eine nur allzudienſtfertige Tröſterin und der Menſch zu ſehr geneigt, empfangene Wohlthaten zu vergeſſen. Die jährliche Feier dieſes Feſtes hat jetzt überall in Deutſchland abgenommen; die geſetzlichen Anordnungen zu deſſen Begehung ſind

zum Theil wieder aufgehoben worden, zum Theil in Vergeſſenheit gerathen; ein Feuer nach dem andern iſt erloſchen und bald wird es dahin gekommen ſeyn, daß der Vater ſeinen Kindern von dieſem Feſt erzählt, wie von einer Sage aus längſtverklungenen Zeiten. Recht ſchmerzlich fühlbar wurde mir die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher man dieſen Tag vorübergehen ließ, als ich nach mehrjähriger Abweſenheit wieder in mein heimathliches Deutſchland zurückkehrte. Ich hatte den achtzehnten October, ſo lange ich die große Bedeutung dieſes Tages denken konnte, fern von allem ſtädtiſchen Geräuſch, im Freien zugebracht und auch dießmal rief mich dieſer Tag zur Andacht hinaus auf die Berge.

Um meine Seele an dem Schauſpiele zu erheben, wenn ein Volk an den Altären des Vaterlandes zu dem Gotte ſeiner Freiheit betet, war ich früh hinaus gegangen. Aber ſtummes Schweigen ruhte auf dem Thale, durch welches der Strom ſeine Wellen an den Mauern der Stadt vorüberführt. Düſtre Nebel lagen auf den Bergen und die Sonne, die geſtern das blutige Angeſicht jenſeits der Hügel niedergetaucht hatte, ſchien heute nicht leuchten zu wollen.

Ein Mann zog keuchend in dem Halblichte ſeines Weges an mir hin.

„Iſt das Feſt der Freiheit ſchon vorüber?" fragte ich den Unbekannten, „oder wird ihre heilige Feier erſt in der Stunde der Mitternacht beginnen?"

„„Was da, Feſt der Freiheit?"" brummte der Mann halb für ſich in den Bart, „„Ihr ſeht ja

wohl, ich ſchleppe einen Sack Korn mit Mühe auf meinem Rücken zur Mühle und muß zwei Groſchen Acciſe für den Himten bezahlen.''''

Ich ging weiter; ein ſtattlicher Mann zu Pferde kam auf der großen Landſtraße mir entgegengeritten.

„Um Verzeihung, mein Herr! ich habe mich vielleicht in meinem Kalender verrechnet. Iſt nicht heute der achtzehnte October? Und wo bleiben die Freudenfeuer der Freiheit, die dem großen Völkerabend über ganz Deutſchland lodern?"

„„Sie ſind im Irrthume, Lieber,'''' ſagte der Stattliche, der das Pferd anhielt und in deſſen Knopfloch ich ein großes Ordenskreuz bemerkte. „„Ich bin Ober-Holzinſpector und habe der Regierung einen Erſparungs-Etat vorgelegt: die ſchönen Klaftern Buchen und Eichen, die auf dem kahlen Felſen, ohne das Himmelsgewölbe mit Patriotismus zu erwärmen, verkohlt wurden, ſind dem Verwaltungs-Departement angewieſen; der Staat muß für ſeine Beamten ſorgen.''''

Ich empfahl mich, ohne ein Wort zu reden, dem Ober-Holzinſpector, mit dem Orden im Knopfloch; ich hatte einen Fluch für das hölzerne Jahrhundert auf der Zunge und konnte in dieſer Stimmung die Stadt nicht betreten. Ich ſchlug einen Fußſteig links ein, der mich, eine ſteile Anhöhe hinan, zu den Ruinen eines alten Schloſſes führte, in deſſen Räumen vor langen Jahrhunderten der Heldenſinn wohnte.

Tauſend Gedanken, die ich nicht cenſiren laſſe, zogen durch meine Seele. Ich hüllte mich dichter in

meinen Mantel, der Wind pfiff ſchnaubend durch das morſche Gemäuer der halbzerfallenen Thürme; ich hatte mich am Thore der Burg an eine vorſpringende Ecke gelehnt, von wo ich ſtumm in die ſchalen Nebel der Welt hinunterſchaute. Da hörte ich Menſchenſtimmen. Ich drehte mich um und erkannte einige Jünglinge, die in dem öden Hofe halberloſchene Kohlen eines Feuers wieder anzuſchüren ſuchten.

„Sieh," ſagte einer von ihnen mit unterdrückter Stimme, indem er auf die in Wolken gehüllten Thürme hinunterwies, „dort liegt die große Stadt, der Sitz der Regierung, der Mittelpunct des Landes; ihr Strom wimmelt von Schiffen, ihre Marktplätze rauſchen von dem bunten Gewühle des Handels, ihre Straßen zittern unter fürſtlichen Equipagen; aber über ihren Mauern ſchwebt der Trauerengel des politiſchen Todes und löſcht die Züge aus, welche das Gedächtniß des Volkes in ſeine Herzen und an die Grabmäler ſeiner Kinder gegraben hat."

Wir ſtiegen in ſchweigenden Betrachtungen den Abhang hinunter, wo bei jedem Tritte der Schutt und die Trümmer vergangener Zeiten unter unſern Füßen wegrollten. Das Stadtthor öffnete ſich uns gegen einige Silbergroſchen. Wir hörten die Soldaten in der Wache Lützow's wilde Jagd und das Schwerterlied von Körner ſingen; ſie hatten ihre ſchmutzigen Oellampen an die Fenſter geſtellt und dadurch eine Art von Illumination bezwecken wollen.

„Sie können es nicht vergeſſen," ſagte einer der Begleiter, „daß auch ſie einſt Helden geweſen ſind."

Auf dem Markte gingen wir an dem fürſtlichen Palaſte vorbei, wo uns noch die luſtigen Weiſen der Tanzmuſik aus den hellen Bogenfenſtern entgegen rauſchten.

„Der Fürſt giebt dem Hof einen Ball," ſagte der Jüngling, „der Champagner und Burgunder fließt noch; das Blut der Unterthanen iſt dunkler gefloſſen."

Wir traten in die hohe gothiſche Kirche, wo noch ſpärlich Wachskerzen brannten. Ein achtzigjähriger Greis kniete an den heiligen Stufen; der Gram der Erde war mit ſichtbaren Spuren über ſeine Stirn gezogen und der Kummer des Lebens hatte tiefe Furchen auf ſeinen bleichen Wangen eingegraben. Er nannte ſeufzend den Namen eines Jünglings, der mit goldenen Buchſtaben auf der ſchwarzen Tafel des Pfeilers unter den gefallenen Helden ſtand; es war ſein einziger Sohn, der Stab ſeines Alters war auf dem Felde des Sieges dahingeſunken. Ihm gegenüber weinte im ſtillen Gebet eine Mutter mit ihren drei bleichen Töchtern, immer noch in die Farbe des Todes gekleidet. Die Mutter hatte den Gatten, die klagenden Jungfrauen den Vater für die Freiheit des Vaterlandes dahingegeben.

Wir hatten mit mancher bangen Frage an den großen Hort der Völker die Hallen des Tempels verlaſſen und bogen um eine Straßenecke; aus einem Hauſe, mit goldenem Schild über der Thüre, ſchallte ſtürmiſches Rauſchen des Geſanges uns entgegen; Gläſer und Flaſchen flogen aus den offenen Fenſtern über unſere Köpfe hinweg, klingend auf das Pflaſter nieder. Wir ſtiegen die Treppe hinan, auf welcher

Kellner und Dienſtmädchen mit zerbrochenen Schüſſeln und Punſchterrinen uns entgegen flogen. Wir traten in den großen Saal; Jünglinge ſaßen in langen Reihen um reichbeſetzte Tafeln, ſchmauſ'ten, zechten, redeten von nichts, als von deutſcher Freiheit und Männermuth und brachten Blücher'n und anderen unſterblichen Helden mit klingenden Gläſern, unter dem Tuſche der Pauken und Trompeten, ein feierliches Lebehoch. Jetzt ſchlug der Aelteſte von ihnen, wie ich aus ſeinem großen Barte ſchloß, mit einem blanken Schwert auf den Tiſch, gebot Stillſchweigen, redete viele Worte, die ich nicht verſtand, von Freiheit und Volksthum der Deutſchen und nun fing die Verſammlung ein Lied an zu ſingen, das ſie den Landesvater nannten und während deſſen ſie mit dem großen Schwerte des Aelteſten, das die ganze Reihe hinunterwanderte, einander auf den Rücken ſchlugen und ihre Mützen und Federbarets damit durchſpießten.

„Wo haſt Du mich hingeführt?" fragte ich einen Jüngling, mit dem ich mich in die hinterſte Ecke des Saales gedrückt hatte.

„„Das ſind die deutſchen Jünglinge, die der Freiheit ein heiliges Opfermahl halten.""

Da drückte ich meinen Hut tiefer in's Geſicht; der ſchöne Jüngling begleitete mich in die Berge hinaus, um, wie er ſagte, freien Athem zu ſchöpfen und — daß ich doch niemals von deutſcher Freiheit und Vaterlandsliebe wieder hören möchte!

Die Meyer'ſche Brücke.

Dieſes Spiel wird zu Mühlhauſen von den Kindern geſpielt und zwar wird am Kirchweihfeſt eines jeden Kirchſpiels in mehreren Straßen ein Baum, gewöhnlich eine Birke, aufgepflanzt und vor demſelben ein gedeckter Tiſch, welcher mit Kuchen und Bier beſetzt iſt, hingeſtellt. Der erwähnte Baum iſt mit allerlei kleinen Bildern, Bändern und ausgeblaſenen Eiern geziert. Die Kinder machen nun zwei Reihen in gerader Linie und zwar einander gegenüber. Die Hände werden angefaßt und beſtändig ſchwankend erhalten.

Das erſte Chor fängt alſo ſingend an:

Wir wollen über :: die Meyer'ſche Brücke

Hierauf antwortet das zweite Chor:

Sie iſt zerbrochen :,: die Meyer'ſche Brücke.

Das erſte Chor:

Wer hat ſie zerbrochen :,: die Meyer'ſche Brücke?

Das zweite Chor:

Der Goldſchmied :: mit ſeiner jüngſten Tochter.

Das erſte Chor:

Wir wollen ſie machen :,: die Meyer'ſche Brücke.

Das zweite Chor:

Womit denn:,: die Meyer'ſche Brücke?

Das erſte Chor:

Mit Geſtein, mit Gebein, mit rothem Goldelein.

Das zweite Chor:

Was für Leute ſeyd Ihr? aus welchem Lande kommt Ihr?

Das erſte Chor:

Wir ſind die Herren von Schwarzburg,
Wir ziehen durch die Rothenburg.

Das zweite Chor:

Laſſet die Herren walten,
Die Letzten woll'n wir behalten.

Iſt dieſer Geſang zu Ende, ſo fängt das erſte Chor an, bei dem andern Chore zwiſchen den Händen ſchlangenweis durchzukriechen und die letzte Perſon davon wird behalten und an das andere Chor angeſchloſſen, auch damit ſo lange fortgefahren, bis Niemand von dem erſten Chor übrig bleibt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war dieſes Feſt auch in Frankenhauſen gebräuchlich.

Die Entſtehung dieſes Feſtes iſt durchaus nicht mit Sicherheit auszumitteln und als reine Hypotheſe

iſt die Anfrage aufgeſtellt worden: ob vielleicht dieſes feſtliche Spiel eine geſchichtliche Bedeutung habe und zu der Zeit entſtanden ſey, als die Grafen von Schwarzburg das Schloß Rothenburg von den Grafen zu Beichlingen in Beſitz bekamen?

Das Popperoder Brunnenfest.

Dieſes Feſt wird noch bis auf den heutigen Tag in Mühlhauſen und zwar ſehr feierlich begangen. Es wird nach einem Dorfe ſo genannt, das jetzt nicht mehr exiſtirt und aus mehreren Urſachen, die in den Verhältniſſen der damaligen Zeit lagen, nebſt noch einigen in der Nähe der Stadt liegenden Dörfern abgebrochen wurde. Bei dieſem Dorfe befand ſich ein Brunnen, der noch jetzt vorhanden iſt und der Stadt zu vorzüglichem Nutzen dient, indem er 12 Mühlen treibt, nämlich 1) die Schneide- und Mahlmühle, 2) die Obermühle, 3) die Mittelmühle, 4) die rothe Löwenmühle, 5) die Kettenmühle, 6) die Pulvermühle, 7) die Weidenmühle, 8) die Kugelleichsmühle, 9) die Pflaſtermühle, 10) die Malzmühle, 11) die Meißnermühle, 12) die Pfuhlbrücken- oder Hanfſacksmühle. Ueberdieß ergießt ſich dieſer Brunnen auch in die Teiche, von denen der Unterteich nebſt den Hältern 120 Acker, der Oberteich aber 96 Acker enthält. Auch vertheilt ſich ſein Waſſer durch die

Gaſſen der Unterſtadt, ſo daß mehrere Fabriken und viele Werkſtätte der Gerber ſich deſſen bedienen. —

Um nun der Vorſehung für dieſe mannichfachen Wohlthaten, die ſie der Stadt vermittelſt dieſes Brunnens zufließen läßt, Dank zu ſagen, wird alljährlich, im Monat Junius, eine feierliche Proceſſion nach dieſer nützlichen Quelle gehalten, der das geiſtliche Miniſterium, mit dem Superintendenten an der Spitze, ſämmtliche Schulen mit ihren Lehrern und die Schüler des Gymnaſiums beiwohnen; unterwegs werden geiſtliche Lieder geſungen und der Superintendent oder ein anderer Geiſtlicher hält bei'm Brunnen eine kurze Rede, worinnen er ſeine Zuhörer auf die großen Vortheile, die dieſer Brunnen der Stadt gewährt, aufmerkſam macht und ſie ermahnt, der Vorſehung dafür zu danken. Nach dem Schluſſe dieſer Rede werden noch einige Lob- und Danklieder geſungen und das „Herr Gott, Dich loben wir," unter Trompeten- und Paukenſchalle von der ganzen verſammelten Menge angeſtimmt. Alles lagert ſich nun in den ſchönen, ſchattigen Umgebungen des Brunnens; man überläßt ſich den frohen Gefühlen, die der Zweck dieſes Volksfeſtes Jedem, der ſeine Vaterſtadt liebt, einflößen muß. Eine große Anzahl Fremder aus der ganzen Umgegend, ſo wie der größte Theil der Bevölkerung Mühlhauſen's, nimmt gewöhnlich an dieſem fröhlichen Volksfeſte Theil und erſt wenn der Tag zu neigen beginnt, geht der Zug in der nämlichen Ordnung, unter Geſang mit muſikaliſcher Begleitung, wieder nach der Stadt zurück.

Der Bürgermeiſter **Gregorius Fleiſchhauer** ließ dieſe Quelle im Jahr 1614 zuerſt ummauern; aber im Jahr 1630 wurde bei Gelegenheit der Feier des Jubelfeſtes, wegen Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion, dieſer Brunnen noch mehr verſchönert und das Haus, das ſchon im Auguſt des Jahres 1612 bei dem Brunnen erbaut worden war, noch mehr erweitert und zur bequemen Bewirthung der ſich bei'm Brunnen einfindenden Gäſte eingerichtet. — Noch jetzt fließt dieſe wohlthätige Quelle als Denkmal der allwaltenden Vorſehung und jeder Bewohner Mühlhauſen's denkt mit Dankgefühl an die Patrioten, die ein ſolches, der Stadt zu ſo großem Nutzen gereichendes Werk bis jetzt in gutem Stande zu erhalten wußten. —

Das Rosenfest zu Capellendorf.

Am 13. Juli 1823 wurde in Capellendorf bei Weimar das für die daſige Schuljugend, zur Ermunterung des Fleißes und guter Sitten, von dem Rentamtmann Urlau daſelbſt († den 30. Dec. 1826), geſtiftete Roſenfeſt zum erſten Male recht feierlich begangen und iſt ſeitdem alljährlich gefeiert worden. Der Stifter hat dazu ein eiſernes Capital von 150 Thaler zu 5 Procent auf ſeine Beſitzung verſichert und ſoll dieſes Feſt alle Jahre auf ewige Zeiten folgendermaaſen gefeiert werden, was auch bis dato geſchehen iſt.

1) Die ſämmtliche Schuljugend verſammelt ſich jährlich am nächſten Sonntage nach dem 12. Juli und wenn dieſer Tag auf einen Sonntag fällt, an demſelben Tage, reinlich gekleidet in der Schulwohnung und zieht dann, bei'm Ausläuten zum nachmittägigen Gottesdienſte, paarweiſe und unter Begleitung des Ortsgeiſtlichen und Schullehrers mit dem Geſange

No. 445 „Ich hab', o Gott, mir ernſtlich vorgenommen u. ſ. w.," in die Kirche, vor den mit Roſen und Feldblumen geſchmückten Altar, auf welchem ſich, durch freundliche Beſorgung des Herrn Geiſtlichen oder Cantors, zwei größere und zwei kleinere ſimple Roſenkränze befinden werden.

2) Bei dem Eintritt in die Kirche empfängt der Chor die Schuljugend mit dem 4. und 5. Vers aus dem Liede Nr. 574, „Wie ein Traum ſo ſchnell entflieh'n Jahre u. ſ. w." und der Geiſtliche hält dann

3) vor verſammelter Gemeinde und beſonders in näherer Gegenwart des Schul- und des Ortsvorſtandes, eine öffentliche Prüfung mit der Schuljugend, übergiebt hierauf, nach abgehaltenem beliebigen Examen und einer den Zweck und die Bedeutung der Stiftung betreffenden Rede, bei welcher beſonders eine freundliche Ermahnung hinſichtlich der Baum- und anderer dergleichen Frevel, die ſich die Jugend ſo oft und viel zu Schulden kommen läßt, gewünſcht wird, dem fleißigſten Knaben und Mädchen jedem eine neue Bibel mit goldenem Schnitt und der Aufſchrift: Prämie vom Roſenfeſt in Capellendorf 1824. Hierauf ſtellt er der Gemeinde die beiden Preisträger vor und überreicht Beiden den größern Roſenkranz. Zugleich erhalten, aus der Hand des Predigers, ein Knabe und ein Mädchen, welche den erſten Beiden im Fleiß und in den Sitten zunächſt ſtehen, jedes ein Acceſſit an einem neuen Geſangbuch und den kleinern Roſenkranz.

4) Nach geendigtem Gottesdienſte begleitet der Geiſtliche und Schullehrer mit oder ohne Geſang, was der Anordnung des Herrn Geiſtlichen lediglich überlaſſen bleibt, die ſämmtlichen Schulkinder, unter Vortritte der Preisträger, in den Pfarrhof oder vor das Pfarrhaus, wo unter die ganze Schuljugend Bretzeln vertheilt werden.

So lange der Stifter von dieſem Roſenfeſte lebte, wurden die dazu gehörigen Requiſiten jährlich von ihm ſelbſt unmittelbar geliefert und reſp. ausgezahlt; nach ſeinem Tod aber ſollten ſeine Erben ſchuldig und gehalten ſeyn, (ſo hatte er es feſtgeſetzt) den Betrag von 7 Thaler 12 Groſchen den Ortsgeiſtlichen ſpäteſtens 8 Tage vor dem Feſte zu der vorgeſchriebenen pünctlichen Verwendung zuzuſtellen, oder das Capital von 150 Thaler ſelbſt, in ſo fern dieſes nicht ſchon früher geſchehen, bei dem hohen Oberconſiſtorium in Weimar zu dieſes Schulfeſtes jährlicher Beſtimmung und deßhalbiger ſicherer Ausleihung zu 5 Procent Intereſſen niederzulegen.

Der Böttchertanz
zu Frankfurt am Main.

Es ziehen im jubelnden Zuge zum Tanze
Die luſtigen Böttcher wohl fröhlich zur Bahn,
Sie ſchlingen die Reife zum feſtlichen Kranze
Und fügen die Bogen der Freude daran.

Es iſt ein altherkömmlicher Gebrauch, daß, wenn der Main um Faſtnacht zugefroren iſt, die Küfer auf der Eisdecke ein Faß binden, welches, mit Inſchrift und dem Stadtwappen geziert, der Rath als Geſchenk erhält Die Küfer bekommen dann von dem Rechneiamte hundert Thaler und das Faß wird im Rathskeller niedergelegt. Seit eilf Jahren hatte der Main keine Veranlaſſung zu dieſem Feſte gegeben und auch für das Jahr 1838 erwartete es Niemand; denn der Strom hatte die beſchwerliche Eisdecke bald um einige Schuh gehoben, bald wieder geſenkt, bald mit Schwellwaſſer heimgeſucht; dennoch zogen am Faſtnachtsmontage des genannten Jahres in der Frühe um ſieben Uhr

ſämmtliche Küferburſche mit fröhlicher Muſik auf den Main und begannen dort das Werk. Das Ufer war reichlich mit Zuſchauern beſetzt. Während der Arbeit, die ununterbrochen eine heitere Muſik begleitete, wurde beſtändig dem Bacchus gehuldigt, ſo daß, als die Küfer um das fertige Faß tanzten, ſie deren drei — wenn auch nicht von dieſer Größe — geleert hatten. Um vier Uhr ward das Faß unter großem Volksjubel aufgeladen und von den Küfergeſellen — bei denen der Wein aus dem Rathskeller inzwiſchen die beſte Wirkung gethan hatte — in das Haus des älteſten Geſchwornen gebracht, wo es die feinere Politur, das Schnitzwerk ꝛc. erhielt. Am Morgen des 20. Märzes begannen die Küferburſche mit dem mit erhabenen Bildhauerarbeiten ſchön verzierten Stückfaſſe ihren feierlichen Umzug durch die Stadt. Türkiſche Muſik und eine große Menge von Zuſchauern begleitete ihren wohlgeordneten Zug. Zuerſt zogen ſie vor den Römer, wo ſie den daſelbſt verſammelten beiden regierenden Bürgermeiſtern und den übrigen Senatsgliedern ihre ſchriftlichen Grüße darbrachten. Vier mit freundlichem Coſtüm ausgeſtattete Reifſchwinger führten ſodann mit gewandter Behendigkeit ihre Künſte und Tänze aus, nach deren Beendigung der auf dem Faſſe thronende Bacchus zweimal einen mächtigen gläſernen Pocal, zuerſt auf das Wohl der Bürgermeiſter und des Senats, dann auf das Wohl der geſammten Bürgerſchaft, leerte. Der Zug bewegte ſich ſodann durch die übrigen Straßen der Stadt nach den Wohnungen der Bürgermeiſter u. ſ. f.

Auf dem Faſſe war folgender Denkſpruch angebracht:

Aus rauhem Holz ward ich gemacht
Sorgſam und mit Fleiß
Im Jahr 18hundert 30 und acht
Auf des Maines Eis.
Der gebeut den Elementen,
Half das ſelt'ne Werk vollenden.

Das Waiſengrün zu Hamburg.

O, Hamburg, alte Hafenſtadt,
Mit vielen Gaſſen krumm und eng,
Voll Schmutz, Geſchrei und Volksgedräng,
Wer häßlich Dich geſcholten hat,
Der komm' und ſeh' Dein Waiſengrün
Und ſeh' in einem Schmuck Dich blüh'n,
Den man — wie weit man fährt und ſchifft —
Wohl nirgends, nirgends ſchöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann ſchlägt:
So bitt' er's ab Dir, tief bewegt,
Daß erſt er Dich verachtet hat,
O alte, wackre Hafenſtadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um Dich
Der Elbe breiter Spiegel ſich,
Mit ſeinem dichten Maſtenheer,
Hinwinkend auf das große Meer;

Wohl blüht in heiterm Farbenglanz
Weit um Dich her ein ſchöner Kranz
Von Gärten, baum= und blumenreich,
Wo Kinder, holden Engeln gleich,
Wo ſchöne Mädchen, ſchöne Frau'n
An hundert Stellen ſind zu ſchau'n.
Doch wer nur dieſer Herrlichkeit
Als flücht'ger Wandrer ſich gefreut,
Nicht glücklich preiſen kann ich Den,
Denn Hamburg's Silberblick erglühn
Hat freudig doch nur Der geſeh'n,
Der feiern ſah das Waiſengrün.

Es iſt der Waiſen höchſtes Feſt,
Das man ſie jährlich feiern läßt;
Doch nicht ein Feſt für ſie allein,
Ein Feſt iſt's für die ganze Stadt,
Für Arm und Reich, für Groß und Klein,
Für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Roſenmonat früh hervor
Tritt aus des Waiſenhauſes Thor
Der armen Waiſen große Schaar,
So Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Capitän voran,
In ſeiner Hand ein Ehrenſtab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier
Und All' in friſcher Kränze Zier;

Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß, in der frommen Stiftung Sinn,
Auch bei'm Umherzieh'n frank und frei
Stets Ruh' und gute Ordnung ſey. —
So dehnet lang und länger ſich
Der Zug daher, gar feierlich,
Der Straßen Labyrinth entlang,
Mit frommen kirchlichem Geſang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel ſchöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
Ziehn Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge ſind die Sammler nur
Auf dieſer frommen Ernteflur
Und reichen mit vergnügtem Sinn
So rechts, als links die Büchſen hin.
Die Uebrigen erwarten's ſtill,
Ob man auch ſie bedenken will
Und ſtecken Münzen, noch ſo klein,
In ihre Taſchen dankbar ein. —

Frug' Einer nun: „Iſt ſolch' ein Brauch
„Des reichen Hamburg's würdig auch?
„Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
„Durch ſolch' Umherzieh'n nach Gewinn?"
So ſprach' ich: „Strenger Frager Du,
„Gen Hamburg eile! Geh' hinzu
„Und ſieh mit eignem Aug' ein Feſt,
„Das ſchwer ſich nur beſchreiben läßt!

„Wo man, wie hier, das Geben liebt,
„Mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
„Des Gebens fromme Freudigkeit
„Zur höher'n Gab' ein Scherflein weiht;
„Und unbefangner Kindesſinn
„Nimmt ſolche Gabe freudig hin,
„Und weiß, vergnügten Angeſichts,
„Von Schaam und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
Von einem großen Siegesheer,
Es würd' ihm größre Achtſamkeit,
Als dieſem Zug, wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
Dem kleinen Capitän zur Ehr',
Der nie nach Geld die Hand ausſtreckt,
Doch, wenn man's in die Taſch' ihm ſteckt
Hinſchreitend langſam, ehrenfeſt,
Solch' Thun ſich wohl gefallen läßt.
An allen Fenſtern, ſpiegelblank,
Die größt' und kleinſte Straß' entlang,
Wenn dieſer Zug vorüberzieht,
Man Kopf an Kopf gereihet ſieht.
Auch quillt in Eil' aus jedem Haus,
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen ſteh'n
Die Leut', um ſolchen Zug zu ſeh'n.

Da ſteh'n ſelbſt reiche Handelsherr'n —
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergeſſend für den Augenblick

Des Handels Flor und Mißgeſchick,
Um reiche Wohlthat auszuſtreu'n,
Die armen Waiſen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen ſchau'n
Hinab mit ſchön geputzten Frau'n
Und üben fromme Chriſtenpflicht
Mit mildem, lächelnden Geſicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin
Mit angeerbtem guten Sinn
Und theilen, was ſie haben, aus,
Ihr Geld und ihren Blumenſtraus.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Witwe, hochbetagt,
Mit ſchwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie ſie's gehalten jedes Jahr.
Und manche Mutter hebt geſchwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind
Und danket Gott, indem ſie's küßt,
Daß es nicht früh verwaiſ't ſchon iſt,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut' bereit muß ſeyn
Indem ſie, frommen Dankes voll
Durch ſeine Hand giebt ihren Zoll.
In grobem oder feinen Kleid
Denkt Mancher auch der alten Zeit,
Wo er, als arme Waiſe, mit
Einher in dieſem Zuge ſchritt,
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erſte Schilling ihn

Entzückt bei'm erſten Waiſengrün!
Wär' da die Straß' auch noch ſo eng,
Er drängt ſich durch das Volksgedräng',
Geht langſam mit dem Zug dann fort,
Singt mit im Herzen, Wort vor Wort,
Das wohlbekannte, fromme Lied;
Und wo er eine Waiſe ſieht,
So blaß und ſchwach, wie er es war,
Da wird das Aug' ihm thränenklar;
Er wird des Gebens nimmer ſatt,
Bis, was er in der Taſche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
In Waiſenhand gewandert iſt.

Deß freu'n die armen Kinder ſich
Auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es iſt, als ſagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!"
Die, eltern= und geſchwiſterlos,
Sonſt waren hungrig, nackt und bloß,
Die ſeh'n ſich nicht verlaſſen mehr;
Sie gehn, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geſchwiſtern, hin
Sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaiſ't
Kaum wiſſend noch, was ſolches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
Sie All' Erquickung auch empfah'n,

Wie Elternhand ſie Kindern reicht
Damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brod
Der Furcht vor Durſt und Hungersnoth.
Iſt auch dazu kein Tiſch gedeckt,
Das Frühſtück doch vortrefflich ſchmeckt;
Und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
Sie achten's nicht um ſolchen Preis,
Und Jeder ißt vergnügt und trinkt,
Bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit friſcher Kraft bei'm Lobgeſang
Geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
Bis endlich gar zur Stadt hinaus,
Zum ſpäten, frohen Mittagsſchmaus.
Auf grüner Wieſ', in langem Zelt,
Sind lange Tafeln aufgeſtellt,
Vollauf beſetzt mit Speiſ' und Trank,
Auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
Was ſchon am Eßtiſch er vermag;
Ja Mancher aus dem Waiſenchor
Thut's einem Rathsherrn faſt zuvor
Und zeigt die angeſtammte Kraft
In Back', in Zahn und Magenſaft,
Die mancher Millionenmann
Gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
Bei ſolchem frohen Mittagsbrod;
Vergnügt iſt Jeder, Keiner zankt

Auch wird dem lieben Gott gedankt,
Der jedem Raben Futter giebt
Und väterlich die Waiſen liebt. —

Doch iſt geendet auch der Schmaus,
Iſt drum die Freude noch nicht aus.
Das ſchöne Feſt, das Waiſengrün,
Das ſieht man jetzt erſt ganz erblüh'n,
Denn auf dem grünen Wieſenplan
Geht erſt der Waiſen Luſt recht an.
Gefreut hat ſich die ganze Schaar
Auf dieſe Stund' ein ganzes Jahr
Und wogt nun fröhlicher umher,
Als wenn die Wieſ' ein Prachtſaal wär'.
Da wird geſprungen, wird geſcherzt;
Wer ſchüchtern war, er wird beherzt;
Der Schatz der Taſche wird gezählt
Und an der Bude wird gewählt
Ein ſchönes Kleinod, bunt bemalt,
Wird auf der Stelle baar bezahlt
Mit Sechsling= und mit Schilling=Stück
Und hochgejauchzt ob ſolchem Glück. —

Wie zeigt es da ſich unverhüllt,
Daß Kindeshand iſt leicht gefüllt,
Daß Armuth leicht zu tröſten iſt,
Wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waiſen voller Luſt,
Genährt an Hamburg's Mutterbruſt —

Wem ſcheuchte ſolch' ein Anblick nicht
Die finſtern Falten vom Geſicht! —
Des Wohlthuns ſchöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburg's Raum
Und breitet aus die Aeſte weit
In immer höh'rer Kräftigkeit!
Drum laut geprieſen ſey die Stadt,
Die ſolch' ein Feſt zu zeigen hat!
Sie feir' es froh noch tauſend Jahr!
Sie ſey geſegnet immerdar!

Der Maientag.

Strahlend ſchwebt auf Roſenhügeln
Frühlingsmilde durch die Flur,
Und in Auen und auf Hügeln
Pranget ſeines Segens Spur.
Vögel ſingen Freudenlieder
In des Haines Schattendach,
Munter hüpft die Heerde wieder
An des Thales Silberbach.
Freude! ſo töne von jeglichem Munde
Freudiger Jubel in traulicher Kunde,
Freudiger Jubel dem wonnigen Mai!

Faſt jedes Städtchen in dem Königreiche Würtemberg hat eine kleine Stiftung zu einem jährlichen Feſte für die Kinder. Dieſes Kinderfeſt wird im Mai*) gefeiert und deßhalb der Maientag genannt.

*) In Nürtingen iſt der achte Juni der feierliche Tag; ſeit mehreren Jahren aber iſt den Kindern das Vergnügen des Tanzens entzogen worden, da man es für anſtändiger hielt, ſie eine Comödie ſpielen zu laſſen. —

Unter dieſen Feſten zeichnet ſich der Maientag zu Laufen am Neckar vorzüglich aus, entſproſſen ebenfalls der Stiftung eines Jugendfreundes und wird ſeit einiger Zeit, wegen des immer mehr ſteigenden Luxus, zur Erhaltung des Fonds nur noch alle zwei Jahre gefeiert. Der Beamte beſtimmt den Tag zu dieſer Freude, auf den ſich Alt und Jung freut: Wärterinnen ſingen mit ihm unruhige Kinder in den Schlaf und der Bürger ſpart ſein Geld für dieſen Tag.

Endlich erſcheint die ſo ſehr erſehnte Zeit und kaum iſt die vierte Morgenſtunde erſchienen, ſo herrſcht ſchon ein reges Leben durch ganz Laufen. Geſchäftig beſorgt die Hausfrau das für dieſen Tag beſtimmte Gebäck und andere Speiſen; liebende Jünglinge und dankbare Clienten ſetzen ihren Liebchen und Patronen einen duftenden Maibaum vor die Fenſter und die Jugend hat ſich, im Vorgefühl der heutigen Freude, früher vom Lager erhoben und in die Sonntagskleider geworfen. Kaum daß der Morgen völlig angebrochen, ſo durchſchwärmen Schaaren feſtlich geputzter Knaben und Mädchen mit Maizweigen, an welchen viele farbige Bänder und Flittergold wehen, lautjubelnd die Straßen und der ſtattliche Wachtmeiſter, mit einem Commando trefflich nachgeahmter Kriegsknechte, marſchirt gravitätiſch, der heutigen Würde bewußt, unter Trommelſchall durch Stadt und Dorf. Nun gähnen die Thore und Gäſte ohne Zahl in Wagen, zu Pferd und zu Fuße ſtrömen herein; Jeder ſucht ſeinen Bekannten, dem er herzlich willkommen iſt. Der Vormittag ſchwindet beinahe unter Erwartung und Em-

pfangen der Fremden und der Ausſicht auf die lange Brücke, über welche Chaiſen, aus denen zuweilen bekannte Köpfe nicken, ununterbrochen dahinrollen.

Jetzt ertönt die zehnte Stunde, man läutet zur Kirche und ein wohlgeordneter Zug wandert dorthin, um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Die Kirche ſieht einem Haine ähnlich, da ſie ringsum mit Maien ausgeſchmückt iſt. Nach dem Gottesdienſte ziehen die Kinder paarweiſe und der Magiſtrat ſingend um die Kirche herum. Der Hausvater ſucht nun ſeine Gäſte zuſammen und führt ſie zum Mittagsmahl, das ländliche Freude und Scherz würzt; dieſe währt jedoch nicht lange, größere Wonne ladet die Menge in ein nahes Forchenhölzchen ein, welches, gleichſam zu dieſem Tage geſchaffen, an dem weſtlichen Ufer des Neckars zwiſchen geſegneten Fluren ſich erhebt. Die Kinder ziehen gereiht, ihren Schullehrer an der Spitze, dahin, Alles folgt ihnen, kein Bewohner Laufen's bleibt zurück, — er würde es Sünde wähnen, dieſen Jubel zu verſäumen — und in kurzer Zeit iſt das Hölzchen mit Menſchen überſchwemmt. Welch' herrlicher Anblick entzückt nicht das Auge deſſen, welcher ländliche Freude gern mit Stadtgewühl tauſcht! Hier ſtehen Zelte unter ſchattigen Bäumen, dort hüpft die Schaar jauchzender Kinder den Hain hinan, das Echo ungezwungener Freude ſchallt von den benachbarten Bergen durch die Frühlingsflur her, Freunde finden ſich unerwartet und Liebende ſehen ſich ungeſtört. Wenn ſich die Menge verſammelt hat, ſo wird von den Soldaten ein Kreis geſchloſſen, und die Vorſteher des Orts

bilden zu der bevorſtehenden Feierlichkeit ein Amphitheater; nun treten niedlich geſchmückte Mädchen und Knaben von 8 bis 14 Jahren mit Hirſchfängern in den Kreis und ſprechen paſſende Reden in Proſa oder Verſen mit freimüthigem Anſtande her.

Dieſe Reden haben den Localnamen Maiſprüche und ſind Auszüge aus Gleim, Kleiſt oder Hölty, oder gar Producte der Lehrer.

Nach geendigter Rede wird eine Art Wettlauf eröffnet. Der ausgeſetzte Preis, der in Papier beſteht, ſteckt an einem langen Pfahl; Knaben und Mädchen ſpringen darum. Gierig ſtarren die Augen auf den Beamten, um ihm das Signal zum Sprung abzublicken; er giebt es und ſchnell rennen die Kinder dem Ziele zu. Dieß bunte Gemiſch, wobei nicht ſelten die luſtigſten Scenen vorkommen, gewährt dem Zuſchauer einen unterhaltenden Anblick. Der Erſte bei'm Ziele ſucht durch einen Sprung den Preis vom Pfahle zu haſchen und verfehlt ihn entweder ganz, oder wird von einem Zweiten verdrängt. Dieſem Wettrennen folgt ein ländlicher Tanz, wobei keine Etiquette, kein ſtädtiſcher Zwang ſich einſchleicht; das Mädchen des Vornehmeren rümpft das Näschen nicht und giebt keine Körbe, wenn der Junge eines Bürgers ſie zum Tanze fordert, ſie reicht ihm ihre Hand; eben ſo der Sohn eines Honoratioren, er nimmt das nächſte, beſte ſchnippiſche Dirnchen und walzt ſie gut ſchwäbiſch und rüſtig herum. Nach und nach zerſtreut ſich die Verſammlung, Trinker und Spieler ſuchen ſich an den Tiſchen, Verliebte ſeitwärts unter ſchattigen Forchen,

Patronen und Matronen unter den Zelten und Kinder bei ihres Gleichen. Man unterhält ſich mit freundſchaftlichen Geſprächen, Näſchereien und Spielen, lauter Jubel tönt aus allen Ecken; ſtill wiegt ſich die Nachtigall auf belaubten Zweigen und äugelt mit vorgerecktem Halſe auf die fröhlichen Gruppen herunter; Manchem ſpült der goldfarbige Neckarwein die Sorgen hinunter, Manche lehrt der fremde mit fremden Zungen reden und ganze Reihen Witzmühlen beginnen zu klappern. So währt dieſe Freude hin, bis die Dämmerung ihre grauen Schatten über die Erde wirft und der Mond durch die Aeſte der Forchen blitzt. Nun geht, wankt, taumelt und ſpringt das Völklein der Heimath zu und die Gaſthöfe füllen ſich mit luſtigen Brüdern, welche ſich bei Becherklang und Tanz beluſtigen. Für Perſonen von Stand iſt ein Ball auf dem Rathhaus angeſtellt, welcher erſt dann ſich endet, wenn der andere grauende Morgen die Maienfreude hinter den neidiſchen Vorhang der Zeit zurücktreibt.

Das Schifferſtechen zu Ulm*).

Das Ruder tönt, die leichten Seegel ſchwellen,
Gelichtet ſind des Schiffes Anker ſchon,
Und bei der Schiffer lautem Jubelton
Durchfliegt es leicht die ebnen Spiegelwellen.

L. Nöller.

Die Schiffer der ehrwürdigen weiland Reichsſtadt bilden, der That nach, noch eine eigene Innung, welche geachtet und wohlhabend iſt. Sie haben Vieles von ihren altherkömmlichen Sitten und Gebräuchen beibehalten und bewahren ſchätzenswerthe Andenken aus früheren Perioden. Man zeigt ſogar in einem Gaſthof an der Donau die mit lebhaften Farben gemalten Bruſtbilder der Zunftmeiſter **) dieſer Innung

---

*) Auch Leipzig, Halle, Weißenfels und manche andere Städte Deutſchlands haben Fiſcherſtechen.

**) Nicht alle Mitglieder der Schifferzunft ſind Meiſter, was nur der werden kann, der das 30ſte Jahr zurück-

vom ſechszehnten Jahrhundert an. Ebendaſelbſt ſahen wir einen Pokal, aus welchem ſie bei feierlichen Gelegenheiten den „Willkomm" trinken und woran viele Schauſtücke hängen, die ihnen theils von Zunftgenoſſen geſtiftet, theils von hohen Herrſchaften zum Danke für geleiſtete Dienſte verehrt worden ſind. Eines derſelben, von Silber, in der Form eines Herzens, trägt die wohlgeprägten Bruſtbilder von Franciscus und Maria Thereſia neben einander. Darunter ſteht geſchrieben: „1745 den 19. October hat eine! erbare Mayſterſchaft beide kaiſerliche Majeſtäten mit 43 Schiff von Ulm abgeführt und ſind glücklich den 27. October erfreulich in Wien angekommen." Ein anderes zeigt, daß die Schiffsleute von Ulm den Herzog Carl von Würtemberg mit bedeutendem Convoi nach Linz geführt haben, 1758. —

Es iſt noch heute ein geſunder und kräftiger Menſchenſchlag, der in ſeinem ganzen Weſen das Mittelalterliche und

---

gelegt und ſich verheirathet hat. Trifft nun Beides zuſammen, ſo kauft er ſich ein 60 oder noch mehrere Schuhe langes Schiff und macht es, zum Beweiſe ſeiner Tüchtigkeit, flott, das iſt, er muß ganz allein das darauf gehörige Häuschen bauen, die Ruderbänke machen, die Rudel, welches die perpendicular ſtehenden Pfähle ſind, an denen die Ruder befeſtigt werden, errichten; kurz, Alles anfertigen, was zu einem ausgerüſteten Schiffe gehört; jedoch darf er zu einiger Beihülfe einen Knaben nehmen. Iſt ihm nun Alles gelungen, ſo hat er das Recht, mit andern Meiſtern zu loſen und zum erſtenmal als Steuermann nach Wien abzufahren.

Städtiſche nicht verleugnet und die deutſche Biederbheit repräſentirt.

Die junge Mannſchaft dieſer Schiffer hält bisweilen ein Waſſerturnier, Schifferſtechen genannt, das ſchon ſeit Jahrhunderten beſteht und während der reichsſtädtiſchen Periode, als die Zunft noch reicher war, alle zwei Jahre abgehalten wurde. Damals verwendete ſowohl die Innung, als auch der Einzelne, viel Geld auf dieſe mannhafte Beluſtigung. Seit Ulm Würtembergiſch iſt, kehrt ſie nicht in regelmäßigen Terminen wieder, ſondern wartet eine beſonders feſtliche Gelegenheit oder anderweitige Aufforderung ab. In den letzten 20 Jahren zählte man nur 3 Schifferſtechen, nämlich: Anno 1818, 1822, 1832. Das im Jahr 1838 wurde auf den Wunſch der Ulmer Liederkränze angeſtellt.

Folgendes war der Hergang der Sache:

Zuerſt zogen die kampfluſtigen Jünglinge, mit ihren weißgekleideten und bekränzten Mädchen (es ſoll der ſchönſte Mädchenſchlag der Gegend ſeyn), in ihre „Herberge." Hier legten ſie ihre maleriſchen Coſtüme an und begannen nun den Zug durch die Stadt, in Begleitung der türkiſchen Muſik. Ihnen vorangetragen ward „das Hauptſpeer," wie ſie eine große Lanze nennen, an welcher mehrere Zinken angebracht ſind, welche zur Aufnahme der Geſchenke dienen, die den Kämpfenden während dieſes Umzugs von den Einwohnern der Stadt gemacht werden. Die Geſchenke ſind, in der Regel, werthvoll und beſtehen aus Uhren, ſilbernen Pokalen, Ringen, ſilbernen Leuchtern und Löf-

feln, ſeidenen Halstüchern, Bändern u. ſ. w. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wurden ſie von vielen Seiten reichlich bedacht; beſonders zeichnete ſich durch ſeine Liberalität gegen ſie Herzog Heinrich aus, der ihnen nicht nur zuvor ein bedeutendes Geſchenk machte, ſondern auch ſeine koſtbare Pfeife, aus der er eben rauchte, als der Zug an ihm vorüberkam, eigenhändig an das Hauptſpeer ſteckte. Sie haben ihn auch wegen ſolcher Popularität ſo ſehr in Affection genommen, daß er, nach ihrer Verſicherung, Leib und Leben von ihnen fordern dürfte

Ueber die Donau war an dem Platze, wo das Stechen vor ſich gehen ſollte, eine Schiffsbrücke geſchlagen, auf welcher diejenigen Zuſchauer, welche die beiderſeitigen Ufer nicht faßten, Plätze fanden. Maleriſch ſchön nahm ſich die Wilhelmshöhe auf dem würtembergiſchen Ufer aus, welche mit Neugierigen überſäet war und während eines einfallenden Regens den buntfarbigen Anblick mehrerer tauſend entfalteter Regendächer darbot. Um die Schiffsbrücke lehnte ſich ſtromabwärts ein Halbkreis von Kähnen an, innerhalb deſſen der Kampf geſchehen ſollte.

Der Umzug in der Stadt hatte lange gedauert. Endlich nahte ſich der Zug von der Wilhelmshöhe herab und die Kämpfer, ſo wie auch ihre Mädchen, beſtiegen beſondere Kähne. Es waren 13 Streitbare; ſie hatten folgende Charactermasken gewählt:

1) zwei Arlequins;

2) ein Bauer und eine Bäuerin;

3) zwei Mohren;

4) zwei Türken;
5) zwei Neapolitaner aus der Stummen von Portici;
6) zwei Tyroler;
7) zwei Ritter;
8) zwei Banditen;
9) ein Herr und eine Dame aus der Zopfzeit;
10) zwei Griechen;
11), 12), 13) drei Paar Weißfiſcher.

Die Coſtüme waren ſämmtlich wohl gewählt und nahmen ſich recht gut aus. Ueber die Wahl der Masken (natürlich kämpft zuerſt Gleich mit Gleich) kommen ſie mit einander überein; wäre dieß unmöglich, ſo entſcheidet das Loos. Ebenſo verlooſ't werden die Ufer, da das Baieriſche mehr Strömung gegen das Würtembergiſche hat, folglich dem Kämpfenden den Vortheil gewährt, daß er einen ſtärkeren Stoß führen und ſeinen Gegner leichter zuerſt über Bord werfen kann; weiterhin iſt es gleichgültig, da mit jedem Umgange das Ufer gewechſelt wird. Je drei Umgänge hält jedes Kämpferpaar unter ſich. Die nicht Gefallenen — nach ihrem Kunſtausdrucke „die Trockenen" — ſtreiten ſofort ſo lange mit einander, bis Alle in's Waſſer gefallen ſind. Sollte Einer mit Allen der Reihe nach den Umgang gemacht haben und doch trocken bleiben, ſo iſt er König des Feſtes, d. h., er darf auf dem Balle, welchen Abends die Schiffer ihren Mädchen geben, in ſeinem Coſtüm erſcheinen und tanzen. Einen andern Preis giebt es nicht, damit „die gute Harmonie" unter den Geſellen erhalten werde. Dagegen werden die Geſchenke am Hauptſpeer

unter alle Kämpfer verlooſ't, ſo daß Jeder Etwas gewinnt, nur mit dem Unterſchiede des Werthes. Auch hängen zu dem Stechen die Mädchen ihren Freunden alte Medaillen von Gold oder Silber an ſeidenen bunten Bändern an, deren uns mehrere gezeigt wurden. Sie ſind ſinnreich geprägt, aus dem ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, mit Wappen und Inſchriften, ohne Zweifel Geſchenke der Reichsſtadt an die Innung. Auf einer derſelben ſieht man Ulm mit dem Münſter und die Aufſchrift: **Ulma praesidio numinis tutissima** (Ulm, unter dem Schutze Gottes ſicher ſtehend). Auf einer andern ſteht: **Pro patria cuncta et facere et ferre parati** (Für das Vaterland Alles zu thun und zu leiden bereit) 1622. — Wie dieſe Geſchenke von Generation an Generation übergehen, ſo auch die Rüſtungen. Heuer war es der Fall, daß nach achtzehn Jahren zwei Söhne in demſelben Coſtüme wie die Väter einander gegenüber ſtanden.

Ihre Waffen ſind lange hölzerne Speere, unter dem Arme mit einem Anhalt und vorn mit einer runden hölzernen Kappe verſehen. Die Ritter tragen ſchwerere Lanzen, die eben deßwegen an der Spitze mit Leder gepolſtert ſind.

Von weißgekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, ſtoßen die Kähne, welche die feindlichen Kämpfer tragen, gleichzeitig vom entgegengeſetzten Ufer. Der Hauptvortheil iſt Schnelligkeit und Stetigkeit im Rudern; das Boot darf ſo wenig als möglich ſchwanken: denn die Gegner ſtehen auf dem äußerſten, nur 1

Fuß breiten Hintertheile. Wenn ſie ſich einander nähern, erheben ſie langſam die Waffen und ſtoßen ſich auf die linke Bruſt; dann muß der Speer ſchnell zurückgezogen werden, weil nicht nur der Stoß des Gegners, ſondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung bringen kann. Liegt Einer zu weit vor, ſo hat er zu befürchten, in den eigenen Kahn hineinzufallen, was ſchmählich und gefährlich iſt. Gewöhnlich ſtürzt der Ueberwundene ſeitwärts rücklings in den Fluß und wird ſchwimmend von ſeinem Boot aufgenommen. Hat ſich ein Neuling ſehr ſchlecht gehalten, ſo erhält er bei'm Heraufziehen von den Ruderern einige Schläge auf die naſſen posteriora. Oft geſchieht es, daß Beide zugleich die Haltung verlieren und mit einander fallen.

Recht ergötzlich iſt es, wie ſie ihren Rollen getreu bleiben. Die Arlequins, z. B., ſchnitten ihre Geſichter, machten Faxen und drehten ſich künſtlich auf dem ſchmalen Kiele, ſtießen dagegen, gleichſam um das Publikum zu täuſchen, nicht auf einander, ſondern parirten die fingirten Stöße mit dem Speere. Beſondern Spaß machten die Masken aus der Zopfzeit. Die Dame mit ihrem Fächer verneigte ſich fort und fort cokettirend und repräſentirend vor den Zuſchauern und der alte Philiſter, der ſchon zitternd heranfuhr, ließ ſich gutwillig von ſeiner Hälfte hinunterſtoßen, worauf ſie mit den lächerlichſten Geberden ihren Triumph feierte, während der Gemahl jämmerliche Fratzen ſchnitt und nur mit Mühe das Boot erklettern zu können ſchien.

Indeſſen wurde nicht immer Spaß getrieben. Die kräftigen Burſche verſetzten ſich im Verlaufe des Spiels recht lebhafte Stöße und es galt, ihre Kunſt und Gewandtheit zu bewundern. Die zwei Ritter hielten, trotz ihrer ſchweren Lanzen, dreimal ohne Erfolg den Umgang und unter den Weißfiſchern bewies beſonders Einer glänzende Tapferkeit. Von ihm wurde der ſiegreiche Ritter auf ſeinem fünften Umgange hinabgeſtoßen, wobei indeß Beide fielen.

Am Schluſſe des Stechens warfen ſich Alle zumal in's Waſſer, um nach ſolcher Anſtrengung ihre Kunſtfertigkeit im Schwimmen zu zeigen. Wie übrigens die Kraft des Menſchenalters dennoch abgenommen hat, beweiſ't der Umſtand, daß noch vor einigen Decennien von den Rittern mit ſpitzen Lanzen in eiſernen, 60 Pfund ſchweren Harniſchen gekämpft wurde, was jetzt des Schwimmens wegen für zu gefährlich gehalten wird.

Es wäre nur zu wünſchen, daß dergleichen Volksfeſte in Deutſchland immer mehr verbreitet und auf verſchiedene Arten von Wetteifer in körperlicher und geiſtiger Hinſicht angewendet würden. Ein neues Olympia freilich kann nicht immer erſtehen; aber dennoch manches Talent, manche Kraft durch den Sporn der Oeffentlichkeit ſich entfalten und ein gemeinſames Streben nach Vorzügen aller Art erwachen.

Das Bacchusfeſt in Belvedere bei Weimar.

Belvedere mit ſeinen herrlichen Anlagen, ſeinem Reichthum an exotiſchen und vaterländiſchen Gewächſen beſchäftigt natürlich eine Menge fleißiger Hände, die ihrem Körper auch gern eine Ergötzlichkeit verſchaffen. Zu einer ſolchen gehört das ſogenannte Bacchusfeſt. Wenn nämlich die geſtrengen Herren Servatius und Pancratius vorüber ſind und man vor Schneegeſtöber und Froſt ſicher zu ſeyn glaubt, werden alle Orangenbäume, Cypreſſen ꝛc. aus den Gewächshäuſern, oft mit vieler Mühe, in das Freie geſchafft.

Strengen heidniſchen Gebräuchen nach würde nun Pomonen oder Floren ein Dankopfer zu bringen ſeyn; den bei dem Transporte der Bäume thätig geweſenen Gärtnergehülfen und anderen Arbeitern beliebt es aber, die für die dabei gehabte Anſtrengung bekommenen Geſchenke dem Bacchus zu opfern; d. h., in der Art, daß der Gott Rauch, Dampf und Gerüche

erhält, die Opfernden jedoch andern Genuß nicht an ihn laſſen.

Um das Feſt nach ihrer Art recht ſtattlich zu begehen, machen ſie es wie die Matroſen bei Paſſirung der Linie, wo Einer derſelben den Neptunus auf eine groteske Art darſtellt und die Reiſenden, die zum erſten Male dieſen Weg machen, durch eine Taufe feierlich in ſein Reich aufnimmt.

Der hier die Rolle des Bacchus ſpielte, war mit Tricots oder einer leichten Nankingkleidung angethan; ein rother Leibbund oder auch gewöhnlich Wein- oder Eichenlaub ſchmückten den Körper und ein gleicher Kranz die Flachsperücke. So wird er auf eine Tonne gehoben, die auf einem kleinen Wagen liegt, woran ein Nachkömmling von Bileam's Saumthiere geſpannt iſt, das mit kleinem, bedächtigen Schritte den Triumphzug beginnt. Mitunter accompagnirt auch dieſes Grauchen, zur größten Beluſtigung der lieben Jugend, die ein Jubelgeſchrei dabei erhebt, der voranziehenden Muſik. Sir Bacchus blickte huldreich auf die ihn umgebenden Bachanten und Bachantinnen und nahm deren Hurrah unter Geſundheit-Trinken, wie ein Evohe Bacche, dankbar auf. Die geflügelten Worte, die er an ſie richtete, ſo wie andere zierliche Reden ſeiner Begleiter, konnte Referent nicht vernehmen; ſie mochten aber, den Beifallsbezeigungen nach, der Würde des Zugs angemeſſen ſeyn. Um eine deutliche Vorſtellung davon zu geben, muß der geneigte Leſer nur wiſſen, daß eine Menge phantaſtiſch gekleideter Perſonen dieſen Zug bilden. Spanier, Türken,

Indianer u. ſ. w. ſcheinen die Repräſentanten der Völker, die an dieſem Feſte Theil nehmen wollen und hiezu, wie ſonſt andere zu den olympiſchen Spielen, ſtrömten. Viele Landleute aus der Umgegend verherrlichen den Zug, der gewöhnlich an einer großen, runden, bedeckten Laube in der Nähe des Gaſthofs hält. Nun wird das feine Abbild des Rebengottes, der hier nur die Gaben Gambrian's liefert, von dem Triumphwagen gehoben und er und die übrigen bunten Figuranten beginnen nun nach luſtiger Muſik ihren Tanz, den Veſtris gern nachahmen würde, wenn er ihn ſehen könnte.

Gewöhnlich wird dieſer Feſttag auch von Speculanten benutzt, um einen Luftballon ſteigen zu laſſen, oder ein Wettrennen, Schnelllaufen zu halten; kurz:

Belvedere faßt dann kaum die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem ſelt'nen Feſte.

Das Feſt beſteht ſeit dem Jahr 1808, wo der verſtorbene Großherzog Karl Auguſt den Gärtnern zum erſten Male Bier, Tanz ꝛc. gab; die Phantaſie der Letztern aber hat die heterogenen Zuſammenſtellungen bei'm Aufzuge hervorgerufen.

Das Octoberfest in München.

Fleiß iſt's, wodurch das Volk wird groß,
Denn Reichthum birgt des Fleißes Schooß.

Alljährlich am erſten Sonntage des Octobers wird ſeit der Vermählung des regierenden Königs mit Thereſe, Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, ein allgemeines Volksfeſt gefeiert, das ſich über die ganze nachfolgende Woche erſtreckt. Mehr als 70 — 80,000 Menſchen faßt am Feſtſonntage, wenn das Wetter günſtig iſt, die große, gegen Süden der Stadt gelegene und eigends dem Feſte gewidmete Thereſienwieſe; eine kleine Stadt von Wirthshäuſern hat ſich gebildet, Fahnen wehen von hohen Maſten und auf mannichfache Weiſe kündet ſich die beſondere Feier an. Wohl erkennend indeß, daß nur bei inniger Verbindung mit dem Leben ſelbſt ſolche Feſte gedeihen können, hat der Stifter deſſelben ihm einen Inhalt gegeben, der es vor jeder Veraltung ſchützt. Es wird nämlich zu dieſem Tage das Beſte, was jederzeit durch Viehzucht und Ackerbau im Königreiche gewonnen iſt, eingebracht, um die dafür eingeſetzten Preiſe zu gewinnen, die nach

einem zweifachen Maaſsſtabe beſtimmt werden, nach der Entfernung von München und nach dem eigentlichen Werth. An der Südſeite der Wieſe erhebt ſich der Boden terraſſenförmig, um einen Theil der Zuſchauer aufzunehmen; gegenüber iſt das königliche Zelt aufgeſchlagen und dahinter werden in verſchiedene Stände die Pferde, das Rindvieh u. ſ. w. eingeſtellt, ſo wie in einer Bude die Erzeugniſſe des Acker-, Garten- und Seidenbaues in Baiern gezeigt. Iſt der König und der Hof, in Begleitung der reitenden Nationalgarde, unter dem Begrüßen verſchiedener Muſikchöre und der Kanonen, in ſeinem Zelt abgeſtiegen, ſo begiebt er ſich alsbald unter das Volk, beſichtigt das Preisvieh und theilt, zurückgekehrt, die durch eine Prüfungscommiſſion feſtgeſetzten Prämien aus, wo man dann oft ſich der Erinnerung an claſſiſche Zeiten nicht erwehren kann, wenn einer der kräftigen Bergbewohner, ein edles Roß oder einen ſchwerwandelnden Ochſen führend, vor des Königs Zelt tritt und die ſilbernen Münzen und die bunten Preisfahnen aus ſeiner Hand empfängt. Iſt dieß vorüber, ſo beginnt ein Pferdewettrennen, woran meiſt 20 bis 30 Pferde Theil nehmen, von welchen das ſchnellſte den Weg von einer Stunde in 9 bis 10 Minuten zurücklegt. Zuweilen ſchließen ſich daran noch Ringelſtechen und dergleichen, immer aber Vogel- und Scheibenſchießen, Schießen nach dem laufenden Hirſch und Aehnliches. Den zweiten Sonntag wiederholt ſich das Rennen und das Feſt wird dann mit einem großen Feuerwerke geſchloſſen.

Das Vogelſchieſzen (Mannſchieſzen, Freiſchieſzen, Königſchieſzen, Scheibenſchieſzen).

Ein allgemein verbreitetes Volksfeſt der Deutſchen iſt das Vogelſchießen, Mannſchießen, Scheibenſchießen, oder welchen Namen es führen mag. Auf einem freien Platze wird nämlich alljährlich, gewöhnlich im Sommer und Herbſt, ein Schießen gehalten und der Gegenſtand, nach dem geſchoſſen wird, iſt ein aus Holz gefertigter Vogel oder Mann, eine Scheibe, oder ſonſt ein dergleichen Gegenſtand. Glückliche Schüſſe werden mit einer Geldſumme oder auf andere Weiſe belohnt. Den Schießplatz umgeben Punſch=, Wein=, Bratwurſt=, Lotto= und andere Buden. Hier ſteht ein Puppentheater, auf dem ein großes Ritterſtück aufgeführt wird; dort eine Menagerie und ein Wachsfiguren=Cabinet; hier exercirt ein weinerlicher Bajazzo ſeine ſchalen Späße und zwiſchendurch ſchrillen die ohrzerreißenden Töne eines Bänkelſängers,

der eine ſchreckliche Mordgeſchichte herſingt. Hier iſt ein Erdſpiegel, worin Jeder um einen Dreier ſeine zukünftige Geliebte erblickt; dort laufen die Kinder, groß und klein, jubelnd dem Carouſſel oder der ruſſiſchen Schaukel zu; wo man hin ſchaut, allenthalben reges Leben, ungezwungene, kräftige Fröhlichkeit: ein Feſt iſt es für alle Claſſen. Die Dauer deſſelben iſt ſehr verſchieden: an einem Orte dauert es 8, an dem andern 14 Tage; doch darf man annehmen, daß es nicht unter 3 Tage und nicht über 4 Wochen währt.

Die Entſtehung des Vogelſchießens verliert ſich in ein frühes Jahrhundert.

Der Schütze war von den älteſten Zeiten an, bis das geſammte Militär=Weſen nach und nach auf einen ganz andern Fuß geſetzt worden, der ordentliche beſoldete Soldat, welcher ſeine Stadt oder Burg, worin er als Bürger und Schütze wohnte, wider die feindlichen Unternehmungen vertheidigen und beſchützen mußte. Die Fürſten hatten ſonſt keine beſtändigen Soldaten auf den Beinen. Zur Zeit der Befehdungen oder auch eines ordentlichen Krieges mußte der Adel des Landes aufſitzen. Die Schützen aber, welche bis zur Erfindung des Pulvers mit Armbrüſten, Bogen, gemeinen und Feuerpfeilen zum Schuſſe bewaffnet waren, dienten zu Fuß. Doch mehrentheils nur in Belagerungen und zur Vertheidigung der Schlöſſer und Städte *). Man findet zwar auch zuweilen berittene

*) *Christian Ulrich Grupen*, **Observationes rerum et antiquitatum german. etc.**

Schützen in den Urkunden erwähnt, aber doch gewiß ſehr ſelten *). Sie mußten demnach, als der ordentliche Land-Soldat, mit auf die Heeres-Folge ziehen, ſobald ſie dazu aufgeboten wurden und damit ſie bei vorfallenden Expeditionen deſto geſchickter und beherzter ſeyn möchten, ſo wurden ſie zu Friedenszeiten nach den ihnen vorgeſchriebenen Ordnungen in den Waffen geübt und mußten, zur Erlangung einer nöthigen Fertigkeit, wöchentlich einmal nach gewiſſen Zielen ſchießen, wofür ſie eine nach damaligen Zeiten eingerichtete kleine Ergötzlichkeit zu genießen hatten. Man theilte ſie, unter ihren Schützenmeiſtern, in gewiſſe Rotten oder Geſellſchaften ein und es iſt leicht zu begreifen, daß man hierzu die munterſten, geſundeſten und beſten Bürger auserſah. Die Einrichtung des Schützenweſens und der damit verbundenen Ordnungen und Geſetze hat mit dem Urſprunge der Städte ſelbſt ihren Anfang genommen **) und in dem innern Deutſchland ſetzt man denſelben in das zehnte Jahrhundert und beſonders in die Zeiten Kaiſer Heinrich's des Erſten, welcher bekanntermaaſen einen großen Theil von Deutſchland, in Anſehung des Vertheidigungs-Weſens, in einen ganz andern Zuſtand geſetzt hat. Doch blieben in den nachfolgenden Zeiten die Schützen-Anſtalten nicht bloß auf die Städte eingeſchränkt, ſie erſtreckten ſich

*) Johann Gottlob Horn, Lebens- und Heldengeſchichten Friedrich's des Streitbaren ꝛc. 10. Abtheilung §. 3. ꝛc.

**) *B. Engau* in elem. jur. German. L. I. T.V. §. CXXIV etc.

auch nachher und nachdem man das Vorurtheil abge=legt, als ob der Bauer zum Kriege nicht ſchicklich und tauglich ſey, auf die Dörfer; wie wir denn in Thüringen noch im ſechzehnten Jahrhunderte faſt auf allen Dörfern Schützengeſellſchaften gehabt. Bis ge=gen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſchoß man allein mit Bogen und Pfeilen, nachher aber auch mit den Handbüchſen und von der Zeit an findet man an verſchiedenen Oertern doppelte Schützengeſellſchaften, jede nach der beſondern Art des Gewehrs, womit ſie ge=rüſtet war. Die alten Geſellſchaften der Armbruſt=Schützen waren auch, nach Beſchaffenheit der damali=gen Zeiten, gar devot. Man findet in der Geſchichte verſchiedene Beiſpiele, daß ſie ſich, vermuthlich darum, weil ſie in den Zeiten des Fauſt= und Kolben=Rechts gar vieler Gefahr unterworfen waren, nicht nur in die geiſtlichen Brüderſchaften mit begeben und hin und wieder in den Klöſtern und Kirchen Altäre geſtiftet, ſondern ſich auch einen gar ſchicklichen Patron und Schutzheiligen auserſehen hatten. Und das war der heilige Sebaſtian. Der Kaiſer Diocletian gab ihm den oberſten Befehl über ſeine Leibwache; weil er aber ein Chriſt war und noch dazu Viele zum Chriſtenthu=me bekehrte, ließ ihn der Kaiſer an einen Baum bin=den und mit vielen auf ihn abgeſchoſſenen Pfeilen der=geſtalt zerläſtern, daß man nicht anders geglaubt, als daß er ſeinen Geiſt aufgegeben habe. Doch kam er damals noch mit dem Leben davon, wurde aber nicht lange darnach, auf Befehl eben dieſes Kaiſers, mit Kolben erſchlagen. Dieſem heiligen Sebaſtian er=

wieſen die Armbruſt-Schützen vorzüglich große Verehrung und Hochachtung. Sie führten ſein Bildniß auf den Panieren, nannten ihre Geſellſchaft nach ſeinem Namen, begingen den Sebaſtianstag ſehr feierlich, opferten ihm einen Pfeil und lebten an dieſem Tage vergnügt und fröhlich (bis noch im 17. Jahrhundert in Frankenhauſen). Im 13. Jahrhunderte kam die beſondere Uebung der Armbruſt-Schützen, nach dem Vogel zu ſchießen, zum Vorſcheine. Faſt alle Geſchichtſchreiber kommen darin überein, daß man den Herzog Boleslaus den Streitbaren von Schweidnitz, welcher auch Bolco I. genannt wird, für den Erfinder dieſer Luſtbarkeit zu achten habe, welcher im Jahr 1286 ſeinen Bürgern gedachter Stadt ein ſonſt nicht gewöhnliches Vergnügen machen wollen und ihnen daher zum erſtenmal eine Stange mit einem Vogel zum Abſchießen errichten laſſen.*) Nach und nach habe ſich ſolches in andere Länder verbreitet und ſey nach wenig Jahren faſt allgemein geworden: was um ſo glaublicher iſt, weil aus der Geſchichte bekannt, daß zu den Zeiten dieſes Herzogs ſich ein ſtarker deutſcher Adel in Schleſien niedergelaſſen und von ihm die deutſchen Lehenrechte daſelbſt eingeführt worden**); daher war es auch gar leicht, daß das Vogelſchießen mit nach Deutſchland gebracht wurde***). Jemehr nun die

*) Erdmann's Verſuch §. VI. S. 14. und die daſelbſt angeführten Schriftſteller.

**) Schleſiſche Kern-Chronik, S. 64 und 65.

***) Einige wollen von dem Urſprunge des Vogelſchießens

Macht und das Anſehen des Adels ſank, um ſo mehr ſtieg die Herrſchaft der Fürſten und erhoben ſich die Gemeinden der Städte; jemehr die Turniere der Edeln im 16. Jahrhundert in Abgang kamen, deſto freudiger vermehrten ſich die Freiſchießen, Stahl- und Armbruſt-Schießen, Vogelſchießen der Bürger. Es bildeten ſich in den meiſten Städten in allen Gegenden Deutſchland's eigene Schützengeſellſchaften, Schützengilden, Verbindungen ehrenwerther, waffenfähiger Bürger zu Uebungen mit Armbruſt und Pfeil, oder der Büchſe, zur Freude und Erholung in Tägen des Friedens, zur Vorbereitung und Stärkung auf Tage der Noth und Gefahr. Jede Schützengeſellſchaft wählte aus ihrer Mitte einen Hauptmann und Schützenmeiſter, einen Kleinodienmeiſter und einen Pritſchenmeiſter; die beiden erſtern wurden jährlich durch Wahl beſtellt, letzteres Amt verlangte eigene Anlagen und Humor; den Schützenkönig erkohren Glück und Geſchicklichkeit. Die meiſten Geſellſchaften hatten ein ſilbernes Bild ihres Patrons und an den Pfeilen hingen die ſilbernen Schilder mit den Wappen der Schützen- und Kleinodienmeiſter und der Könige. Dieſe, nebſt den Feſtpokalen und den Armbrüſten, verwahrte der Kleinodienmeiſter: die Fahne, welche die Farben der Stadt und einen paſſenden Wahlſpruch, häufig auch Sinnbilder führte, blieb bei'm

---

ältere Spuren gefunden haben und ſagen: Schon Aeneas habe, nach der Erzählung Virgil's (Lib. V. Aeneid. V. 485 bis 544), ſeinem Vater Anchiſes zu Ehren, nebſt andern Luſtbarkeiten auch ein Vogelſchießen in Sicilien angeſtellt.

Hauptmanne. Der Pritſchenmeiſter hatte ſeinen Namen von ſeinem Werkzeuge, einem klatſchenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Meſſing. Er war der Luſtigmacher der Geſellſchaft, ahndete mit Pritſchenſchlägen die Ungebühr und Ungeſchicklichkeit einzelner Schützen, verſpottete ihre Mißgriffe, hielt die Zuſchauer in Ordnung und nach ihm hieß der letzte Schuß der Pritſchenſchuß. Die Pritſchenmeiſter verfertigten auf die Feſtlichkeiten, bei denen ſie Dienſte leiſteten, Spruchgedichte, in welchen ſie die Geber des Feſtes und dieſes ſelbſt weitläufig beſangen.

Jede Geſellſchaft hatte ihre Rechte und Freiheiten und ihre geſchriebenen Statuten, die ziemlich den Turniergeſetzen des Adels gleichkommen; jeder ehrbare Bürger konnte Schützengenoß werden, verlor aber mit der Ehre auch die Wehre. In den Statuten des Bogen- und Büchſenſchießens zu Zerbſt, von 1592, die aber ſchon länger gegolten hatten, heißt es unter Andern: „Es ſoll auch das Fluchen und Schweren und alle Gotteslaͤſterung vermitten werden bey Peen der Geſellſchaft 3 Groſchen" und „Welcher den Teufel nennen wird, ſoll in die Büchſe 6 Pf. geben." Die Statuten der Weimariſchen Stahl- und Armbruſtſchützengeſellſchaft, die ſeit über 400 Jahren beſteht, verbieten gleichfalls alles Schwören und Fluchen während des Schießens bei 1 Schilling Strafe. So wurde ſelbſt auf äußere Zucht und Anſtändigkeit geſehen.

Jährlich hielten die Schützen in der freundlichſten, ſchönſten Jahreszeit, an den Feiertagen zu Pfingſten, ein feierliches Vogel- und Scheibenſchießen.

Schon früh eiferten die Prediger gegen die Wahl dieſer Zeit; Luther fragt, ob die Wittenberger zu entſchuldigen ſeyen, daß ſie ſich an einem Feſttag üben, den Vogel von der Stange zu ſchießen, was ſie doch auch an einem andern Tage könnten und die Conſiſtorien verfügten bald in ihrer Weisheit: Wo das Vogelſchießen nicht gänzlich abgethan werden mag, ſoll es eher nicht, denn Dienstag in Pfingſten nach der Predigt angefangen werden. In der churſächſiſchen Polizeiordnung heißt es: „Obzwar auch das Schützen- und Vogelſchießen wohl nachgelaſſen, ſo ſoll doch ſolches entweder an hohen Feſten und Sonntagen gar nicht, oder doch nicht eher angeſtellt werden, es ſey denn ſowohl Vor- als Nachmittags der Gottesdienſt verrichtet und daß alle Ueppigkeit bei unnachläſſiger willkürlicher Beſtrafung des Verbrechens dabei vermieden und darüber gute Ordnung mit Beſtätigung jedes Ortes Obrigkeit aufgerichtet werde.." Aehnliche Verordnungen wurden überall, in Weimar, z. B., von Herzog Wilhelm, den 18. Mai 1653 gegeben und ſo wurden die Vogelſchießen meiſtens ſpäter abgehalten; doch erinnern die Tänze auf der Pfingſtwieſe und das Pfingſtbier noch an die alte Schützenluſt.

Nahte die Zeit des Vogelſchießens heran, ſo ergingen die Schützenbriefe an die benachbarten Städte und Geſellſchaften und zahlreiche Schützen und Gäſte jeden Standes fanden ſich ein. Während des Feſtes ſelbſt wurde große Gaſtfreundſchaft geübt und Alles gethan, um Freude und Heiterkeit zu verbreiten. Nicht nur mit der Armbruſt und der Büchſe wurde nach dem

Vogel und der Scheibe geſchoſſen; auch andere Spiele fanden ſtatt, wie Ringelſtechen, Ballonſchlagen, Fechten, Hahnenſchlagen, Wettlaufen, Kegeln, Würfeln ꝛc. Der höchſte Preis war gewöhnlich 100 Gulden, dazu die Fahne; ein Fähnlein war bei jeder Gabe, die Gewinner brachten dieſe ſtolz nach Hauſe und hingen ſie in ihren Schützenſtuben auf. Aber auch Kleidungsſtücke, Hoſen, Wämſer, Hüte, oder ein Ochs mit vergoldeten Hörnern, bebändert und bekränzt, ein ſtattlicher Widder waren Preiſe, um die geſchoſſen wurde. Jeder Schütze gab eine kleine Einlage. Häufig verherrlichten die Fürſten durch ihre Gegenwart die Bürgerluſt und oft veranlaßten ſie ſelbſt ſolche Schützenfeſte oder Freiſchießen. Die Chroniken der meiſten Städte ſind reich an Nachrichten von ihnen und mehrere dieſer fröhlichen Zuſammenkünfte ſind in der Geſchichte nicht unwichtig. Im Jahr 1458 war ein Schießen zu Konſtanz, welches einen Krieg der Eidgenoſſen mit dieſer Stadt veranlaßte, indem ein Bürger derſelben den Bernerplappart (eine Scheidemünze) eines Luzerners Kühplappart nannte, welcher Schimpf durch die Einnahme von Weinfelden gerächt wurde. Die zu Cöln hielten 1509 ein Zielſchießen. Hans Sindelfinger, ein Bürger von Stuttgart, ſeines Handwerks ein Schneider, gewann den beſten Preis, 100 Gulden, wurde aber von den Cölnern darum betrogen; deswegen befehdete der berühmte Götz von Berlichingen die Stadt. In Leipzig wurde 1498 im Juli ein doppeltes Schießen gehalten; eines aus Büchſen nach der Scheibe, das andere mit Armbrüſten nach

dem Vogel; zu dieſem verehrte der Rath 50 Gulden; bei jenem war der erſte Preis 100, der geringſte 5 Gulden. Zur Vermehrung der Luſtbarkeit wurden zwei Glückstöpfe aufgethan; der Gewinnſt des einen war 1000, des andern 20 Gulden; das Loos bei erſterm koſtete 3, bei letzterm 1 Groſchen. Berühmt ſind die Schützenfeſte zu Paſſau 1555, Stuttgart 1560, Kolmar 1560, Worms 1575, Straßburg 1576, verewigt durch Fiſchart's „Glückhaftes Schiff," worin er die That der Zürcher Schützen beſingt, die in einem Tage von ihrer Stadt nach Straßburg kamen und einen Topf mit Hirſenbrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm aus dem Schiffe trugen, zum Beweiſe, wie ſchnell Zürich ihrer Bundesſtadt Hülfe bringen könne, wenn es die Noth fordere. In Zwickau wurde, auf Anordnung des Churfürſten Auguſt, 1573 ein großes Landſchießen ausgeſchrieben, an welchem er ſelbſt mit ſeinem Sohne, dem Herzoge Chriſtian, Wilhelm, Landgraf aus Heſſen, Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg, Karl iund Friedrich, Pfalzgrafen am Rheine, ſammt ihren Gemahlinnen, der Erzbiſchof Georg von Bremen, die Grafen von Mansfeld, Barby und viele Perſonen des Herrenſtandes und des Adels Theil nahmen „und ſich mit dem Armbruſtſchießen, allerhand Frewdenſpielen, Fechtſchulen, Hanenſteigen, wettlaufen und andern Fürſtlichen Luſten gar friedlichen und fröhlichen ergetzet; ihnen allen auch von einem Erbaren Rath gute Tractation beſchehen und ſonſten in Allem fürſtlichen verſehen worden." So

erzählt Pekkenſtein in ſeiner Beſchreibung der Stadt Zwickau. Auf den Gewinnſtfahnen ſtand, auf das Wappen der Stadt, den Schwan, anſpielend, die lateiniſche Inſchrift, welche zugleich die Jahrzahl enthält: „EX MerIto nIVeVs Dona reponIt oLor.“ (Gaben vertheilt der weiße Schwan nach Verdienſt). Herzog Kaſimir machte am zweiten Pfingſttage 1599 eine Schützenordnung bekannt und ſetzte unter Anderm feſt, daß Derjenige, ſo den Vogel abſchießen würde, daſſelbe Jahr aller bürgerlichen Beſchwerden und Auflagen, an Wacht=, Land= und Trankſteuer, befreit werden ſoll; 1614 gab er zu Ehren des Churfürſten Chriſtian II. ein Freiſchießen, an dem viele Fürſten und Städte Theil nahmen. Im Auguſt 1601 gab der Rath zu Halle ein Vogelſchießen, zu dem 156 vornehme Städte eingeladen wurden und an dem 323 Schützen Theil genommen; die Gewinnſte betrugen 600 Gülden. Als 1631 die proteſtirenden Fürſten und Stände zu Leipzig eine Zuſammenkunft hielten, die zahlreich beſchickt worden, veranſtalteten die Fürſten und Grafen mit dem Churfürſten von Brandenburg im Rannſtätter Schießgraben ein Armbruſtſchießen, in welchem der Herzog von Altenburg den erſten Preis gewann.

Die traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges unterbrachen dieſe Schützenfeſte; obrigkeitliche Verordnungen verboten alle Luſtbarkeiten, Saitenſpiel und Tanz und jede öffentliche Freude. Die Leipziger Jahrbücher haben die lange Unterbrechung bemerkbar gemacht: „1655 den 30. Juni und die folgenden Tage,

nachdem kurz zuvor die Vogelſtange wieder erbaut worden, ward auf der Pfingſtwieſe ein Vogelſchießen gehalten, welches 25 Jahr, wegen der trübſeligen und höchſt gefährlichen Kriegszeiten, eingeſtellet geweſen; dabei ward allerhand Ergötzlichkeit vorgenommen; den 2. Auguſt ward der Vogel von Daniel Volkmarn abgeſchoſſen und dieſer von beiden Bürgermeiſtern und den Schützen, derer 52 waren, in einer anſehnlichen Proceſſion von der Pfingſtwieſe in die Stadt auf die Trinkſtuben über die Wage begleitet, daſelbſt der König die andern Schützen auf's Beſte gaſtirte."

In der neuern Zeit hat das Vogelſchießen in Rudolſtadt in Thüringen den größten Ruf erlangt und dazu hat vorzüglich der heitere Sinn und die Leutſeligkeit des verſtorbenen Fürſten, dann auch die frohen, genußliebenden, gaſtfreundlichen Bürger und die ſchöne, freundliche Lage der Stadt beigetragen.

Es dürfte nicht ſchwer halten, das Vogelſchießen zu einem wahren, Herz und Sinn befriedigenden Volksfeſte zu machen; es dürfte, z. B., ſtatt ſo vieler Wochen, nur einige Tage dauern, die Hazardſpiele verboten und dagegen andere, das Volk unterhaltende, ohne daß ſie es um ſein Geld bringen, eingeführt werden, wie Wettlaufen, Wettrennen, Wettklimmen 2c.; am Schießen ſelbſt nehmen ohnehin die Wenigſten Theil; neben der Büchſe ſollte auch mit der Armbruſt geſchoſſen, wenigſtens für die jüngern Leute, für Schüler und Lehrburſche ein Armbruſtſchießen eingerichtet werden. Denn daß die Meiſten thätig ſind und nicht bloß ſtumme Zuſchauer, das macht ein Volksfeſt belebt.

Das Johannis- oder Sonnenwendefeuer.

Der Johannistag, oder vielmehr Abend, wird in Deutſchland und namentlich in Thüringen häufig begangen; früher jedoch war ſeine Feier noch weit verbreiteter. Knaben ſammeln nämlich einige Tage zuvor Reiſig, alte Beſen und Theerfäſſer und zünden am Abende des Johannistages auf den umliegenden Bergen und Anhöhen ein Feuer an, über welches ſie ſpringen, oder um das ſie herumhüpfen. So war ſonſt im Fuldaiſchen die Gewohnheit, daß Gaſſenjungen von der niedern Volksclaſſe ſich einige Zeit vor Johanni vereinigten, mit hölzernen Flinten in den Orten herumzogen und unter allerlei Soldatenmanövern Holz, Eier und dergl. einſammelten, wo ſie dann das Erſtere am Johannisabende verbrannten, das Andere verſchmauſ'ten. Bei dieſem Einſammeln ſangen ſie folgendes Lied:

Da kommen wir heran gegangen
Mit Spießen und mit Stangen
(denn dieſe nahm man, ehe Schießgewehre aufkamen)

Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein.
Gebt uns doch der Eier ein
Zum Johannisfeuer.
Der Haber iſt gar theuer;
Haber zu, Haber zu! Frie fre fried!
Gebt uns doch ein Schied *).

In Erfurt zogen ſonſt die Kinder, beſonders Knaben der Vorſtädte, einige Tage vor dem Johannisfeſte durch die Straßen und ſangen:

Eichen und die Gerten
Singen alle Merten;
Rothe Roſenblätterchen,
Wir woll'n Euch auch was ſingen,
Gebt uns auch was,
Holz h'raus!

wofür ihnen Materialien zum Johannisfeuer gereicht wurden.

Das Lied ſcheint aus dem zuſammengeſetzt zu ſeyn, welches zum Andenken an die Zerſtörung eines Raubſchloſſes auf der Wageweide geſungen wurde **).

*) Scheitholz.

**) Es lautet ſo:

Wir kamen an ein Thälelein, Thälelein,
Rothe Roſen-Blätterlein.
Steht ſtill, ſteht ſtill auf dieſer Stedt,
Woll'n wir aber ſingen,
Gebt, was Ihr habt;
Prügel her!

Das Feſt ſelbſt, an welchem man dieß ſang, hieß der Walpurgiszug oder in der Sprache des gemeinen Volkes Walperzug, von dem Tage ſo genannt, an dem es begangen wurde. Im Jahr 1304 zogen nämlich

An manchen Orten pflegte man außer dem angezündeten Feuer auch ein Rad herumzudrehen. So bekränzten die jungen Leute in Eiſenach, als dort noch

---

die Bürger von Erfurt, mit denen von Mühlhauſen vereint, am St. Walpurgistag über die Saale, um den Burggrafen von Kirchberg, mit dem ſie in Fehde gerathen waren, zu bekämpfen. Sie nahmen demſelben die Schlöſſer Greifenberg, Windeberg, Lehſten und Kirchberg ab; weil aber Greifenberg ſo nahe an der Stadt ſtand, ſo legten ſie eine Beſatzung hinein und thaten daraus Ausfälle in die Umgegend. Die Bürger zu Mühlhauſen kamen den Erfurtern dabei treulich zu Hilfe. Zum Andenken dieſer Waffenthat zogen nach der Zeit die Bürger zu Erfurt alle Jahre in feierlichem Zuge, theils zu Pferd, theils zu Fuß, am Walpurgistage nach der Wageweide auf der Steigerhöhe, nach der Gegend, wo ehemals das Raubſchloß Greifenberg ſtand, das zu jener Zeit zerſtört wurde.

Dieſer Zug, an welchem Alt und Jung Theil nahm und der dadurch zu einem allgemeinen Volksfeſte der alten Erfurter wurde, ſetzte den größten Theil der Bevölkerung der Stadt an dieſem feſtlichen Tag in eine fröhliche, aber dabei ſehr lärmvolle Bewegung; draußen lagerte man ſich, in bunte, gemiſchte Gruppen vertheilt, unter die Bäume des nahen Steigerwaldes und überall erhoben ſich Zelte, unter deren Schatten dieſer merkwürdige Tag, an welchem Erfurt's Bürger in der Erinnerung ihrer Heldenthaten ſchwelgten, unter Jubelgeſängen und Becherklang hochgefeiert wurde. Erſt am ſpäten Abende zog der lärmende Zug, gleich dem Toben des wilden Heeres, mit grünen Maien in den Händen, die ſie im Wald abgeſchnitten hatten und unter Abſingung des eigens dazu gefertigten Volksliedes, nach der Stadt zurück.

Da mancherlei Unordnungen bei einem ſolchen ungeheuern Zuſammenfluſſe von Menſchen unvermeidlich waren und es oft dabei, wenn ſich die Köpfe durch Bier und Branntewein erhitzten, nicht ohne Prügeleien und ſelbſt Mord und Todſchlag abging, ſo verbot endlich, im Jahr 1663, der damalige Kurmainziſche Vicedom von Schmiedeburg dieſen lärmenden Zug. Allein ohne ſich an dieſes Verbot zu kehren, wurde er

der Sommergewinn gefeiert wurde, am Johannistage vor dem Georgenthore das Rad, an welches ſie im Frühjahre, bei Begehung des erſtgenannten Feſtes, einen Strohmann gebunden hatten, mit einer Menge ſchöner Feldblumen, wie ſie die Jahreszeit ſpendete, ließen es Abends den Mädelſtein herab nach der Vorſtadt zu laufen und freuten ſich dabei der Hoffnung einer reichen Ernte.

Vormals zündete man an dieſem Tag in der römiſchen Kirche geweihte Lichter an und lief mit ihnen herum, ſelbſt um Getreide- und Fruchtfelder. Eben ſo putzten hie und da einige kleine Mädchen einen kleinen Knaben mit allerhand Bändern und Zierathen an, welchen ſie den Johannisengel nannten. Sie ſchmückten ihn mit einem Blumenkranz und ſetzten dann dieſen kleinen Johannisengel auf einen Tiſch und vor ihm auf denſelben einen Topf, der mit Blumen geſchmückt war und tanzten um denſelben mit Geſang und Jubel herum. Von dieſer Gewohnheit ſchreibt

---

dennoch in gedachtem Jahre noch einmal, wiewohl zum letzten Male, gehalten; doch gingen noch, ſo lange die Kurmainziſche Herrſchaft über Erfurt dauerte, zum Andenken an jene Begebenheit die ſämmtlichen Tambours des damaligen beſtehenden Bürgerregiments auf den Walpurgistag bei ihren Officieren und den Honoratioren der Bürgerſchaft umher und trommelten vor den Thüren ihrer Wohnungen; auch hat ſich das Fragment eines Volksliedes, das damals bei'm feſtlichen Zuge nach der Wageweide geſungen wurde, unter der erfurtiſchen Jugend ſelbſt bis auf unſere Zeiten erhalten und noch jetzt hört man die Kinder zuweilen ſingen:

„Willſt du mit nach Walpern gahn?
„Willſt du mit, ſo komm!" —

ſich an manchen Orten der Johannistopf und der Johannisſtrauß her, den man ſich unter einander zuſchickt und welcher aus wohlriechenden Blumen, mit Bändern umwunden, beſteht; wahrſcheinlich auch die Gewohnheit, daß an manchen Orten an dieſem Tage die Schulkinder ihre Lehrer anbinden, zumal wenn ſie Johannes heißen.

In manchen Städten pflegt man am Johannistag eine Maie, mit Blumenkränzen und Bändern geziert, zu errichten, um welche die Kinder tanzen. In Nordhauſen war ſonſt dieſer Gebrauch vorzüglich üblich. Man konnte nicht leicht durch eine Straße gehen, wo man nicht ſolche geſchmückte Maien errichtet fand; ja es war ſogar eine ganze Straße von ihren Bewohnern feſtlich geſchmückt *).

*) In Norwegen richtet man am Johannisfeſte hohe Maienſtangen auf, die mit Kränzen und Bändern geſchmückt ſind und um welche die jungen Leute tanzen und ſingen und ſich der Hoffnung auf eine reiche Ernte freuen. In Liefland gehört der Johannisabend unter die größten Jubelfeſte der niedern Volksclaſſen, wo Männer, Weiber und Kinder in Proceſſion in den Hof ihrer Herrſchaft ziehen. Die Männer ſpielen dabei auf allerhand Inſtrumenten, beſonders dem Dudelſack und der Fiedel und Weiber und Mädchen, mit Kränzen von Blumen oder Eichenlaub, ſingen und tanzen. Unter dem Arme haben ſie große Büſchel von Gras. Die Aelteſte unter ihnen iſt gewöhnlich die Vorſängerin. Bei den Viehſtällen fangen ſie an, ihre Lieder zu ſingen und die Weiber werfen gewiſſe Kräuter, die in einer gewiſſen Stunde des Tages geſammelt worden, dem Viehe vor, welche wider Viehſterben und wider verſchiedene Krankheiten helfen ſollen. Von den Ställen gehen ſie zu den Wirthſchaftsgebäuden, zu den Scheuern ꝛc., immerwährend ſingend; dann ziehen ſie zum Wohngebäude, wo die Herrſchaft mit Kränzen

Auch im Lande ob der Enns und weit über den Inn und davon nördlich über die Donau hinaus ſind die Johannisfeuer, oder wie man ſie dort nennt „Sonnenwendefeuer“, ein ungemein beliebtes, ja feierliches Volksfeſt. Die Art und Weiſe, wie man es feiert, iſt folgende:

Irgend ein Bürger oder Bauer ſtellt, wie ihn nach Jahresfriſt die Reihe trifft, einen Wagen, ein Anderer ein Pferd, ein Dritter und Vierter einen Knecht oder Buben, welche ſämmtlich, mit Strohbändern feſtlich aufgeputzt, am Morgen des feierlichen „Sonnenwendetags“ (d. i. am 24. ſtatt 22. Junius) von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte fahren und mit einem herkömmlichen Spruche Holz in Scheiten oder Prügeln und nach Maasgabe der Vermögensumſtände begehren. Jeder giebt willig ſeinen Theil und verſpricht, ſich Abends mit den Seinigen am bewußten

---

beehrt wird. Nach dieſem wird die ganze Nacht hindurch getanzt, geſungen und getrunken. Auf einigen Landgütern befeſtigen ſie leere Theertonnen an lange Stangen, die ſie auf die höchſte Höhe eingraben. Hierauf brennen ſie die Tonnen an, die nun einige Stunden ein angenehmes Schauſpiel gewähren. In einigen Gegenden trinkt man an dieſem Tage fleißig Meth oder Honigwein, vielleicht weil Johannes wildes Honig gegeſſen hat; Andere eſſen Krebſe, welche vermuthlich die Heuſchrecken vorſtellen ſollen.

Daß man um dieſe Zeit hofft: Was Johannes pflanzt und Maria begießt, werde beſonders gedeihen und ſich eine unfreundliche, regnigte Witterung bis in die Ernte verſpricht, weil

Wenn Maria geht über'ſ Gebirge naß,
So regnet es ſieben Wochen ohn' Unterlaß,

iſt allbekannt.

Platz einzufinden, wenn das Zeichen gegeben wird. Der „Feuerplatz“ iſt ein Stoppelfeld, eine Aue, ein Hain; das Einladungszeichen wird durch eine überaus hohe, mit jenen Strohbändern umwundene und in Flammen geſetzte Stange gegeben, welche weithin in die Runde leuchtet und bei ihrem Niederbrennen den Holzſtoß entzündet, aus deſſen Mitte ſie emporragt. Sie brennt und flattert ungefähr eine Viertelſtunde lang; inzwiſchen ſind mit Einbruch der Nacht die „Springer“, „Båher“ und „Gaffer“ von allen Seiten herbeigeeilt. Die „Springer“ ſind in der Regel junge, lebensfrohe Ehegatten, Brautleute und Liebespaare, die da in anderer Form und Behauſung ihren Ball halten und ſo lange paarweiſe durch das Feuer ſpringen, als ſie die Füße zu regen vermögen. Iſt die Menge der Springer zu groß, wie es häufig geſchieht, ſo werden noch zwei oder drei Holzſtöße angezündet und fleißig unterhalten. Auch zur Beluſtigung der Kinder brennen zwei oder drei kleinere Feuer, neben welchen die Altmütter, alten Baſen und Greiſe ſitzen und mit Salz beſtreute Brodſchnitten („Båher“) an langen Stäben zur Glut halten, um ſie zu röſten und für die Hungrigen in Bereitſchaft zu halten, während der Schenkwirth des Orts ſeinerſeits Labſal für den Durſt ausbietet. Die müßigen Zuſchauer, „Gaffer“ genannt, ſind die beſtändigen Recenſenten der ſpringenden Paare, bringen durch ihren Contraſt das regſamſte Leben in die feſtliche Unterhaltung, die ſelten vor Mitternacht endet, — legen den Holzſtoß oft ſo hoch an, daß die kühnſten, geübteſten Springer

ſtutzen, — höhnen und ſpotten (ohne eben zu beleidigen), wenn man mit dem Springen eine Weile inne hält, oder wenn ein Waghals, der keck hinüberſetzt, einen unglücklichen saltum mortalem macht und entweder in die Flamme oder neben derſelben niedertaumelt, — beloben aber mit ohrzerreißendem Jubelrufe den glücklichen Springer, führen ihn zum Schenkwirthe und zechen ihm ein Räuſchchen an, — hofiren aber noch tumultuariſcher einem kühnen Mädchen, wenn es einen gewagten Sprung thut und erklären ſie zur „Kaiſerin", wobei natürlich oft daſſelbe partheiliche Intereſſe mitſpielt, wie in der Reſidenz bei der Auszeichnung — einer ſchönen Tänzerin! —

Die Meinungen über die Entſtehung dieſes Feſtes ſind getheilt. Die Einen ſagen: Das Johannisfeſt iſt ein Geburtsfeſt *) und die an demſelben üblichen erwähnten Gebräuche haben mit den an der Geburtsfeier der Alten gebräuchlichen eine auffallende Aehnlichkeit. Die erſten Chriſten haben die an der Geburtsfeier der Alten üblichen Gebräuche entlehnt und ſie mit einiger Abänderung auf das Geburtsfeſt des Johannis übertragen. Statt des aus grünem Raſen mit Blumenkränzen geſchmückten Altars errichteten ſie eine Maie, die ſie mit Kränzen, Bändern und anderen Zierathen behingen. Die Alten zündeten ein Feuer auf dem Altar an; die erſten Chriſten zündeten gleichfalls an dieſem Tag ein Feuer an, welches Johannisfeuer hieß. Der ſogenannte Johannistopf oder Johannisſtrauß, was

*) Des Täufers Johannes.

iſt das anders, als die an den Geburtstagen der Alten üblichen Kränze, womit ſie ſich, den Genius und den aus Roſen errichteten Altar bekränzten und der Johannisengel, iſt er nicht offenbar der geſchmückte Genius der Alten?

Die Andern behaupten, die Johannisfeuer ſeyen heidniſchen Urſprungs, aus der Zeit nämlich, wo die alten Germanen, gleich den alten Perſern (mit denen ſie auch die göttliche Verehrung der weißen Pferde ꝛc. gemein hatten), die Sonne, die Quelle des Feuers, als oberſte Gottheit und das mit der größten Feierlichkeit, am längſten Tage des Jahres verehrten. Dieſe Meinung hat die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich.

In alten Urkunden findet man oft den Johannistag geradezu Sunnewende, Sunwinde, Suniethen, Singethen ꝛc. bezeichnet, oder es ſind ihm dieſe Wörter als Beiwörter, zum Unterſchied anderer Johannisfeſte, beigelegt worden und das Johannisfeuer hat man insbeſondere mit dem Namen des Sunwendfeuers bezeichnet. Man findet dieß unter Anderm in den Worten eines alten Geſchichtſchreibers: „Und das beſchah ann einem S. Johannis Abendt zu Sunwenden, und machten da in der Stadt ein Groß-Feuer, oder Sunwendt-Feuer." Und der pirnaiſche Mönch ſagt von den Bauznern: „Als ſie nach alder Gewohnheit den Sommer mit Fewer entphingen ꝛc."

Wir können dieſe Abhandlung nicht ſchließen, ohne zuvor noch eines Gebrauches zu erwähnen, der jährlich an dem Johannistage ſtatt findet und zu intereſſant iſt, als daß er

übergangen werden ſollte. Denn wenn die Bewohner einer Provinz von 1,064,506 Einwohnern und wohl 1200 adlichen Gütern, die zuſammen einen Territorialwerth von mehr als 40 Millionen Thalern ausmachen, in eine Provinzialſtadt von mittelmäßiger Größe zuſammenkommen, um ihre Geld- und auch andere Geſchäfte für das ganze Jahr in einem Zeitraume von drei bis vier Tagen zu verrichten, ſo kann es nicht fehlen, daß dieſer Verkehr der Stadt ein ungewöhnliches Anſehen voll Leben und Thätigkeit geben muß und das Ganze zu einem wahren Volksfeſte wird.

Dieß Schauſpiel ſtellt Poſen jährlich am Johannisfeſte vom 24. bis zum 28. Juni dar, in welchem kurzen Zeitraume der geſammte Adel der Provinz und der begüterte Mittelſtand hier zuſammenkommen, um Zahlungen zu leiſten oder zu empfangen und alle mögliche Arten von Contracten abzuſchließen, welche der Betrieb ihrer bürgerlichen Geſchäfte nur irgend nothwendig macht; eine Gewohnheit, welche die Bequemlichkeit, zur Erleichterung des Geſchäftsbetriebes, ſchon ſeit Jahrhunderten einführte. In dieſen Tagen wächſ't die Menſchenmaſſe, nach einer mäßigen Berechnung, um zwei Dritttheile und der Zuwachs an Pferden ſteht damit in ziemlich gleichem Verhältniſſe.

Die Bürger ſchicken ſich an, ſo viele Gäſte, als nur möglich, aufzunehmen; jeder Hauswirth, ſelbſt der Stand der Honoratioren nicht ausgenommen, ſchränkt ſich auf ein Dachkämmerchen ein, um für die entbehrlichen, ſchon vier Wochen zuvor beſtellten Zimmer, einen Miethzins von zehn bis hundert Thalern mitzunehmen. Bäcker

und Fleiſcher, Brauer und Branntweinſchenker ſetzen ſich in Bewegung, um hinlängliche Vorräthe für ſo viele Mäuler anzuſchaffen. Die Kaufleute und Apotheker ziehen ihre Rechnungen aus; der Chef des Juſtizcollegiums vertheilt die Rollen zur Aufnahme der Geſchäfte unter die Mitglieder deſſelben; die Juſtiz-Commiſſarien ſchließen ihre Conto's ab und ſpitzen die Federn; die Aerzte ſchneiden Papier in Vorrath zu Recepten und die Conditoren ſchlagen ihre Eiszelte auf dem Wilhelmsplatz auf. Die Diener der Gerechtigkeit ziehen ſich aus ihren Kreiſen nach der Hauptſtadt zurück, um hier ihre Aufträge mit Bequemlichkeit zu vollſtrecken, indem ſie ſicher ſind, ihren Mann, den ſie lange vergebens geſucht haben, in dieſen Tagen hier zu finden. Das Chor einheimiſcher Muſikanten ſtimmt ſeine Inſtrumente; ſelbſt die Freudenmädchen, deren Zunft um dieſe Zeit noch durch Schweſtern aus Berlin, Warſchau und Breslau verſtärkt wird, machen ihre feſtliche Toilette in Erwartung einer reichlichen Ernte und die Juden, welche in Südpreußen durch das Herkommen zu Geſchäftsträgern geſtempelt ſind, umſchwärmen gleich einem Bienenſchwarme dieſe mannichfachen Gruppen und verbinden ſie zu einem ganzen lebhaften Gemälde des erhöhten ſtädtiſchen Erwerbfleißes. Polniſche und deutſche Schauſpieler, Optiker und Zahnärzte, Virtuoſen, Prager Muſikanten und Dudelſackpfeifer, Kunſtbereiter und Kunſthändler, wilde Thiere und Wachsfiguren, Kaufleute und Lyoner Waaren, Liederverkäufer, Bärenführer und Silhouettenzeichner, Weiße, Mohren, Rieſen und Zwerge, Ban-

kiers und Klopffechter, Glashändler, Maler, Seiltänzer, Porzelanflicker ꝛc. fahren, reiten und wandern ein, um wenigſtens einen kleinen Theil von der in Umlauf kommenden Geldmaſſe zu erſchnappen. Kurz, der Vorabend des Feſtes beginnt und mit ihm ſtrömen auch von allen Seiten die Bewohner des platten Landes in mannichfacher Abſicht zur Hauptſtadt: Die Männer — um Güter zu kaufen, oder zu verkaufen, Pachtungen zu übernehmen, Darlehne zu negociiren, Zinſen zu zahlen oder zu empfangen und nebenher — zu trinken. Die Weiber — um Vergnügen aller Art zu genießen, welche die Stadt in dieſen Tagen ſo reichlich darbietet, daß die Tageslänge kaum hinreicht, um alle zu umfaſſen.

Wer gerichtliche Angelegenheiten hat, benutzt das Johannisfeſt, um ſich von der Lage der Sache zu unterrichten, oder ſeinen Geſchäftsträger für das ganze Jahr mit Inſtructionen zu verſehen und wer geſchäftslos zur Stadt kommt, was ſelten der Fall iſt, haſcht nach Vergnügen.

Einkäufe öconomiſcher Bedürfniſſe, Veränderungen der Garderobe und des Putzes, Annahme eines Hauslehrers oder Tanzmeiſters für die Kinder, ſelbſt Zeitungslectüre, kurz, alle Gattungen von Geſchäften, die nicht ſchlechterdings unaufſchieblich ſind, werden zum Johannisfeſte verſpart; ja ſelbſt Kranke, welche zu entfernt von einem Arzte wohnen und theure Reiſen nicht bezahlen können, verſchieben die Cur, wenn die Krankheit nur einigermaaſen zu den chroniſchen ge-

hört, auf Johannis, um ſich alsdann auf eine wohlfeilere Art mediciniſche Hülfe zu verſchaffen.

Am Morgen des Johannistages ſcheint die Stadt neu bevölkert; denn die Einwohner verlieren ſich unter der Menge von Fremden, welche die Eilfertigkeit der Geſchäfte unaufhörlich in den Straßen umhertreibt; aus jedem Fenſter ſieht man neue Geſichter, indeß die alten, wohlbekannten ſich in das hinterſte Kämmerchen zurückgezogen haben. Der reichere Adel beſetzt die Häuſer am Ring und an der Wilhelmsſtraße; der Mindervermögende ſucht in den zunächſt an dieſe gränzenden Straßen unterzukommen und ſo erſtreckt ſich die Einquartierung, in verhältnißmäßigen Abſtufungen, bis in die entfernteſten Vorſtädte.

Aus jedem Hauſe tönt das Geklirre ausgeſchütteter Geldbeutel, welches ſich in dem Geraſſel mannichfach geformter Equipagen verliert, worin die Damen, im Morgenanzuge, von Haus zu Haus fahren, um ihre angekommenen Freundinnen zu beſuchen und den langweiligen Vormittag zu verplaudern, oder in den Putzläden einen Theil ihrer Reize für den — Abend einzukaufen; indeß die Männer ſich nach ihren Schuldnern umſehen, oder neue Contracte verabreden und — wenn ſie ſelbſt mehr Zahlungen zu leiſten haben, als ihre mitgebrachte Baarſchaft beträgt, ſich in Speculationen erſchöpfen, um die fehlende Summe herbeizuſchaffen, welches, bei den verhältnißmäßig geringen Summen des umlaufenden baaren Geldes, in der That keine Kleinigkeit iſt. Juden in zerlumpten Mänteln, die kaum noch durch ein paar Fetzen zuſammen-

hängen, tragen mächtige Goldſäcke hinter dem in ſeinem Staatsrocke voranſchreitenden Gutsbeſitzer her, mit einer Miene voll Wichtigkeit, welche verräth, wie ſehr ſich die armen Schächer ſelbſt durch dieſes Tragen ihres Abgottes, des Mammons, geehrt fühlen; oder ſie laufen athemlos mit Hypothekenſcheinen umher, um noch in den letzten Augenblicken Summen zu negociiren, wovon ein Procentchen für die Bemühung ſie auf Zeitlebens glücklich machen würde, wenn das Project gelingen ſollte, was nur zu ſelten der Fall iſt. Nichts iſt lächerlicher, als der Schwindel, womit eine Menge Menſchen, die keinen Begriff von dem Gang eines ſoliden hypothekariſchen Darlehnsgeſchäftes haben, ſich demſelben, aus Hoffnung eines anſehnlichen Gewinns, unterziehen.

Ein Hülfsbedürftiger erfährt aus der dritten Hand den Namen eines Geſchäftsmannes, der ſich mit Geldmäkeln abgiebt und trägt ihm ſeine Documente hin. Dieſer verſpricht in ein paar Tagen beſtimmte Erklärung des Gläubigers, der das Geld ſchon bereit liegen haben ſoll, über das Darlehnsgeſchäft und ſtellt die Documente einem Factor zu, welcher einen ſichern Mann weiß, von dem das Geld ſogleich negociirt werden kann. Der Factor bedingt ſich für ſeine Bemühung nur ein paar Procent aus, die er mit ein paar Gehülfen theilen muß und giebt die Papiere einem Dritten, der von einem Vierten gehört hat, welcher ſichere Kundſchaft von einem Manne haben ſoll, dem ein großes Capital zur Unterbringung gegen leidliche

Bedingungen, das heißt, zehn Procent Abzug vom Capital, angeboten worden.

Von dieſem empfångt ſie der fůnfte und aus deſſen Hand wohl gar der ſechſte Unterhåndler, der mit den Papieren athemlos zu demſelben Geſchåftsmann eilt, welcher ſie aus der Hand des Gutsbeſitzers empfing. Der Geſchåftsmann ſieht mit Erſtaunen ſeine eignen Documente und merkt nun wohl, daß er angefůhrt iſt; aber er darf ſie nicht behalten, ſondern empfångt ſie erſt durch denſelben Zirkel, aus der Hand ſeines Factors, mit der Nachricht zurůck, daß dem Creditor die Sicherheit nicht anſtehe, oder das Capital bereits verſagt ſey; Niemand von den Negocianten erfåhrt, außer ſeinem Vordermann, etwas von dem wahren Zuſammenhange der Sache und ſo kommt es, daß dieſelbe Farce von denſelben Perſonen, außer dem erſten und letzten Acteur, mehr als einmal wiederholt wird

Gegen eilf Uhr zieht der Strom des negociirenden Publicums nach dem Regierungsgebåude. Hier iſt gleichſam die Bŏrſe, wo in den erſten beiden Verkehrstagen die Geſchåfte unter den Partheien nur verabredet werden, ehe die gerichtliche Aufnahme erfolgt. Ein verworrenes Geråuſch von tauſend Stimmen, in polniſcher, deutſcher, lateiniſcher und franzŏſiſcher Sprache, betåubt hier die Officianten, die mitten in dieſem Gewůhl ihre Berufsgeſchåfte zu verrichten genŏthigt ſind. Ein Heer von Supplicanten beſtůrmt das Pråſidium mit Vorſtellungen, die einer ſchleunigen Verfůgung bedůrfen. Ein Theil hålt das Depoſitorium belagert,

um Zahlungen in Empfang zu nehmen, wozu die Gelder erſt aus der Bank eingezogen werden müſſen; denn es iſt eine Gewohnheitsſünde der Nation, ſelbſt dringende Angelegenheiten bis auf die letzte Stunde zu verſchieben. Daher werden Executions- und Arreſtgeſuche, Bitten um Eintragung, Ertheilung eines Hypothekenſcheins, Bewilligung eines Darlehns u. ſ. w. erſt angebracht, wenn das Johannisfeſt ſchon beginnt und ein Citissime jagt dann das andere. Kaum, daß die Mittagsſtunde einen kleinen Stillſtand dieſes allgemeinen Treibens bewirkt. Die Freuden der Tafel werden nur als Nebenſache betrachtet; der Durſt nach Geld erſtickt ſelbſt den Weindurſt und kaum iſt das Mittagsbrod verzehrt, ſo beginnt derſelbe Geſchäftsdrang von Neuem, bis die Schauſpielſtunde ſchlägt, in welcher Lieblinge der höhern und der niedern Stände das geſchäftige Publicum zu ſanftern Freuden einladen und den ernſthaften Geſchäften für den Tag ein Ende machen.

Alle Unternehmer der öffentlichen Beluſtigungen haben ſich ſo eingerichtet, daß ſie ſich in Anſehung der Zeit nicht hindern, ſo, daß das Publicum an einem Tag alle dieſe Schauſpiele beſuchen kann und wenn Abends um zehn Uhr die Comödie endigt, wieder ein Pickenick, um die Nacht zu verkürzen, beginnt, eine Einrichtung, die um ſo mehr Beifall verdient, da der größte Theil der Johannisgäſte nicht nach ländlichen Freuden (denn ſie leben ja das ganze Jahr auf dem Lande), ſondern nach ſtädtiſchen Vergnügungen dürſtet,

wozu die kurze Zeit mit weiſer Sparſamkeit genutzt werden muß.

Wer am Tanze kein Vergnügen findet, genießt den ſchönen Abend auf der Promenade, oder in den Eisbuden auf dem Wilhelmsplatze, während herumziehende Muſikanten und Leiermänner vor den hin und wieder noch ſpät erleuchteten Fenſtern ihre Serenaden anzubringen ſuchen.

Aus allen Schenken und Kneipen, deren Zahl Legion iſt, tönt Muſik bis zum Dudelſacke herunter, mit wildem Geſchreie der Tanzenden vermiſcht. Hin und wieder taumeln Trunkene nach Hauſe und lallen das zweitönige Volkslied, welches von den niedern Claſſen der Nation nur in dieſem Zuſtande geſungen wird.

Der zweite und dritte Tag ſehen dem erſten vollkommen ähnlich. Daſſelbe Gewühl auf den Straßen, wie im Gerichtshofe. Geld und Vergnügen ſind die großen Triebräder, welche dieſe Maſſe in beſtändiger Bewegung erhalten. Jeder ſtrebt, ſeine Geſchäfte ſo bald, als möglich, zu beendigen, um von dem theuern Pflaſter wegzukommen. Ein beſonders lebhaftes Schauſpiel gewährt der Ring, ein Marktplatz von beträchtlicher Größe. Die ganze Fläche iſt mit Wagen, worauf die Bauern Lebensbedürfniſſe zu Markte bringen, mit Kramläden, Gartenfrüchten und Producten aller Art ſo bedeckt, daß die Polizeidiener nur mit Mühe einen fahrbaren Weg offen erhalten können, worin die Paſſage doch mit jedem Augenblicke ſtockt. Tauſende von Fußgängern ſuchen zwiſchen dieſer Wagenburg

durchzuſchlüpfen. Waaren und Geldſäcke werden hin und hergetragen, — junge Elegants zeigen ſich auf einem neuen, geſchmackvollen Cabriolet, oder als ſchulgerechte Reiter den Damen, die an den offenen Fenſtern die langſamen Morgenſtunden verflüchtigen und auf die oft mühſelige Geſchäftigkeit der Männer ſorglos herabſehen. Auf dem Collegienhauſe vermehrt ſich das Gedränge mit jedem der drei folgenden Tage. Die Verhandlung der Geſchäfte beginnt nun; aber mit jedem Tage wird auch der Mangel an Gelde, der den unſichern Geſchäftsgang hemmt, fühlbarer und die Verlegenheit wächſ't. Ein Gutsbeſitzer iſt ſo glücklich geweſen, ein großes Darlehn zu negociiren; zwar hat er ſich zehn Procent Abzug vom Capital, die Transportkoſten des Geldes, die Uebernahme aller gerichtlichen und außergerichtlichen Koſten und einige kleine Douceurs gefallen laſſen müſſen! — aber was ſchadet das? das Geld iſt hier und liegt für ſeine Rechnung da, nur verzögert ſich die Auszahlung zur Berichtigung des Hypothekenbuchs noch durch irgend einen kleinen Umſtand, der ſich in 48 Stunden nicht heben läßt; gleich geräth dadurch eine Menge von Geſchäften in's Stocken, die ſchon bis auf die Zahlung abgeſchloſſen ſind und mehr als dreihundert Perſonen, wovon immer Einer auf den Andern wartet, werden oft dadurch wider ihren Willen in Poſen zurückgehalten, wenn ſchon längſt die Stadt von ihren Johannisgäſten verlaſſen iſt und verwünſchen den Urheber ihrer Leiden; denn Jeder hat, in der gewiſſen Hoffnung, von ſeinem Vordermanne bis zu dem hinauf, der das

Darlehn negociirt, an einem beſtimmten Tage Geld zu erhalten, wieder einen anderweitigen Contract geſchloſſen, worin er ſich unter einer namhaften Conventionalſtrafe zur Zahlung der contractmäßigen Summe auf einen beſtimmten Termin verpflichtet. Endlich iſt der Anſtand gehoben, die Geldfäſſer öffnen ſich und der Silberbach ergießt ſich über die dürren Fluren in hundert kleinen Canälen, die immer kleiner und kleiner werden, bis er ſich endlich wie ein Staubregen, im Sande verliert und ſo wenig, als dieſer, ſonderlichen Nutzen ſtiftet.

Alle dieſe Unbequemlichkeiten, die, wenn ſich die Maſſe des baaren Geldes von Jahr zu Jahr vermindern ſollte, nur noch drückender werden müſſen, ſind größtentheils eine Folge des Johannistages, welchen man nun einmal zum allgemeinen Zahlungs- und Rechnungstermin angenommen hat. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß dieſe Einrichtung in einem Lande, deſſen geſchäftsfähige Einwohner ſo zerſtreut wohnen, viele Vortheile gewährt. Jedermann iſt ſicher, ſeine Schuldner, oder Gläubiger am Johannistag in Poſen zu treffen; hier iſt die Niederlage aller die Güter der ganzen Provinz betreffenden Documente; die Geſchäftsmänner ſind hier jeden Augenblick bereit, den Unterhandlungen der Partheien die geſetzliche Gültigkeit zu geben; die Zeit iſt für den Landmann bequem und wer ſie in dieſen Tagen zu Abſchließung ſeiner Geſchäfte benutzt hat, kann das ganze Jahr des Reiſens überhoben ſeyn. Aber alle dieſe Vortheile wiegen dennoch den baaren Schaden nicht auf, den Je-

der, welcher zu ſeinen Geſchäften fremden Geldes bedarf, dadurch leidet. Das Geld iſt eine Waare, welche, wie jeder Handelsartikel, der geſucht wird, um ſo höher im Preiſe ſteigt, je größer die Concurrenz iſt. Wären die Geſchäfte, wie es in den übrigen preußiſchen Provinzen ſtattfindet, im ganzen Jahre vertheilt, ſo würden die vermögenden Gutsbeſitzer ſich nicht genöthigt ſehen, ſelbſt bei der depoſitalmäßigen Sicherheit, die ſie für ein Darlehn geben können, Wucherern in die Hände zu fallen, die einen Abzug von zehn Procent vom Capital, ja, jede beliebige Bedingung von ihnen erpreſſen; weil auf der andern Seite, im Fall das Capital nicht geſchafft werden kann, der Verluſt für den Eigenthümer vielleicht noch größer als dieſe Aufopferung iſt, indem er ſich nun genöthigt ſieht, ſein Gut durch einen Pfandgläubiger, ſtatt der Zinſen eines Capitals, ausſaugen zu laſſen, welches mit dem Werthe des Guts in keinem Verhältniſſe ſteht. Alle Geſetze vermögen nichts gegen dieſen Wucher; denn der Wucherer läßt ſich die auf einen Dritten ausgeſtellte und in das Hypothekenbuch eingetragene Forderung cediren und genießt ſeinen Raub mit Sicherheit.

Das Johannisfest zu Schöten.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte in Thüringen, auf der Burg zu Apolleda, jetzt Apolda, der Ritter Wolf von Apellau. Seine Burg war ſtark und feſt, ſeine Beſitzungen groß und weitläufig, ſein Name ein Schrecken für die ganze Gegend. Seiner nächſten Umgebung, ſelbſt ſeinem braven Weib und ſeiner ſchönen Tochter Emma, galt er als ein Unmenſch, als ein Wüthrich, den heiligen Mönchen als ein Kloſterräuber, den reiſenden Kaufleuten als ein Wegelagerer und ſelbſt von den Mächtigeren ward er gefürchtet. Wild und trotzig verachtete er ſchon als Knabe alles, was Regel und Geſetz hieß. Sein Ohr kannte nichts Lieblicheres, als das Gewieher der Roſſe, ſein Auge nichts Schöneres, als eine durch Fehde auflodernde Burg und ſein Geiſt nichts Ehrenvolleres, als eine ſtarke Fauſt.

Ein Einziger auf Wolf's Veſte beſaß ſeine ganze Liebe und Zuneigung; dieß war Veit, des Ritters

Knappe, ein ſchöner und tapferer Jüngling. Veit war, kaum einige Jahre alt, als ein vater- und mutterloſer Knabe auf die Burg gekommen und mit des Ritters Tochter Emma von deſſen liebevoller Gattin Irmengard erzogen worden. Als er emporwuchs, erwarb er ſich gar bald durch ſein gefälliges und munteres Weſen die Zuneigung und Liebe Aller; ſelbſt der Ritter Wolf ließ ihn, als er größer und ſtärker wurde, in allen ritterlichen Künſten unterrichten und machte ihn ſpäterhin zu ſeinem Knappen.

In der Nähe von Apellau, in einem angenehmen Wäldchen an dem Abhang eines Berges, aus deſſen Fuße die Quelle des Bonifacius-Brunnens entſpringt, wohnte ſeit langen Jahren ein frommer Waldbruder, Namens Felix. Er war ein wohlthätiger und gaſtfreier Greis, ſtand dem Zweifler mit gutem Rathe, dem Hungrigen mit ſeiner Gabe, dem Kranken mit ſeinen Geneſung bringenden Kräutern und dem verirrten Wanderer mit ſeiner Hütte bei. Kurz, jede Gelegenheit war dem frommen Manne willkommen, wo er an einem Menſchen irgend ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit ausüben konnte. Schon ſeit undenklichen Zeiten war ſeine Zelle von frommen Brüdern bewohnt worden; ja der heilige Bonifacius ſelbſt ſoll da gewohnt haben und ein altes Schwert, das noch in der Clauſe hing, von ihm herrühren.

Zu dieſem Eremiten Felix ging die fromme Rittersfrau gar oft und ſein Troſt war nie vergebens; den Kindern wußte er durch kleine Spenden von Waldbeeren, Blumen und dergleichen immer mehr Zutrauen

und Liebe einzuflößen und bald beſuchten ſie ihn faſt täglich, wo er dann manch' heilig Samenkorn der Religion in ihre für alles Göttliche und Schöne empfänglichen Herzen ſtreute. Veit und Emma hingen, als gelehrige Schüler, mit kindlicher Liebe an dem frommen Siedler und gar zu gern hörten ſie ſeinen Erzählungen zu.

Seit undenklichen Zeiten hauſ'ten in dem Gebiete des Ritters von Apellau im Schilfſumpf am Berg unweit des Weges nach Vierzehnheiligen und Jena ein Paar Lindwürmer. Sie ſetzten die ganze Gegend in Furcht und Schrecken und fügten vorzüglich dem Burgherrn unzähligen Schaden zu; Schafe, Kühe und Pferde auf der Weide wurden von ihnen angefallen, zerriſſen und verſchlungen. Beinah' Niemand wagte mehr den Weg in der Nähe ihres Aufenthaltes zu gehen; denn die Unthiere lauerten Tag und Nacht auf Raub und Viele, die unbeſonnen oder mit der Gefahr unbekannt dieſe Straße zogen, haben ihren väterlichen Heerd nicht wiedergeſehen. Selbſt der Huf- und Waffenſchmied des Ritters Wolf (Niklas), als er Geſchäfte halber nach Kirchberg wanderte, wurde angefallen und aufgezehrt. *) Große Belohnungen hatten die

*) Lange Zeit lag ein Stein, in welchem 2 Lindwürmer und ein Menſchenkopf eingehauen ſind, zum Denkmale dieſer ſchrecklichen That auf dem Brunnengewölbe zu Schöten. Späterhin wurde er nach Apolda gebracht und befindet ſich in der neuen Kirchhofsmauer, nicht weit von der ſogenannten Kirchſchmiede, wo er noch jetzt zu ſehen iſt.

Herren von Apellau geboten, wenn ſich Jemand fände, der dieſe Beſtien, eine wahre Geißel der Gegend, umbrächte. Drei Ritter und einige andere Waghälſe hatten bereits im Kampfe mit den Ungeheuern ihr Leben eingebüßt und von dieſer Zeit an hatte Keiner Luſt, ſich an die gräulichen Drachen zu wagen und Jammer und Klagen über die Verderber erſchollen weit und breit im Lande.

Veit war zum kräftigen und ſchönen Jüngling und Emma zur ſchönen Jungfrau herangewachſen; ihre Herzen ſchlugen jetzt ſtärker für einander, als ſonſt. Als Kinder vertrauten ſie einander ſo gern ihre Geheimniſſe; damals waren ſie ſo offen und ein Jedes mit der Erfüllung eines Wunſches für das Andere ſo zuvorkommend; aber jetzt waren ihre Herzen wie verſchloſſen. Vergebens bemühten ſie ſich, dieſe Leidenſchaft zu unterdrücken, da ſie nur zu gut wußten, daß, wenn der wilde Wolf von Apellau nur das Geringſte eines ſolchen Verhältniſſes merken würde, für Beide die furchtbarſte Ahndung erfolgen werde. Emma verfiel endlich durch eine ſo lang unterdrückte Leidenſchaft in eine ſchwere Krankheit, die mit jedem Tage heftiger wurde; doch durch die heilbringenden Kräuter des Waldbruders Felix wurde ſie nach und nach wieder hergeſtellt. Ihr erſter Ausgang war in die Burgcapelle, um dem Schutzheiligen derſelben, St. Martin, auf den Knieen für ihre Geneſung zu danken. Sie war eben im Begriff aufzuſtehen, als Veit, der ihr mit einem Herzen voll Liebe und Treue nachgeſchlichen

war, ſie mit ſeiner Rechten umfaßte und niederkniete. „Emma," rief er aus, „hier vor Gottes Altare ſchwöre ich Dir ewige unwandelbare Liebe, ewige Treue! Du wirſt die Meinige, oder kein irdiſches Weib! Schmach, Pein, Verderben und Fluch treffe mich, wenn meine Liebe Dich unglücklich machen ſollte! Schwöre mir nun auch, Geliebte!" Weinend ſank ſie an ſeine Bruſt. Veit drückte ſie an ſein Herz, vergeſſend, daß ſie eines Ritters Tochter ſey. Ihm war ſie Geliebte, Braut, Himmel, Alles. Erſchöpft von Wonnegefühl, legte Emma ihr Haupt auf die Schulter ihres Geliebten. Hundertmal geſtanden ſie ſich ewige Liebe, beſiegelten ſie mit theuern, heiligen Eiden.

Von dem alten Minneſänger Heimward, der jahrelang durch ſein meiſterliches Harfenſpiel und ſeinen launigen Geſang dem Ritter Wolf und ſeinen Spießgeſellen bei freudigen Gelagen die Zeit verkürzte, hatte der gelehrige Veit gar bald die Kunſt ſeines Meiſters erlernt und wohl meinten Viele, wenn Veit zur Harfe ſang, er ſey fertiger im Spiel und Sang, als ſein Lehrer. Auf Vorbitten der Mutter bei'm Ritter Wolf erlangte Emma die Erlaubniß, ſich von Veit die Harfe und den Geſang lehren zu laſſen. Dieß hatten die Liebenden ſchon längſt gewünſcht, denn nun erſt konnten ſie ſich öfter, ohne läſtige Zeugen, ſehen und ſprechen.

Mehrere Monde waren bereits den Liebenden in unaufhörlichem Wechſelgenuſſe der ſüßeſten Liebe verſchwunden. Es war eben die Nacht vor dem heiligen

Johannistag, als Veit und Emma im Burggarten in einer Laube Arm in Arm umſchlungen ſaßen und mit einander beriethen, wie ſie nun durch die Flucht der Rache entgehen und zum erſehnten Ziel ihrer Wünſche gelangen könnten. Der Ritter Ulrich von Ehrhardtberga, ein alter Wüſtling und Spießgeſell des Ritters Wolf, welcher ſchon längſt ſeine Augen auf die ſittige und ſchöne Emma geworfen hatte, merkte, daß ſich Emma entfernte und den Weg nach dem Garten nahm. Er ſchlich ihr bald nach, um ihr, ohne Zeugen, die Gluth ſeines Herzens zu geſtehen. Die Liebenden waren ſo unaufmerkſam und nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß ſie nicht einmal die Tritte des nahenden Ulrich vernahmen. Wie vom Donner geſchreckt ſtand jedoch derſelbe, als er das ſeltſame Geſpräch der Liebenden hörte. Lange lauſchte ſein Ohr; dann ging er aber eiligſt, jedoch leiſe und unbemerkt, in die Burg zurück, raffte den halbberauſchten Wolf von der Tafel weg und führte ihn in den Garten, unterwegs das ſo eben Gehörte und Geſehene erzählend.

Wüthend und zähneknirſchend nahte Wolf der Laube, die die Liebenden barg. Erſt, als der ſo gefürchtete Wolf vor ihnen ſtand, bemerkten ſie ihn. Erſchrocken ſtürzten ſie zu deſſen Füßen und flehten: „Gnade! Vergebung, beſter Vater!“ Aber er, der Gefühlloſe und Unbarmherzige, ſchleifte Beide unter den heftigſten Verwünſchungen durch den Garten in den Burghof. Seine Tochter Emma ſchloß er ſelbſt in einen Thurm, währenddem der Knappe Veit gefeſſelt und in das tiefſte Gefängniß geworfen wurde.

Die Verurtheilung und Beſtrafung ſeines Knappen hatte ſich der vor Wuth und Rache ſchäumende Wolf für den morgenden Tag vorbehalten.

Unſere Geſchichte führt uns jetzt vor die Burg von Apellau, eben in der Stunde, als die blutigen Würfel über Veit's Leben und Tod geworfen werden ſollten. Es war ein höchſt belebter Anblick. Die aus der umliegenden Gegend herbeieilenden Zuſchauer hatten ſich bereits an dem gewöhnlichen Richtplatz eingefunden. Jetzt ertönte vom Marktthurme das Armeſünderglöcklein, ein Zeichen, daß ein Todesurtheil gefällt werden ſollte. Dieſe düſtern Töne, das Signal der herannahenden Proceſſion, erfüllten Aller Herzen mit Grauſen, da zumal auch alle Anweſenden Veit herzlich liebten. Jetzt rauſchte die Zugbrücke herab und bald langte die Proceſſion am Richtplatz an. Veit wurde nun in den von Rittern und Knappen geſchloſſenen Kreis geführt und der Feſſeln entledigt. Da ertönte des Burgherrn Wolf Stimme: „Vernimm, Du Kind des Todes, Dein Urtheil! Du haſt mein Haus, meinen Namen geſchändet, haſt meine Tochter entehrt, haſt alſo Dein Leben verwirkt, den Tod verdient; Gott ſey Deiner Armenſünderſeele gnädig! Ich habe jedoch Deine Strafe dahin gemildert, daß Dein Blut durch keines Menſchen Hand vergoſſen werden ſoll. Du machſt dich zum Kampfe mit den Lindwürmern bereit! Erwürgſt Du ſie, ſo kommſt Du im Triumphe zurück, Dein Leben ſey Dir dann geſchenkt

und den Ritterſchlag nebſt großen Belohnungen ſollſt Du ob dieſer That erhalten!"

Als nun das Urtheil gefällt war, erhielt Veit Schwert, Spieß und Panzer, auch vier waffenfähige Knechte zur Begleitung.

Auf dem Wege nach dem Schilfſumpfe ſprach Veit bei dem frommen Siedler Felix ein, um von ihm Abſchied zu nehmen und ſich noch deſſen väterlichen Segen ertheilen zu laſſen. Ströme von Thränen vergoß der fromme Greis, als er das Schickſal der Liebenden vernahm. Doch plötzlich erheiterte ſich ſein Angeſicht; eiligſt ging er in ſeine Hütte und brachte ein altes Schwert zurück, welches er Veit mit den Worten überreichte: „Hier, mein Sohn! nimm hin das Heiligſte, das Beſte meines Eigenthums; es iſt das Schwert des heiligen Bonifacius; mit demſelben wirſt Du die Lindwürmer erlegen, denn kein irdiſches Weſen, keine Gewalt und Kraft vermag demſelben zu widerſtehen. Doch merke Dir: wenn die Sonne am höchſten ſteht, liegen die Ungeheuer am Ufer des Sumpfes, ſich ſonnend und ſpielend und wenn Du dann von ferne ſiehſt, daß ſie ſich mit ihren Schwänzen umſchlingen, ſo wiſſe: das iſt die Zeit ihrer Ruhe, ihres Schlafes. Nicht länger als 15 Minuten währet er; dann ſchleich' Dich eilig hinzu, erfaß mit Kraft und Muth das Schwert und trenne mit einem ritterlichen Schlage beide Schwänze von ihren Körpern; dieß iſt ihr Tod; ſchwarz wird das Blut in die Höhe ſchießen und im Nu der Sumpf

von ihm gefärbt ſeyn. Nun geh', mein Sohn! Vertraue Deinem Schutzheiligen, er wird Dir mächtig zur Seite ſtehen, du wirſt ſiegen; der heilige Bonifacius lege erneuete Kraft in dieß Schwert; Michael und ſeine heiligen Engel ſeyen mit Dir, Amen!"

Geſtärkt an Leib und Seele nahte Veit dem Schilfſumpfe. Von einer kleinen Anhöhe ſah er hinab und erblickte die ſchrecklichen Geſtalten im Sumpfe ſich wälzend. Jetzt ſchien die Sonne ihren höchſten Gipfel erreicht zu haben, heiß brannten ihre Strahlen auf die Erde, kein Lüftchen regte ſich. Da ertönte von der nicht fernen Burgwarte die Glocke 12 und bald hierauf wurde in dem nahen Kloſter durch den Klang der Glöcklein das Feſt des heiligen Johannis laut verkündet. Da ſank Veit auf ſeine Kniee und betete: „O heiliger Johannes! Sey Du heut' mein Schutzgeiſt, ich gelobe Dir im Angeſichte des Himmels ewige Dankbarkeit! Wenn ich ſiege, ſo ſey jeder zurückkehrende Johannistag mein größter Feſt- und Freudentag." Jetzt ſah Veit, daß ſich die Lindwürmer an das Ufer zurückzogen, ſich ſpielend nach und nach mit ihren Schwänzen umſchlangen und nach kurzer Zeit ganz ruhig lagen. Veit mußte eilen, ehe die kürze Zeit ihrer Sinnloſigkeit verſchwand. Jetzt ſtand er vor ihnen, mächtig erhob er ſeinen Arm und pfeilſchnell trennte ſein Schwert beider Schwänze von ihren Leibern. Rauſchend rollte ihr Blut aus den Adern und wüthend ſtürzten ſie in den Sumpf. Furchtbar ziſchten ſie und die heftigſten Schmerzen empfindend, wälzten ſie ſich mit Wuth im Schilfe herum. Fürch-

terlich war dieſer Anblick! Da lagen ſie, die Geißel und das Schrecken der Umgegend; langſamer ging ihr Odem, ihre ſo gefürchtete Kraft hatte ſie verlaſſen.

Da warf ſich Veit nach glücklich vollbrachter That auf die Kniee und lauter Dank entſtrömte ſeinen Lippen. Eine große Volksmenge, die ebenfalls nachgefolgt war, ſtand gaffend an dem Schilfſumpfe, die noch immer ſich krümmenden Ungeheuer mit Grauſen beſchauend. Jetzt kehrte mit Jubel- und Freudengeſchrei der Zug nach der Burg zurück. Der Sieger in der Mitte war ſtattlich mit Eichenlaub geziert und noch einige hundert Schritte vor der Burg wanden die Jungfrauen Kränze aus bunten Kornblumen, um den ſchönen und tapfern Kämpen noch mehr zu ſchmücken.

Während Veit ſo ſiegreich kämpfte, hatte ſich auf der Burg zu Apellau ein großes Unglück ereignet.

Der Ritter Wolf erhielt nämlich die Nachricht, daß kommende Nacht einige Fuhren edlen Frankenweins, für den Keller der heiligen Jungfrauen des Kloſters Heusdorf beſtimmt, einen Weg ohnweit der Burg paſſiren müßten. Schnell ſetzte er ſich mit ſeinen Spießgeſellen in Bereitſchaft, ſich des Weines für ſeine Tafel zu bemächtigen. Er hatte aber kaum ſeinen Streithengſt beſtiegen, als ſich dieſer zu bäumen anfing; der halbberauſchte Wolf wußte ihn nicht zu bändigen und ſo ſtürzte er rücklings herab. Halbtodt und am ganzen Körper zerſchlagen, brachte man ihn zurück in den Ritterſaal.

Wenige Minuten hierauf ertönte im Burghofe der Jubel des Volkes, das den Sieger Veit begleitete. Da fragte mit matter Stimme der Ritter Wolf: was dieß zu bedeuten habe? und als man ihm bedeutete, wie ſein Knappe Veit die Ungeheuer im Schilfſumpf erlegt habe und als Sieger wiederkehre, erheiterte ſich ſein Angeſicht und er verlangte, ihn eiligſt herzuführen. Veit erſchien. Da erhob ſich der Ritter Wolf, ſo weit es ihm möglich war, das Ritterſchwert in der Rechten haltend und ſprach: „Ihr Alle, Ihr Edlen als auch Ihr Knechte, waret Zeugen, daß ich meinem Knappen Veit den Ritterſchlag zu ertheilen verſprach, wenn er die Ungeheuer im Schilfſumpf erlege. Er hat mit Rittermuth das Abentheuer, das ſchon ſo Vielen das Leben gekoſtet, beſtanden. Er iſt des verſprochenen Lohnes würdig!" Da kniete Veit nieder und indem ihm Wolf mit matter Hand den Ritterſchlag ertheilte, ſprach er: „Im Angeſichte dieſer edlen Verſammlung ſchlage ich Dich zum Ritter. Führe hinfort Dein Schwert zum Schutze der Armen, der Nothleidenden, der bedrängten Unſchuld. Ziehe es nie aus der Scheide, um unſchuldig Blut zu vergießen, oder Dich durch Raub und Plünderung zu bereichern. Du haſt mein Thun und Treiben viele Jahre mit angeſehen; drum, willſt Du ächt und nach Ritterpflicht handeln, ſo thue von Allem, was ich gethan habe, das Gegentheil; nur ſo wirſt Du ein Gott und Menſchen wohlgefälliges Leben führen, Amen!"

Da erhob ſich Veit, faßte Wolf's Rechte und ſprach: „Guter Vater! groß iſt die Belohnung, die

Ihr mir jetzt ertheilet habt; doch wollt Ihr Euer nahes Ende mit noch einer ſchönern That krönen, ſo gebt mir, da Ihr mich nun ſelbſt zu einem mannhaften Ritter gemacht habt, Eure Tochter Emma zur ehrſamen Hausfrau." Emma mußte erſcheinen und der fromme Anſelmo vollführte im Angeſichte der ganzen Verſammlung auf Wolf's Befehl die heilige Handlung.

„Nun, Kinder," ſprach der Ritter, „wenn ich entſchlummert bin, betet fleißig für mich; Manches habe ich aus meinem Schuldbuche getilget, doch lange nicht Alles. O Gott! hätte ich doch Deine ſtrafende Vaterhand ſchon längſt empfunden; weit eher hätte ich mich zu Dir kehren und meinen Wandel ändern wollen; ſo aber iſt der Tag meiner Züchtigung auch der Tag meiner Buße und meines Todes!"

Seine Augen brachen; in wenigen Minuten war ſein Geiſt entflohen. Still ward er in der Gruft ſeiner Väter beigeſetzt.

Schöne Tage im Kreis ihrer Unterthanen zu Apellau blühten nun wieder für die Glücklichen, verlebt im Schooſe der Allmutter Natur. Der kleine Veitsdom (nachher Vitzthum von Apolda), womit die junge Rittersfrau Emma ihren Eheherrn beſchenkt hatte, vermehrte um ein Großes das Glück der Edlen.

Damit nun der Tag, an welchem Veit die Lindwürmer erlegt hatte (der heilige Johannistag), nicht vergeſſen werde, ſo beſchloß der Ritter Veit, denſelben

zu einem Volksfeſte zu machen. Er ließ deßhalb Canäle graben, damit ſich das Waſſer des Sumpfes verlaufe und die tiefſten Stellen ließ er verſchütten; daher erhielt nun auch die Gegend, wo die Ungeheuer gehauſet hatten, den Namen Schütten. Die Quelle, die an einer Anhöhe entſpringt, ließ der Ritter Veit in die Geſtalt eines Brunnens faſſen und ertheilte ihm den Namen: Born der Erinnerung. Sumpf, Strauch und Gebüſch verſchwanden bald durch die emſige Hand der Arbeiter und munter ertönte jetzt die Schalmei des Hirten, der ſich nun ohne Furcht vor den Lindwürmern mit ſeinen Heerden um den Brunnen lagerte. So ließ der Ritter auch für die Pilger und Reiſenden, um das Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen, eine eiſerne Kelle oder Löffel, an einer Kette befeſtigt, an denſelben hängen. *)

Der von Vielen ſchon längſt erſehnte Johannistag erſchien. Von nah und fern hatte ſich das Volk bei dem Brunnen eingefunden. Der Ritter Veit erſchien mit ſeiner Familie und vielen herzugeladenen Rittern und Freunden. Die ganze Verſammlung hielt zuerſt einen Umzug, worauf dann der fromme Felix einige Gebete verrichtete und Veit ohnweit des Brunnens mit eigner Hand eine ſchlanke, junge Linde in die Erde pflanzte, damit ſie Jeden, bis auf die fernſten Nach-

*) Dieſer große eiſerne Löffel befindet ſich noch immer, trotz ſeines hohen Alters, welches man ihm aber auch anſieht, an dem Brunnen. Das Gemeindeſiegel in Schöten führet auch eine Kelle oder Löffel als Zeichen.

kommen, an die allda beſiegten Lindwürmer erinnern möchte. Mehrere große Fäſſer Wein und auch Brod und Fleiſch wurde hierauf den Anweſenden zum Beſten gegeben. Jetzt ließ ſich die Leier hören; da wurde denn vollends der Feſttag unter Jubel, Tanz und Geſang beſchloſſen.

Der Ritter Veit beſchloß, ſeinen Unterthanen zu nützen; er that ſich hervor und ſtiftete unzähliges Gute; Liebe hatte ihn beglückt, Unglück hatte ihn weiſe, Leiden ſtandhaft, widrige Schickſale theilnehmend an fremdem Unglück gemacht; Menſchenliebe und Wohlwollen waren die Grundzüge ſeines Characters und noch jetzt wird von Vielen ſein Andenken geſegnet.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts wurde bei'm Borne der Erinnerung der Grund zu einem Dorfe gelegt. Es erhielt den Namen Schütten, nach der Stelle, auf welcher es erbaut wurde *).

Späterhin verkauften die Schenken von Apolda die Flur nebſt dem Dorfe Schütten an das Kloſter Heusdorf. Lange Zeit wurde der Johannistag bei'm Borne der Erinnerung als Volksfeſt gefeiert. Auch die Oeconomen von Apolda feierten alljährlich ihr Hegemahl bei'm Brunnen.

Ein jeder Nachbar zu Schöten war verpflichtet, den Oeconomen ein Brod zu reichen, welches ſie in

*) Jetzt wird es jedoch Schöten genannt und geſchrieben, wiewohl es in der Sprache des Volks immer noch jenen alten Namen führt.

Stücken brachen, in das klare und ſehr geſunde Waſſer des Brunnens warfen und, nachdem es geweicht war, mit der am Brunnen hängenden eiſernen Kelle, gleich einer Leckerſpeiſe, aus dem Waſſer fiſchten und aßen. Mann und Roß waren mit grünen Zweigen geſchmückt. Als jedoch vor ohngefähr 80 Jahren einer dieſer Reiter bei'm Zurückreiten vom Pferde ſtürzte und todt blieb, wurde die fernere Feier des Hegemahls bei'm Borne der Erinnerung unterſagt. Vor längerer Zeit pflegte man auch bei dem am Johannisfeſte ſtattgefundenen Umzug einen jungen, luſtigen Burſchen zu verkleiden, ihn mit Eichenlaub, Kornblumen und Kränzen zu ſchmücken; ſeine Rechte zierte ein Schwert, mit Blumenguirlanden umwunden. Er ſollte den Sieger Veit vorſtellen. Da aber im Jahr 1768 am Johannistage während des Umzuges ein ſo ſchreckliches Schloßen- und Hagelwetter entſtand, daß auch kein Halm der Feldfrüchte in der Schötener Flur mehr zu ſehen war, ſo ſoll der damalige Pfarrer befohlen haben, den Umzug mit dem Kornblumen-Mann einzuſtellen.

Bloß die Schuljugend und die Kleineren feiern ſeit jener Zeit auf eine anſtändige Weiſe das Johannisfeſt. Die Kinder ziehen nämlich, einige geiſtliche Liederverſe ſingend, von Haus zu Haus. Sie erhalten dafür Geld, Eier und dergleichen, wovon ſie ſich des Nachmittags ein kleines Feſt bereiten. Alle Kinder ſind feſtlich gekleidet; in der Hand halten ſie einen 3 Ellen langen weißen Stab, oben mit einem Kreuz, an welchem ein ſchöner Kornblumenkranz hängt; der

Stab iſt mit Blumenguirlanden umwunden. Der Brunnen ſelbſt iſt auf's Schönſte geſchmückt. Ein Kinderfeſt, wie dieſes, das in keiner Hinſicht die Gemüther der Kleinen verderben kann und manche Scene, vor vielen Jahrhunderten geſchehen, in die Herzen der daſigen Bewohner zurückruft, wird gewiß von Jedem gebilligt werden.

Die von dem Ritter Veit ohnweit des Brunnens gepflanzte Linde wurde im Jahr 1770, da ſie den Umſturz drohte, abgehauen. Eine, an die nämliche Stelle geſetzte junge Linde ſoll das Andenken an die allhier bekämpften Lindwürmer erneuen und erhalten.

Gar gern erzählt in langen Winterabenden die Mutter den Kleinen von dem tapfern Veit und den Lindwürmern, oder auch von dem heiligen Bonifacius und dem frommen Einſiedler Felix und ſelten wandelt ein Fremdling vorüber, ohne die Kelle zu ſchauen und mit ihr einen Trunk aus dem Borne der Erinnerung zu ſchöpfen.

Das St. Rochusfest zu Bingen.

Zu des Rhein's geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß beſpiegeln,
Weingeſchmückten Landesweiten,
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freud begleiten.

Goethe.

Von Bingen heraufwärts erſtreckt ſich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt ſich als Vorgebirge in alten, höhern Waſſern denken. An ſeinem öſtlichen Ende ſieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welchem alljährlich, am 16. Auguſt, ein Feſt gefeiert wird, das zum wahren Volksfeſte geworden iſt. Eine Reiſe führte uns (1816) an den Rhein; an dem Gedächtnißtage des St. Rochus waren wir in Bingen und eilten zur Capelle, ehe noch das Feſt begann. Reger und reger wird jetzt das Treiben. Nun ergreift uns das Gewühl; tauſend und abertauſend Geſtalten ſtreiten ſich um unſere Aufmerkſamkeit. Dieſe Völkerſchaften ſind an Kleidertrachten nicht auffallend verſchieden, aber von

der mannichfachſten Geſichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen ſucht man vergebens in dieſer augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt ſich in's Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfeſt ſie fordert, ſtehen unfern der Capelle. Voran geordnet ſieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verſchiedenen Vermögen der Weihenden angemeſſen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Roſenkränze aller Art fanden ſich häufig; ſodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüſſe und mancherlei Buttergebackenes geſorgt, nicht weniger für Spielſachen und Galanteriewaaren, Kinder verſchiedenen Alters anzulocken.

Proceſſionen dauerten fort. Dörfer unterſchieden ſich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Reſultate verliehen. Im Ganzen durfte man ſagen: die Kinder ſchön, die Jugend nicht, die alten Geſichter ſehr ausgearbeitet; mancher Greis befand ſich darunter. Sie zogen mit Angeſang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten ſchwankten, eine große und größere Kerze erhob ſich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen roſenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jeſuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinſtrument freundlich anblickend. „Ach,“ rief ein zartfühlender Zuſchauer, „iſt nicht jedes Kind, das fröhlich

in die Welt hineinſieht, in demſelben Falle!“ Sie hatten es in neuen Goldſtoff gekleidet und es nahm ſich, als Jugendfürſtchen, gar hübſch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptproceſſion von Bingen herauf. Man eilt, den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erſtaunt man auf einmal über den ſchönen, herrlich veränderten Landſchaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an ſich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um ſie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäuſethurm, die Ehrenburg. Im Hintergrunde die ernſten und grauen Felswände, in die ſich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Proceſſion kömmt bergauf, gereiht und geordnet wie die Uebrigen. Vornweg die kleinſten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heiliche Rochus, in ſchwarzſammtnem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwiſchen den Zähnen haltend, hervorſchaut. Folgen ſogleich mittlere Knaben in kurzen, ſchwarzen Pilgerkutten, Muſcheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernſte Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Geſichtern glaub’ ich Schiffer zu erkennen, Menſchen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick ſinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über ſorgfältig betreiben.

Ein rothſeidner Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigſte, vom Biſchofe getragen, von Geiſtlichen würdig umgeben.

Sollte ich aber die allgemeinſten Eindrücke kürzlich ausſprechen, die alle Proceſſionen bei mir zurückließen, ſo würde ich ſagen: die Kinder waren ſämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich, wie bei einem neuen, wunderſamen, heitern Ereigniſſe. Die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher. Denn ſie, in böſer Zeit geboren, konnte das Feſt an nichts erinnern und wer ſich des Guten nicht erinnert, hofft nichts! Die Alten aber waren alle gerührt, wie von einem glücklichen, für ſie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus erſehen wir, daß des Menſchen Leben nur in ſo fern etwas werth iſt, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von dieſem edlen und vielfach würdigen Hervorſchreiten der Betrachter unſchicklich abgezogen und weggeſtört, durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geſchrei. Auch hier wiederholte ſich die Erfahrung, daß ernſte, traurige, ja ſchreckliche Schickſale oft durch ein unvorhergeſehenes, abgeſchmacktes Ereigniß, wie von einem lächerlichen Zwiſchenſpiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entſteht ein ſeltſames Rufen, es ſind nicht Töne des Haders, des Schrekkens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwiſchen Geſtein, Buſch und Geſtrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wiederlaufende Menge, rufend: Halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! — nun heran! — ſo ſchallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beſchäftigen

ſich laufend, ſpringend, mit haſtigem Ungeſtüm, wie jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Biſchof mit dem hochwürdigen Zuge die Höhe erreicht, wird das Räthſel gelöſ't.

Ein flinker, derber Burſche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweiſen. Das arme, ſchuldloſe Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeſchreckt, abgeſchnitten von ſeinem Baue, wird, am ſchonungsreichſten Feſte, von den immer unbarmherzigen Menſchen im ſegenvollſten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernſt war jedoch alſobald wieder hergeſtellt und die Aufmerkſamkeit auf eine neue, ſtattlich heranziehende Proceſſion gelockt. Denn, indem der Biſchof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim, ſo zahlreich als anſtändig, heran. Auch hier mißlang der Verſuch, den Character dieſer einzelnen Ortſchaft zu erforſchen. Wir, durch ſo viel Verwirrendes verwirrt, ließen ſie in die immer wachſende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte ſich nun gegen die Capelle und ſtrebte zu derſelben hinein. Wir, durch die Wege ſeitwärts geſchoben, verweilten im Freien, um an der Rückſeite des Hügels der weiten Ausſicht zu genießen, die ſich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungeſehen heranſchleicht. Hier beherrſcht ein geſundes Auge die mannichfaltigſte, fruchtbarſte Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, deſſen mächtiger Rücken den Hintergrund majeſtätiſch abſchließt.

Nun wurden wir aber ſogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenuſſe naͤherten. Gezelte, Buden, Baͤnke, Schirme aller Art ſtanden hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beſchaͤftigt fanden wir eine junge, ruͤhrige Wirthin, umgehend einen gluͤhenden weiten Aſchenhaufen, friſche Wuͤrſte — ſie war eine Metzgers-Tochter — zu braten. Durch eignes Handreichen und vieler flinker Diener unablaͤſſige Bemuͤhung, wußte ſie einer ſolchen Maſſe von zuſtroͤmenden Gaͤſten genug zu thun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speiſe, nebſt friſchem, trefflichen Brode reichlich verſehen, bemuͤhten uns, Platz an einem geſchirmten langen, ſchon beſetzten Tiſche zu nehmen. Freundliche Leute ruͤckten zuſammen und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarſchaft, ja liebenswuͤrdiger Geſellſchaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Feſte gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein, wie die Alten. Braune Kruͤglein, mit weißem Namenszuge des Heiligen, rundeten im Familienkreiſe. Auch wir hatten dergleichen angeſchafft und ſetzten ſie wohlgefuͤllt vor uns nieder.

Niemand ſchaͤmt ſich der Weinluſt, ja ſie ruͤhmen ſich einigermaaſen des Trinkens. Huͤbſche Frauen geſtehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbruſt zugleich Wein genießen.

Da ergab ſich nun der große Vortheil ſolcher Volksverſammlung, wenn durch irgend ein hoͤheres Intereſſe, aus einem großen weitſchichtigen Kreiſe, ſo viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpuncte gezogen wer-

den. Heitere und ernſte, belehrende Geſpräche kreuzten ſich.

Indeſſen ſteht manche Geſellſchaft gleichgültig auf, den faſt unüberſehbaren Tiſch verlaſſend: Andere grüßen und werden gegrüßt; ſo verliert ſich die Menge nach und nach. Nur die Zunächſtſitzenden, wenige wünſchenswerthe Gäſte zaudern, man verläßt ſich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh' eines ſolchen Abſchiedes zu genießen und verſpricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiederſehen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt ſich nach der Oſtſeite. Eine ſteinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragſteinen getragen, iſt nur von Innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geiſtlicher in den beſten Jahren. Die Sonne ſteht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er ſpricht mit klarer, verſtändlicher Stimme einen rein verſtändlichen Vortrag.

Die Predigt endigte und nun kehrt der Biſchof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum's vernahmen wir von Außen. Das Ein- und Ausſtrömen der Menge war höchſt bewegt; das Feſt neigte ſich zu ſeiner Auflöſung. Die Proceſſionen reihten ſich, um abzuziehen; die Bidenheimer, als zuletzt angekommenen, entfernten ſich zuerſt. Wir ſehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen, ernſten Binger-Proceſſion hinab. — — —

Die Geſchichte des Heiligen, dem man zu Ehren dieſes Feſt feiert, wird uns gewöhnlich auf folgende Art überliefert.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig und hieß ſein Vater Johann, die Mutter aber Libera und zwar hatte dieſer Johann nicht nur Montpellier, ſondern auch noch andere Orte unter ſeiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kinderſegen gelebt, bis er ſeinen Rochum von der heiligen Maria erbeten und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Bruſt mit auf die Welt. Wenn ſeine Eltern faſteten, mußte er auch faſten und gab ihm ſeine Mutter an ſolchen Tagen nur ein Mal ihre Bruſt zu trinken. Im fünften Jahre ſeines Alters fing er an, ſehr wenig zu eſſen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete ſein Taſchengeld an die Armen, denen er ſonderlich viel Gutes that. Er bezeigte ſich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch ſeine Geſchicklichkeit, wie ihn denn auch ſein Vater auf ſeinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielt, zu allem Guten vermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als ſeine Eltern geſtorben, da er denn alle ſein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiſ'te und zu einem Hospitale kam, darinnen Viele an anſteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte und ob man ihn gleich nicht alſobald hineinließ, ſondern ihm die Gefahr vorſtellte, ſo

hielt er doch ferner an und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er ſie alle durch Berührung mit ſeiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze geſund. Sodann begab er ſich ferner nach Rom, befreite auch allda, nebſt vielen Andern, einen Cardinal von der Peſt und hielt ſich in die drei Jahre bei demſelben auf.

Als er aber ſelbſt endlich auch mit dem Uebel befallen wurde und man ihn in das Peſthaus zu den Andern brachte, wo er, wegen grauſamer Schmerzen, manchmal erſchrecklich ſchreien mußte, ging er aus dem Hospital und ſetzte ſich außen vor die Thüre hin, damit er Andern durch ſein Geſchrei nicht beſchwerlich fiele und als die Vorbeigehenden ſolches ſahen, vermeinten ſie, es wäre aus Unachtſamkeit der Peſtwärter geſchehen; als ſie aber hernach das Gegentheil erfuhren, hielt ihn Jedermann für thörig und unſinnig und ſo trieben ſie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe ſeines Stabes, allgemach in den nächſten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er ſich unter einen Ahornbaum und ruhte daſelbſt ein Wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entſprang, daraus er ſich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin ſich Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer, Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei ſich hatte. Da ereignet ſich aber der ſonderbare Umſtand, daß ein ſonſt ſehr wohlgezogner Jagdhund ein Brod vom Tiſche wegſchnappt und

davon läuft. Obgleich abgeſtraft, erſieht er ſeinen Vortheil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden ſie denn unter dem Baume den ſterbenden frommen Pilger, der ſie erſucht, ſich zu entfernen, ihn zu verlaſſen, damit ſie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm ſich vor, den Kranken nicht eher von ſich zu laſſen, als bis er geneſen wäre und verſorgte ihn zum Beſten. Als nun Rochus ein Wenig wieder zu Kräften kam, begab er ſich eilends nach Florenz, heilte daſelbſt Viele von der Peſt und wurde ſelbſt durch eine Stimme vom Himmel völlig wiederhergeſtellt. Er beredete auch Gotthardum dahin, daß dieſer ſich entſchloß, mit ihm ſeine Wohnung in dem Wald aufzuſchlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus verſprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da ſie ſich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu ſolchem Eremitenleben genugſam eingeweiht, machte er ſich abermals auf den Weg und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe glücklich wieder nach Hauſe und zwar in ſeiner Stadt, die ihm ehemals zugehört, und die er ſeinem Vetter geſchenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundſchafter gehalten und vor den Landesherrn geführt, der ihn, wegen ſeiner großen Veränderung und armſeligen Kleidung, nicht mehr kann-

te, ſondern in ein hart Gefängniß ſetzen ließ. Er aber dankte ſeinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu eſſen brachte, ſondern kreuzigte noch dazu ſeinen Leib mit Wachen und Faſten. Als er merkte, daß ſein Ende nahe ſey, bat er die Bedienten des Kerkermeiſters, daß ſie ihm einen Prieſter holen möchten. Nun war es eine ſehr finſtere Gruft, wo er lag; als aber der Prieſter kam, wurde es helle, darüber ſich dieſer höchlich wunderte, auch, ſobald er Rochum anſah, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erde fiel, auch ſich ſogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren und wie Gott wäre ſehr beleidigt worden, indem man den frömmſten Menſchen ſo lange Zeit in einem ſo beſchwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieſes in der Stadt bekannt worden, lief Jedermann häufig nach dem Thurme. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab ſeinen Geiſt auf. Jedermann aber ſah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgeſtreckt auf der Erde liegen und bei ſeinem Haupt und Füßen Lampen brennen; darauf man ihn, auf des Landesherrn Befehl, mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuze, ſo er auf der Bruſt mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt und war ein großes Heulen und Lamentiren hierüber entſtanden.

Solches geſchah im Jahr 1327, den 16. Auguſt und iſt ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr ſein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren erbaut worden. Als nun im Jahr 1414 zu Conſtanz ein Conſilium gehalten wurde und die Peſt allda entſtand, auch nirgend Hülfe vorhanden war, ließ die Peſt alſobald nach, ſobald man dieſen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Proceſſionen anſtellte.

Anhang.

Reminiscenzen

einiger

Beluſtigungen und Spiele.

Beluſtigungen und Spiele aus dem Innkreiſe.

Belauſche den unbefangenen Sohn der Natur, mit welchen Mienen und Geberden er ſich der freien Geſelligkeit und Freude hingiebt, ſo haſt Du den tiefſten Blick in ſein Inneres gethan. In Luſt und Spiel liegt eine Art Trunkenheit, worin ſich Temperament und Character, Bildung und Geſinnung um ſo klarer nach Außen ſpiegeln, je glühender die innere Leidenſchaftlichkeit kocht. Belauſche den Anwohner des Inns zuvörderſt bei ſeinen Pferderennen, an denen er mit beſonderer Vorliebe hängt und zwar ſeit Jahrhunderten ſchon. In dieſer Beziehung iſt der Innkreis ein wahres en miniature: es giebt da kaum eine Dorfſchenke, geſchweige einen größeren Flecken, wo nicht jährlich ein Pferderennen (Laufen genannt) mit verhältnißmäßigen Gewinnſten und unter leidenſchaftlichen Wetten abgehalten würde. Man reitet hier

ſtets auf ungeſattelten Pferden, ohne die Reitbuben gegenſeitig abzuwägen und durch Beſchweren die Bürden der Pferde einander gleich zu machen. Auch wird es allenthalben für gültig erkannt, wenn ein Pferd (Rennroß) ohne einen Reiter mitläuft, gleichwie ein Pferd, wenn der Bube herabgefallen iſt, ſeine angemeſſene Prämie gewinnt, wenn es vorſchriftmäßig gelaufen und das ausgeſteckte Ziel (die Streu) erreicht hat. Die erſten Prämien in den größern Orten: Braunau, Schärding, Ried ꝛc., ſind zwiſchen 18 und 20 Gulden C. M., in den kleinern Orten über 3 bis 6 Gulden C. M., dann ſtufenweiſe abwärts; alle Gewinnſte ſind mit verhältnißmäßig ſchönen ſeidenen Fahnen verbunden, die ſammt ihrem ſilbernen Schmucke ſchon acht Tage früher zur lockenden Schau ausgehängt werden. Alle übrigen Umſtände, welche dieſe Volksbeluſtigungen begleiten, ſind von der Art, wie ſie allenthalben bekannt ſind, daher ich ſie übergehe.

Das Ochſenrennen

kommt wohl weit ſeltener auf den Schauplatz allgemeiner Beluſtigung; doch gewährt es oft noch mehr Unterhaltung, als jenes. Man reitet dieſe Thiere ohne Sattel und Zaum und manchen, wenn ſie wilderer Natur ſind, werden bei dieſem poſſierlichen Ritte die Augen verhüllt.

Das Rennſchlittenfahren

iſt gleichſam das Gegenſtück vom Pferderennen; denn man ſpannt gewöhnlich dieſelben Pferde, die im Sommer wackere Renner waren, im Winter an leichte, flüchtige Schlit-

ten, welche ihre Bahn unter großen Wetten meiſtens in der Runde beſchreiben.

Das Ringelſtechen

erinnert an die alte Ritterzeit. Man ſpannt nämlich, wie bei'm Gansreiten (ſiehe Seite 335), ein Seil quer und ſtraff über eine Straße, befeſtigt daran mit einer ziemlich ſtarken Schnur einen metallenen Ring, reitet, wie dort, aus einer gewiſſen Entfernung und im ſchnellſten Trabe unter dem Seile durch und ſticht in dieſem Augenblicke mit einer ſpitzigen Lanze nach jenem Ringe, den die Gewandtheit nicht bloß im Mittel treffen, ſondern die Kraft des Armes auch von der Schnur losreißen muß, um ſich, nach gemachten Einlagen, eine ausbedungene Prämie zu verdienen.

Das Baumſteigen

iſt wahrhaft eine herkuliſche Arbeit. Ein roher Waldſtamm von etwa 40 Fuß Höhe wird von ſeinen Aeſten bis an die Krone befreit, dann abgeſchält und an der ohnedieß glatten Oberfläche ganz mit Fett und Unſchlitt eingerieben, endlich an der Krone mit Prämien ausgeſchmückt, wovon die erſten zu oberſt hängen und an einem freien Platze ſenkrecht aufgerichtet. Die Kletterer dürfen kein anderes Werkzeug oder Erleichterungsmittel gebrauchen, als Pech und Aſche.

Das Sacklaufen, wie das Hoſenlaufen

ſind ſo ganz geeignet, das Zwerchfell im Innerſten zu erſchüttern und den Lachenden faſt alles Athems zu

berauben. Im erſten Falle ſtehen alle Wettläufer in engen Säcken, die ihnen am Halſe zuſammen gebunden werden. Sie können alſo eigentlich nicht laufen, ſondern nur ſpringen und zwar mit beiden Füßen zugleich. Wer fällt, kann ſich allein nicht mehr aufrichten und bleibt auch ſo lange auf der Bahn liegen, zum Spott Aller, bis das Wettſpiel vorüber iſt, d. h., bis alle Sackſpringer das ausgeſteckte Ziel erreicht haben. Im zweiten Falle geſellen ſich die Preisluſtigen paarweiſe zuſammen, wovon der Eine mit dem rechten, der Andere mit dem linken Fuß in Ein Beinkleid (Hoſen) ſteigt, welches dann um die Lenden Beider feſt zugeſchnürt wird. Das iſt wohl ein wirkliches Laufen; doch müſſen die verſchiedenen Paare durchaus gleichen Schritt à tempo halten, ſonſt hemmen ſie ſich, oder fallen zum Gelächter Aller und müſſen auch auf jede Prämie Verzicht leiſten.

Das Bockſchieben

iſt ein Kegelſpiel, wo ein fetter, poſſierlich aufgeputzter Bock eben ſo zur Preisbewerbung ausgeſtellt iſt, wie bei den Griechen ein τραγος für das beſte Trauerlied. Die beſondere Art jenes Kegelſpiels heißt: Pudel, im Gegenſatze von der gewöhnlichen Art, die Langaus heißt

Das Ringen

iſt ein Athleten-Spiel und nicht ſowohl dem Boxen der Engländer, als vielmehr dem bekannten Robeln

der Tyroler ähnlich Alle anderen Spiele haben entweder nichts Eigenthümliches mehr an ſich, oder ſie laſſen keine allgemeine öffentliche Theilnahme zu, daher ich einige von ihnen nur kurz andeuten will.

Das Scheibenſchießen mit Kugeln oder Bolzen; das Eisſchießen mit ſogenannten Eisſtöcken und zwei Marken, welche Tauben oder Geleger heißen; das Wettlaufen, wie im Prater bei Wien; der Hahnenſchlag, wie faſt allenthalben; das Fauſtſchieben iſt eine athletiſche Kraftanſtrengung, wobei man die geballten Hände über einem Tiſche zuſammenſchiebt und ſo lang entgegentaucht, bis der Schwächere ſeinen erlahmten Arm zurückzieht. Das Nägelſchlagen iſt ein Cyklopenſpiel, wobei große eiſerne Nägel mittelſt eines Hammers in einen harten Pflock um die Wette geſchlagen werden. Das Berntreiben, wobei man mit knotigen Stöcken einen hölzernen Keil oder Stein auf eine gewiſſe Entfernung um die Wette ſchlägt oder treibt. Das Stockſchlagen, das Eckum, die Schneiderſcheere ꝛc. ſind meiſtens ſchon Kinderſpiele.

Volksvergnügungen in Baiern.

Außer dem, wie in Oeſterreich gebräuchlichen, Hoſen= und Sacklaufen iſt das Tellerlaufen ſehr im Schwange. Jeder Mitſpielende ſetzt nämlich einen runden hölzernen Teller auf den Kopf und legt auf denſelben einige rund abgeſchälte Rüben, von denen er während des angeſtellten Laufes keine verlieren darf. Wer nun bei allen dieſen Hinderniſſen zuerſt an das beſtimmte Ziel kommt, trägt den Preis davon.

Ein renommirtes Volksfeſt in der Nähe von München iſt der ſogenannte Keferloher Viehmarkt, welcher jedes Jahr am erſten Montag im September abgehalten wird; vorzüglich Fohlen werden hierher gebracht. Es wird hier von vielen tauſend Menſchen ein reges Bivouacleben geführt und es beſteht eine herkömmliche Obſervanz von Ungebundenheit, resp. Grobheit, welche zum Sprichworte geworden iſt: das iſt keferlohiſch, d. h., flegelhaft.

Eben ſo werden die Leonhardstage feſtlich begangen. Die Bauern bringen nämlich ihre Pferde zu einer dem heiligen Leonhard geweiheten Capelle und reiten ſie dreimal um dieſelbe, was zum Gedeihen der Pferde, deren Schutzpatron der heilige Leonhard iſt, beitragen ſoll. Zugleich iſt mit dieſer Feſtlichkeit ein Markt und ſonſtige Volksluſtbarkeiten verbunden.

Der Metzgerſprung in den Brunnen auf dem Schrannenplatze bildet zu München alljährlich ſeit undenklichen Zeiten den Wendepunct der Faſchingsperiode. Ohne moccolo und ohne confetti geht dieſer Carnevalsact in München unter einem Zulaufe von vielen Hunderten vor ſich. Da man die römiſchen confetti nicht kennt und noch viel weniger zu ſtreuen gedenkt, läßt man ſich von den rüſtigen Fleiſcherjungen, welche von ihrer Meiſterſchaft freigeſprochen werden und den Grad der Metzgergeſellen — alſo eine espêce Doctorgrad — erlangen, mit einer Doſis Waſſerfluth begießen. Man könnte dieſes Feſt das hydropathiſche nennen, denn die eiskalten Waſſertropfen, die aus Bechern und Gläſern über die Köpfe hinfliegen und mancher Dame die glühende Wange kühlen, geben eine augenblickliche wohlthätige Erfriſchung und dem von Carnevalsnächten getrübten Auge die erwünſchte Klarheit. Die geſchworenen Waſſertrinker und Hydropathen ſehen mit ſympathetiſcher Behaglichkeit dem muthigen Sprunge der muskelderben Jungen zu, die kopfüber dem kalten Elemente ſich in die Arme

werfen und nach vollbrachtem Sprunge ein Glas Rheinwein, im Angeſichte der verſammelten Menge, jubelnd leeren.

Ein anderes Feſt in München iſt, daß, nach einem altherkömmlichen Privilegium, die Schäffler (Böttcher) von ſieben zu ſieben Jahren ihre Reiftänze in den Straßen der Stadt aufführen.

Volksfeste aus Tyrol und der Schweiz.

Ein ächtes Volksfeſt iſt die Zurückkunft der Heerden von den Alpen. Ein Hirt im Feierkleide, mit einem Stab, eröffnet den Zug und ihm folgt die beſte Kuh, geſchmückt mit Blumen und einer großen Schelle; — dann kommen die übrigen Kühe, alle bekränzt und nach ihnen der Gatterer oder Wächter der Kälber, der Geißer oder Ziegenhirt mit ſeiner Heerde, der Schafer oder Schafhirt, und den Schluß macht die Saudirne oder Schweinehüterin mit ihren borſtigen Unterthanen und der ganze Haufe der Zuſchauer — unter Muſik der Alpenflöte und dem Geſange fröhlicher heimathlicher Lieder — die lebendigſte Idylle, wie ſie im ganzen Geßner nicht zu finden iſt.

Gleich feſtlich wird der Hinaufzug der Heerden auf die Alpen begangen.

Feste und Vergnügungen in Preußen.

Provinz Westphalen.

Eine wunderliche Sitte hat ſich bei der Feier der Faſtnacht in dem Flecken Greven erhalten: Alle vier Jahre nämlich müſſen die während dieſer Zeit getrauten Ehepaare, ohne Unterſchied der Perſon, in einen zu dem Ende auf dem Markt aufgeſtellten ungeheuren Kübel kalten Waſſers ſich werfen und durchbaden laſſen.

Eine andere alte und ſonſt nirgends bekannte Feier, die anmuthiger iſt und weniger die Rohheit der Vorzeit auch in ihren Spielen bezeichnet, iſt die, womit zu Münſter der Vorabend des St. Lambertustages begangen wird. Der Heilige iſt Schutzpatron einer der Haupt- und ſchönſten Kirchen Münſter's, eben der, an deren ſehr hohem Thurme die drei eiſernen Käfige befeſtigt ſind, in welchen die drei Häupter der Wiedertäuferſecte eine luftige Beſtattung für ihren von

glühenden Zangen zerfleiſchten Leib fanden. Es werden nämlich mit Lichtern beſetzte Kränze über die Straßen gezogen und darunter tanzt um brennende Kerzen oder um blumenumwundene und mit farbigen Windlichtern geſchmückte Pyramiden die ganze lebensluſtige Jugend, zum Tacte von Geſängen ohne viel Poeſie und ſeltſamerweiſe in hochdeutſcher Sprache, was einen jüngern Urſprung der Sitte vermuthen läßt, aber in ſonderbaren Weiſen, die wie Klänge aus heidniſcher Vorzeit tönen.

Provinz Sachſen.

In der uralten Stadt Halle an der Saale lebt ein Menſchenſtamm, den man bei dem erſten Anblicke für ein Geſchlecht halten möchte, zu dem es auf Erden kein Muſter weiter giebt. Ich weiß nicht, ob der Name Halloren von der Stadt, oder die Stadt von dem ihrigen entſprungen ſey. Auch iſt es nicht meine Abſicht, eine Geſchichte dieſer fremden Bewohner zu ſchreiben; aber ſo viel weiß ich, daß ihr Daſeyn ſich in die früheſte Geſchichte dieſer Gegend verliert. Ohne Zweifel ſind ſie die Nachkommen eines alten wendiſchen Stammes, wie man Zweige davon in der Lauſitz und in der Mark findet; aber ihre Gewohnheiten und Gebräuche ſind ſo eigenthümlicher Art, daß ſie Jedem, der dieſen Boden betritt, auffallen müſſen. An dem Orte der Stadt, wo die erſten Salzquellen entdeckt wurden, Salz-Quellen, die vielleicht dieſelben ſind,

welche zur Zeit des Tacitus der Gegenſtand eines heftigen Streites zwiſchen zwei nachbarlichen Völkerſchaften waren; an dem Orte, ſag' ich, ziehen ſich die Gebäude der Salzſiederei hin und die Hütten Derjenigen, welche in dieſem Werk arbeiten. Es iſt ein unfreundlicher, häßlicher Platz; aber wer weiß, ob er nicht der intereſſanteſte der Stadt iſt. Er liegt nicht fern von einem Arme der Saale, der zwiſchen der weſtlichen Vorſtadt und der eigentlichen Stadt durchfließt und ſchon aus der Ferne kann man ihn, mit Hülfe des Qualmes, der aus ſeinem Schoos emporſteigt, ſehr deutlich bezeichnen. Dieſer Rauch hüllt ihn zu gewiſſen Zeiten, wenn die Schwere der obern Luft die Dämpfe niederdrückt, gleichſam in ein Nebelmeer ein, ſo daß ich eines Abends auf den Höhen, die nach Eisleben ſich hinziehen, von der ganzen Stadt wenig mehr bemerkte, als die Thürme, welche in der Abendſonne zurückglänzten. Einem Fremden, der nicht an Erſcheinungen dieſer Art gewöhnt iſt, ſcheint dieſer Ort ein Eiſenhammer zu ſeyn, wie ihn Schiller in der bekannten Ballade beſchreibt. Er heißt die Halle und man ſagt, daß er die erſten Keime zu einer Stadt gleichen Namens enthalten habe. Hier ſieht man, beſonders an heißen Sommertagen, halbnackte Menſchen herumlaufen, ſchwarz von der Sonne gebrannt und mit tief eingegrabenen Spuren ihrer rauhen Beſchäftigungen. Ihr Körper pflegt von großer Stärke zu ſeyn; ſie ſind raſch in ihren Bewegungen und zeigen eine Ausdauer und Abhärtung, wie man ſie in weiter Umgegend nicht findet. Tage und Nächte ſchüren ſie das

Feuer und kochen das Mineral; ſie betreiben die Werke und ſeit uralten Zeiten ſind ſie im Beſitze von Privilegien, die ihnen Heiligthümer ſind. Ich kann nicht ſagen, ob es ſchwerer geweſen ſey, ihre Urväter, die Wenden, Sorben, zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen, oder ihre Enkel den Sitten der übrigen civiliſirten Welt zu unterwerfen. Alle Wechſel der Mode, alle Launen der äußern Cultur ſtreichen an dieſem Geſchlecht ohne Wirkung vorüber und daher mag es kommen, daß ſie mit den übrigen Bewohnern der Stadt keine ehelichen, ja kaum geſelligen Verhältniſſe eingehen. Wie das geht, ſie beſitzen einen unüberwindlichen Stolz auf ihre Rechte und ihre Einrichtungen und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie Beleidigungen mit dem ganzen Feuer eines Nationalhaſſes gerächt haben. Sie betrachten die Eltern ihres Geſchlechts als die Gründer der Stadt und ſehen ſich ſelbſt für nichts weniger an, als für die Schutzgötter, ohne welche ſie ſelbſt untergehen würde. Gleich den Großen der Erde, heirathen ſie nur in ihren eigenen Stamm; ihren Kindern erzählen ſie die Geſchichte ihres Volkes und die Thaten, die durch daſſelbe geſchehen ſind. Man impft den Kleinen die ſtärkſte Liebe zu den Beſchäftigungen der Eltern, zu ihrer Würde und zu ihren Vorrechten ein und auf dem Wege pflanzt ſich dieſer Menſchenſtamm, von Geſchlecht zu Geſchlecht, unverändert fort, ſo daß man ſicher annehmen kann, man ſehe einen Menſchen aus dem zwölften Jahrhunderte wenn man ſeinen Enkel aus dem neunzehnten betrachtet. Die Reichern nähern ſich mehr den Gebräuchen

der neuern Civiliſation und vermiſchen ſich nicht ſelten mit den übrigen Kindern der Mode.

Ihre Tracht iſt nicht weniger eigenthümlich, als ihre Stellung zu den andern Einwohnern; ſie ſcheinen in der Mode des ſechzehnten Jahrhunderts ſitzen geblieben zu ſeyn; ihr Gallakleid iſt ein altfränkiſcher, ausgeſchnittener Rock, eine lange Weſte ohne Kragen mit halbkugeligen Metallknöpfen, die bei den Reichen von Silber zu ſeyn pflegen; kurze, unter dem Kniee zuſammengebundene Beinkleider und ein dreiſpitziger Hut, der auf einem geſchorenen Kopfe ſitzt. Die Aeltern führen einen langen, am Knopfe verſilberten Stock bei ſich, ſchreiten gravitätiſch über die Straßen und ſprechen unter ſich eine Sprache, die Niemand verſteht, als ſie ſelbſt. Man wird errathen, daß es ein wendiſcher Jargon ſey.

Sie haben aus alten Zeiten das Vorrecht behauptet, ihre eigne Gerichtsbarkeit zu halten; ſie beſitzen ein Thaalhaus, was die Bedeutung eines Gerichtshauſes hat und einen Salzgrefen, der des Rechts über ſie pflegt. Sie hegen gegen dieſe Obrigkeit eine ſo große Achtung, daß man nie Urſache gehabt hat, ihnen dieſe Privilegien zu entreißen; man kann ſich nicht erinnern, daß auffallende Verbrechen in ihrem Schoos erzeugt worden wären und eine unauslöſchliche Infamie würde Jeden verfolgen, der ſich ſeines Stammes für unwerth erklärte. Hier bringt die öffentliche Meinung das hervor, was anderwärts nur durch die Strenge der Gewalt bewirkt werden kann und die Wächterin der Tugend iſt die Stimme der Welt.

Ich wüßte nicht, daß ſie ihre eigne Moral hätten; ihnen ſind die Geſetze der Religion und des Staats eben ſo unverbrüchlich, als jedem andern guten Bürger des Staats.

Es iſt bekannt, daß ſich nirgends ausgezeichnetere Schwimmer finden, als unter ihnen; daher iſt ihnen die Aufſicht über die Flußbäder anvertraut. Sie tauchen unter das Waſſer, wie ein Amphibion, ſo daß man glauben ſollte, ſie wüßten eben ſo gut im Waſſer wie auf dem Lande zu leben. Der reißendſte Strom ſchreckt ſie nicht ab und den Kahn führen ſie durch Stürme und wüthendes Gewäſſer mit Sicherheit fort. Bäume, die höchſten Tannen, Erlen, deren Rinde glatt iſt wie die Haut der Schlangen, erſteigen ſie mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit.

Mit der Univerſität ſcheinen ſie in einem wunderlichen Zuſammenhange zu ſtehen; denn ſie betrachten den Studenten für ihren Bruder, reden ihn mit dieſem Namen an und pflegen alle Vertraulichkeiten zu genießen, die gewöhnlich Folge dieſer Benennung ſind. Sobald ein Novize, den man in der Sprache der Studenten Fuchs nennt, bei der Univerſität ankommt, verſäumen die Halloren nicht, eine Deputation an ihn zu ſchicken und ſich einen Willkommen auszubitten. Mit dieſem Geſchenk iſt er gleichſam in die Innung dieſes Urvolks aufgenommen.

Sie ſind verpflichtet, bei Feuersgefahr und Waſſersnoth hülfreiche Hand zu leiſten, was ſie auch ſtets mit großem Eifer gethan haben. Dafür ſind ihnen beſondere Vorrechte und Vergünſtigungen zugeſtanden,

z. B., der Fiſchfang und das Lerchenſtreichen in dem Bezirke der Stadt. Ebenſo haben ſie die Beſtattung der Leichen größtentheils zu beſorgen.

Dieſes Volk hat aber auch ſeine eigenen Feſte. Bei dem Regierungsantritte des Königs empfangen ſie ein weißes Pferd *) (was dann gewöhnlich mit Geld wieder eingelöſ't wird), eine Fahne und einen ſilbernen Becher. Daß hierbei nun große Feſtlichkeiten ſtattfinden, verſteht ſich von ſelbſt. — Sodann feiern ſie alle zwei Jahre zu Pfingſten mit alten Gebräuchen ein Feſt, bei welchem ſie ihre Vorſteher wählen, einen öffentlichen Aufzug und einen Tanz halten.

*) Als Hieronymus König von Weſtphalen wurde, geſchah ein Gleiches.

Beluſtigungen und Spiele in Kärnthen.

Einige Spiele, die in Kärnthen ſehr im Schwange ſind, ſind ſo beſchaffen, daß ſie, weit entfernt, die Unſchuld beider Geſchlechter zu bewahren, ſie vielmehr ganz verderben. So das *Chriſtkinderſpiel*. Eine bäueriſche Geſellſchaft durchzieht mit einem Bauernmädchen, welches die Jungfrau Maria vorſtellt, vom Chriſttage bis auf die Erſcheinung des Herrn verſchiedene Gegenden und führt in den Häuſern, deren Väter es begehren, das Geſchichtliche der Geburt Jeſu mit einer ſolchen drolligen Entſtellung auf, daß der aufgeregte Unwille des beſſer unterrichteten Zuſchauers mit achſelzuckendem Bedauern endet.

Ein wohlgenährter, mit Papier umhangener Bube kündigt, als Engel Gabriel, der Maria die Empfängniß und Geburt eines Kindes an. Nach einiger Zeit gebärt Maria, die auf einem kleinen Fußſchemel ſitzt und Joſeph bringt, als Geburtshelfer, ein aus Holz

geſchnitztes Kind unter ihrem Rocke hervor. Dickſtämmige Bauern, als Hirten und als Magier, verehren das geborne Kind, nennen es Gott und Herrn und bringen Geſchenke. Der Engel Gabriel warnt den Joſeph vor dem bethlehemitiſchen Kindermord und rathet zur Flucht nach Aegypten. Kaum ſind Beide entflohen, ſo ſtürmen Henkersknechte und Soldaten zur Thüre herein; hölzerne Kinder ſtecken an ihren Koſakenmeſſern, die ſie tobend in die Höhe halten. Die ganze Handlung geht in den elendeſten Knittelverſen vor ſich.

Kann wohl die Religion tiefer herabgewürdigt werden, als daß ſie zur Abſtumpfung der Muttergefühle und zur Zerſtörung der heiligen Schaam gemißbraucht wird!

Das Brechelnſpiel

iſt eben ſo abgeſchmackt, als das vorige. Nach der Beendigung der Flachsreinigung, die im October jedes Jahres gewöhnlich durch Mädchenhände geſchieht, verſammeln ſich die jungen Burſche am ſpäten Abend vor dem Hauſe, wo die Mädchen arbeiten. Es entſteht nun ein ſonderbarer Wettkampf: wer die größten Zoten vor dem Hauſe ſagt und ſeine Dirne am ſchlüpfrigſten beſchreibt, wird als Sieger belacht und beklatſcht. Sie begehren endlich tobend die ſogenannte Brechelbraut und es wird ihnen, ſtatt der rüſtigen Dirne, ein altes Mütterchen aus der Thüre geſchoben, das wacker ausgelacht wird. Man kann nur verſteckter Weiſe dieſem Spiele zuhören; denn der bemerkte Vorwitz würde mit einem Steinregen büßen müſſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichniß

der

bei Ausarbeitung dieses Werkes

benutzten

Quellen.

1. Das Lamboifeſt zu Hanau.

Das Lamboifeſt in und außer der Stadt. Eine Hanauer Localſkizze in zwei Abtheilungen ꝛc. Hanau. 1833.

2. Wieſe zu Günſtedt.

Allgemeine deutſche Vaterlandskunde. 1824.

3. Der Hammeltanz in Hornberg.

Deutſchland's National-Trachten ꝛc., von A. Schreiber. 1. Heft. qu. Fol. Freiburg.

4. Der Sommergewinn oder das Todaustragen.

1. Zweiter Bericht an die Mitglieder des Sächſ. Vereins für Erforſchung und Bewahrung vaterländiſcher Alterthümer zu Leipzig. Leip. 1826. S. 58.
2. *P. Ch. Hilschner*, de ritu dominica Laetare quem vulgo appellant den Tod austreiben. Lips. 1690.
3. *I. H. Kindervater*, Diss. Laetare vulgo Todten-Sonntag. Jen. 1701.
4. *I. P. a Ludewig*, Opusc. miscell. Hal. 1720. Tom II., P. XXVIII. p. 536.
5. *E. I. Westphalen*, Monument. ined. rer. Germ. Tom. I. praef. p. 52.
6. Wöchentl. Frankenhäuſer Intelligenzbl. 1766. No. XI. und XII.
7. Journal von und für Deutſchland. 1784, 1788 No. VI., 1787. No. IX. XII, 1790 No. IX.
8. Hellbach, Nachtrag zu dem Archiv von und für Schwarzburg, S. 51 fg.
9. Thüringiſche Vaterlandskunde. 1825 No. XII.
10. Kruſe, deutſche Alterthümer. Halle 1829. Bd. 3 Heft III. und V. S. 69.

11. Schumacher, Merkwürdigkeiten der Stadt Eiſenach. S. 136.

12. Cahlaiſches Nachrichtsblatt. 1834 No. 29.

13. *Duglossus*, Hist. Polon. L. II. F 94.

14. *Mart. Cromerus*, de Orig. et reb. gest. Pol. L. III.

15. *Guagninus* in Chron. Pol. Lib. III.

16. *Curaeus*, in annal. Siles. p. 32, 65. 90. XXV. 118.

17. *Ioh. Casp. Zeumer*, Diss. de Dominica Laetare. §. 10 sqq.

18. *Matth. Dresserus*, in tractatu de Fest. p. 16.

19. *Zachar. Schneiderus*, Chronic. Lips. LIV. p. 143.

20. *Ioannus Leznerus*, in Chronic. Corbeiensi, c. 18.

21. Arnold, in dem Anhang, d. Götzendiener betreffend, bei d. Ueberſ. v. A. Rößens unterſchied. Gottesdienſt der ganzen Welt. Heidelberg 1674.

22. *Meibomius*, de Dominica Laetare.

23. *Caluger*, in Sax. inf. ant. Lib. I, c. XI. p 45.

24. *Georgius Torquatus*, in Annal. Magdeburg. et Halberstad. P. III. C. I. c. Q.

25. *Ioh. Christoph Eberlinus*, De omniosis diebus Dominicis, p. 7. sqq.

26. *Abrahamus Frencelius*, in Comment. de Diis Soraborum. Sect 2. c. 29 §. 12.

27. *Michael Frencelius*, in Diss. 3.: De idolis Slavorum, §. 8.

28. *Petrus Saxius*, in Frisiae Septentr. descriptione.

29. *Nerretterus*, in templ. Jud. et Gent. ed. 1701. p. 745.

30. *Gerh. Io. Voſsius*, L. I. de Orig. et progressu idololatr. c. 37. L. II. c. 13.

31. *Mareschalcus*, L. I. Annal. Herul. et Vand. c. 7.

32. Thebeſius, in den Schleſiſchen Merkwürdigkeiten 2. Th. Cap. I. Nr. 9. u f., p. 4.

33. Thebeſius, Liegn. Merkwürdigkeiten.

34. J. G. Henze, Verſuch über die ältere Geſchichte des

fränkiſchen Kreiſes, insbeſondere des Fürſtenthums Bayreuth, 1. St.

35. *Bochuslaus Balbinus*, in 1188 Epit. Hist. Boh. Lib. II. Cap. 7 p. 117.

36. Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen. 3. Thl. S. 111.

37. Anton, Verſuch über die alten Slaven. 2 Bde. 1183 — 89.

38. Ueber den Todtenſtein bei Görlitz, von Schachmann.

39. Beobachtungen über das Gebirge bei Königshagen in der Oberlauſitz. Dresden 1780.

40. Lauſitzer Magazin.

41. Deutſches Muſeum. 1778.

42. Deutſche Encyclopädie unter dem Worte Dominica Laetare.

43 J. F. Jerel, über einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer. 1787.

44. *Raup*, Bibl. portat. pract. Loc. 26.

45. Mehlig, Kirchen- und Kezerlexicon sub voce Laetare.

46. Zedler's Univerſallexicon sub voce Todenſonntag.

47. Friſch, deutſches Wörterbuch sub voce Todenſonntag.

48. *Cramer*, de origine et rebus gestis Polonorum.

49. Chr. Franz Paullin's philoſophiſcher Feierabend, allerhand Begebenheiten in ſich haltend. 3 Thle. Frankfurt 1695.

51. Fränkiſche Sammlungen. 8. Bd. 1760? Bd. 6.

52. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur. Th. 4, S. 10.

53. Dr. Aug. Pfeifer, evangeliſche Erquickungsſtunden. Leipzig 1698.

54. *Michovius*, in Chron. Polon. Lib. II. Cap. 6.

55. *Englert*, Franconia in tenebris ethnicismi in luce Christianismi. Schweinfurt 1760.

56. *Martin Hanke*, de rebus Silesiorum. 1705 p. 112.

57. Vita Ottonis, bei'm Ludwig in den Script. rerum. Germ. T. I. p. 490.

58. *Müldener*, Commentatio de monumentis Slavicae et Vandalicae gentis in Guldinavia. 1756.

59. M. P. Chr. Hilſcher, wegen des zur Faſten= und Oſterzeit eingeriſſenen Aberglaubens. Dresden 1708.

60. Lucas, Schleſiſche Chronik. S. 222.

61. Schleſiſche Kirchenhiſtorie. Frankfurt 1702.

62. *Ienel*, Silesia renovata.

63. *Pilgram*, in Calendario medii aevi sub voce Todtenſonntag.

64 Büchners diplomatiſche Genealogie des Hochgräfl. Reuß=Plauiſchen Hauſes, die ſich in Longols ſicheren Nachrichten Th. II. S. 234 befindet.

65. Widmann's Hofer Chronik (in der Handſchrift findet ſich die hierher gehörige Stelle, in *Menken* Scriptoribus Rerum Germanicarum T. III., wo die Chronik abgedruckt, iſt ſie ausgelaſſen).

66. Fiſcher, Beſchreibung von Anſpach. S. 182.

68. *Moller*, de diebus ominosis 1690. Edit. sec. 1730.

68. Bayreuther hiſt. wöchentl. Nachrichten 1766. S. 75.

69. Becker's deutſche Zeitung für die Jugend 1788. St. 18. No. 21.

70. Gnädigſt privilegirte Thüringiſche Vaterlandskunde. 1802.

71. Spieß, Archivariſche Nebenarbeiten. 2. Bd.

72. Haltaus Jahrzeitbuch.

73. *Marci* Hierolexicon.

74. *Hildebrand*, de diebus Festis, p. 42.

75. *Hospinianus*, de festis Christ., p. 66.

76. Neueſte Reiſe durch Oeſterreich, ob und unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark von Dr. F. Satori. 2. Bd. S. 348.

77. Converſations=Lexicon.

78. Der Eremit in Deutſchland, von Panſe. Hft. 8. S. 304.

5. Oſterfeſt, Oſterfeuer und Oſtereier.

1. *Guicciardini*, in Descript. Belgiae. P. I. 60 — 61.
2. *Polydor. Vergilius*. L. VI. c. 12. ad fin.
3. *Du Pin*, Bibl. des Auteurs Ecclés. T. VI. p. 168. T. VII. p. 169.
4. *Hildebrandi* Disp. de Festis Christi annor. diebus, p. 44 — 58.
5. *Hospinianus*, libr. de Festis. P. II. p. 54. — 74.
6. *Polydor. Vergilius*, de Invent. Rer. I. V, p. 297.
7. *Bartholin*. de Puerperio Veterum, p. 34. 36. 128 — 129. 171 — 179.
8. *Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. IV. p. 224. coll. 219. d. 241 sequ.
9. *Buxtorf*, Synagog. Jud. c. XII. — XIV.
10. *Ciacconius*, de Triclinio, p. 56.
11. *Baile*, Dict. Art. Adam et Arminius.
12. Gözens Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. 4. Bd. S. 453.
13. Donndorff, Antipandora. 3. Bd. S. 219.
14. Abendzeitung 1833.
15. Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1803 und 1806.

6. Das Naſenfeſt.

1. Phönix. 1808 Nr. 79.
2. Anleitung, auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. Von J. G. Ebell. 2. Bd. S. 194.
3. Becker, Guirlanden. 4. Bd.
4. J. v. Müllers Schweizer-Geſchichten u. v. a. Schriften.

7. Schul-Feſte.

1. *J. M. Heusing*. Opusc. min. T. I. p. 174.
2. Rehmeyers Kirch. Geſch. II. S. 231.
3. Schützens Hamburger Geſch. II. S. 16.
4. Dillherrns Zeit- und Weltlauf. P. II. p. 461.
5. Mücke, vom Urſprunge des Gregoriusfeſtes. Leipzig.

6. Schulz, Auf- und Abnahme der Stadt-Gardelegen, S. 57.
7. Reichs-Anzeiger. J. 1798. Bd. 1. S. 613.
8. Journal von und für Deutſchland. 1786.
9. Allgem. thüringiſche Vaterlandskunde. 1823.
10. Wetzel, vom Gregoriusfeſt und Liedern, als Vorrede von G. Müllers Hymnologia sacra und deſſen Frage: Ob das Gregoriusfeſt eine ſündliche Eitelkeit ſey? 1733.
11. Curioſitäten ꝛc. 3. Bds. 6. St.

8. Das Fritſchifeſt zu Luzern.

Luzern und ſeine Umgebungen. Von Joſ. Buſinger. Luzern 1835.

9. Die Eſelswieſe bei Querfurt.

1. Allgem. deutſche Vaterlandskunde. 1824.
2. Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1806.

10. Der grüne Montag.

1. Journal von und für Deutſchland. 1786
2. Allgem. deutſche Vaterlandskunde. 1824.

11. Frohnleichnamsfeſt.

1. Converſations-Lexicon. 3. Bd.
2. Allgem. deutſche Vaterlandskunde. 1824.
3. Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1802 und 1803.
4 Bericht vom Frohnleichnamsfeſte, der allen lutheriſchen Chriſten zu wiſſen nöthig. Jena 1683.
5. Die Feier des heiligen Frohnleichnamsfeſtes.
6. Sr. Päpſtl. Heiligkeit Benedict des Vierzehnten Abhandlung vom Fronleichnams-Feſt, a. d. Latein. überſetzt u. mit nöthigen Erläuterungen, auch der Beſchreibung des bei dieſem Feſt in Wien gebräuchlichen Umgangs vermehrt ꝛc. Nürnb. 1763.
7. Die Frohnleichnamsproceſſion. Wien.
8. Acta Sanctorum. Tom. I. Monat April S. 437 und S. 903.
9. *Gretseri* Auctarium de Festis Christianorum.
10. *Alberti Bzovii* Annales ad annum 1264.
11. *Theophili Raynaudi* Opera. Tom. XV. pag. 84.
12. *Danhauer*, Diss. de Festo Corporis Christi.
13. *Johann Zwinger*, Tractat. de Festo Corporis Christi.
14. *Hospinianus*, de Festis.

15. *Menzer*, Antipistorius, pag. 462.
16. *Dallaeum* de cultus religiosi objecto, pag. 287.
17. *Hottinger*, histor. eccles. Saeculi XIII. pag. 458.
18. *Fabricii* bibliograph. antiqu. pag. 338.
19. C. A. *Muratorius*, il Christianismo felice nelle Missioni de' Padri della Compagnia di Giesu nel Paraguai 1743.
20. *Hugo de S. Caro*, Diplomata de Festo Corporis Christi.
21. Keyßler's Reiſen durch Deutſchland, Böhmen ꝛc. S. 416.

12. Der Carneval, Faſching oder Faſtelabend in Cöln.

1. Converſations-Lexicon. 3. Bd.
2. Journal von und für Deutſchland. 1785. S. 452.
3. Allergnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1803.
4. Haltaus Jahreszeitbuch. S. 202.
5. Rheiniſches Converſationslexicon. 3. Bd.
6. Schier, Carnevalsalmanach. 2 Jahrg.
7. Sieg der Freude.
8. Göthe, Kunſt und Alterthum. 5. Hft.

13. Kirſchfeſt zu Naumburg.

1. Sächſ. Provinzialblätter. 1803.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1803. S. 450.
3. Freimüthiger. 1803. S. 504.
4. Philipp's Geſchichte des Stifts Naumburg.
5. Merkel's Erdbeſchreibung von Sachſen. 4. Thl. S. 96.
6. *Johannes Töpfer*, De honesta laboris intermissione. 1671.
7. Miscellaneae Numburgicae, (vom Jahr 1681 zuſammengetragen) von Jacob Franke. (Handſchriftlich in der Naumb. Schulbibliothek vorhanden).
8. Johann Zader, Stiftschronik. 2. Th. (Handſchrift.) Das eigentliche Original in 4 Büchern liegt auf dem Rathhauſe zu Naumburg; die in der Stiftsbibliothek zu Zeitz vorhandene Handſchrift in 3 Büchern iſt aus jener zuſammengezogen.
9. *M. J. C. Marci* Curios. Saxon. 1643. p. 267.
10. *Celii* Cataclysm. Thüring. p. 35.
11. M. Mart Borck, Nachricht von dem Naumburger Schul- oder ſogenannten Kirſchfeſte. 1746.
12. *Johann Eisenhart* (Isenacensis), Acta et fata prae-

sulum Naumburgensium, in Paulini Syntagm. Rer. Germ. p. 129.

13. *Paul Lange*, Chron. Zizense (in *Pistor.* script. rer. Germ. T. I.)

14. *Paul Lange*, Chron. Numburg. (in *Menk.* script. rer. Germ. P. II).

15 Joh. Georg Rauh, die Schwachheit über die Stärke, oder gründliche Nachricht von dem, i. J. 1432 vor Naumburg gelagerten Heere der Huſſiten u. ſ. w. 1782.

16. Benedict Taube, umſtändliches Chronicon Numburgense etc. (Handſchriftl. in der Rathsbibliothek zu Naumburg; ein Werk, deſſen Aechtheit gar verdächtig).

17. Spangenberg's Mansfeldiſche Chronik.

18. Theobald, Geſchichte des Huſſiten-Krieges. Breslau 1750.

19. *Joh. Puchler*, Res Misn. ab ao. 1426. ad ann. 1488 (in *Menk.* Scr. rer. Germ. II. p. 418).

20. Auctor. Chron. et Annal. Torgau (ebend. S. 1595).

21. *Monachus Pirnens.* (ebend. S. 1595).

22. *Joh. Rothe*, Chron. Thur. (ebend. p. 1820).

23. Albin, Meißn. Land-Chronik, S. 212.

24. *Georg Fabricii* Orig. Sax. L. VII. p. 749.

25. C. P. Lepſius, die Sage von den Huſſiten vor Naumburg und der Urſprung des Naumburgiſchen Kirſchfeſtes. Zeitz 1811.

26. Roch, Geſch. des Städtleins Tauche, in Grundig's und Klotzſchens Sammlung zur ſächſ. Geſch. Thl. 12. S. 331.

27. Weiſe, Handbuch der Geſch. der ſächſ. Staaten. Th. 2. S. 300.

28. Die Huſſiten vor Naumburg, ein hiſtoriſches Gemälde von A. Braun. Jena 1805.

29. Allgem. thüringiſche Vaterlandskunde. 1823 und 1825.

30. Converſations-Lexicon unter „Huſſiten."

31. Journal von und für Deutſchland 1790. 1. Thl. S. 367.

32. Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland Reiſenden. 3. Bd. Stuttg. 1834.

Noch eine große Anzahl Schriften über das Concilium zu Koſtnitz.

14. Der Graskönig zu Groß-Vargula und das Laubmännchen in der Ruhl.

1. Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1801 und 1802.

2. Volksfeſte in poetiſchem Gewande, nebſt hiſtoriſchen Bemerkungen. Von H. J. M — r. Ilmenau 1822.

15. Der Milchtanz zu Klein-Geſchwenda.

Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1802.

16. Langenſalzer Volksfeſt der Fuhr- und Ackersleute.

Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1803.

17. Der Holzäpfeltanz.

Deutſchland's National-Trachten ꝛc. von A. Schreiber 1. Heft, querfol. Freiburg.

18. Die Reiter zu Fuß. Eine Kinderluſtbarkeit zu Molſchleben.

Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1805.

19. Die Brigittenau.

1. Wien wie es iſt. Von A. Schmidt. Wien 1833.
2. Herbſtblüthen aus Wien. Geſammelt in den Spätmonaten 1830 von H. Meynert. Leipzig 1832.
3. Beſchreibung der Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien, von Johann Pezzl. 4. A. Wien 1816.
4. Wien's Geſchichte und ſeine Denkwürdigkeiten, von v. Hormayr. 2. Jahrg. Wien 1825.

20. Das Chriſtfeſt.

1. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.
2. Gnädigſt privilegirte thüringiſche Vaterlandskunde. 1806.
3. Converſations-Lexicon.
4. Panteleon's deut. Helden. 1 Bd. S. 187.
5. Gaſparus bei Menken Script. T. I. p. 1666.
6. *Leibniz*, Hist. Brunco. T. II. p. 385 und T. II.
7. *Rothii* Chron. Thüring.
8. *Monachus Pirn.* bei Menken. T. I. p. 1554.
9. Morgenblatt f. gebildete Stände 1838.
10. Neubeckers Kirchenlexicon. 4. Bd.

21. Der Hahnentanz in der Baar.

Deutſchland's National-Trachten ꝛc. von A. Schreiber. 1. Heft. Querfol. Freiburg.

22. Das Fahnenſchwenken der Bäckerburſche.

Gnädigſt privilegirte Thüringiſche Vaterlandskunde. 1801.

23. Kirchweihe, Kirchmeſſe, Kirmſe.

1. Converſations-Lexicon.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1810.
3. Zedlers Univerſal-Lexicon.
4. Fiſcher, ſtatiſtiſche und topographiſche Beſchreibung des Burggrafthums Nürnberg unterhalb des Gebirges. 2. Bd. S. 354.
5. Gedanken von der Kirchweihe. Ulm 1731.
6 Heineccius, Abbild. der Griech. Kirche III. 2. §. 24.
7. Cave, erſtes Chriſtenthum 1. 6 p. 163.
8. *H. Lincke*, Diss. de Encaeniis Templorum. Altd. 1713.
9. *Sigonius*, de Rep. Ebr. III. 16.
10. *Goodvin*, Mos. et Aaron III. 11. 3.
11. *Leydecker*, de Rep Ebr. IX. 8.
12. *Reland*, Ant. Ebr. IV. 9. 6.
13. *Suicerus*, Thes. Eccles.
14. *Alexander Monachus*, de Invent. Cruc.
15. *Codinus*, Orig. Constantin
16. *Meursius*, *Gloss.* Gr. Barb v. *'Εγκαινια*
17. *Gerda*, Advers. 36. n. 1.
18. *Bulenger*, de Imper. Rom. III. 2.
19. *Balcamon* ad Marrum Resp. 13. 38.
20. *Du Fresne* Gloss. Gr. p. 80

24. Volksfeſt zu Queſtenberg am dritten Pfingſtfeſttage.

Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchland's, von Fr. Gottſchalk 2. Bd. S. 33.

25. Der Stralower Fiſchzug.

1. Berlin und Potsdam. Eine Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten dieſer Städte und ihrer Umgebung, von J. D. F. Rumpf. 2 Bdchn. 4. Ausg. Berl. 1823.
2. Erſch und Gruber's Encyclopädie sub voce Berlin.
3. Bilder aus Berlin s Nächten. Von L. Schneider.
4. Berliniſche Nachrichten 1834, Nr. 199.
5. Berlin wie es iſt und trinkt, von Glasbrenner. 3. Hft.

26. Das Martinsfeſt.

1. Weimariſche Zeitung. 1834.
2. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.

3. Journal von und für Deutſchland. 1786.
4. K. Pr. Allergnädigſt privileg. thüring. Vaterlandskunde. 1805.
5 Marks, Geſchichte vom Martini-Abend und Martinsmanne. Hamb. und Güſtrow. 1772.
6. Fabri, Geographiſches Magazin B. 2. S. 447 ff.

27. Das St. Vigiliusfeſt in Trient.

1. *Gennad*, Catalog. Vir. Illust. c. 27.
2. *Honorii* Augustod. L. II. c. 37.
3. Histoire ecclésiastique par Mr. *Fleury*. Tome Cinquième.
4. Lewald, Tyrol vom Glockner zum Orteles und vom Garda-zum Bodenſee. München 1835.
5. Baron Voß, Miraeus allgemeine Chron. 3. Bd. p. 358.
6. Acta Sanctorum Junii, ex Latinis et Graecis aliarumque gentium Monumentis, servata primigenia veterum Scriptorum phrasi, collecta, digesta, commentariisque et observationibus illustrata a *Godefrido Henschenio*, *P. M. Daniele Papebrochio*, *Francisco Baertio*, *Conrado Janningo*, *Joanne Bapt. Sollerio*, e Societate Jesu Presbyteris Theologis. T. V. Venet. 1744. Pag. 163 etc.
7. Zedlers Univerſal-Lexicon 48. Bd. S. 1237.

28. Der Schäfertanz oder Schäfermarkt.

1. Das Narrenſchiff. S. 222.
2. *Besold*, Supplem. Fritschii.
3. Friſchens deutſch-latein. Wörterbuch 2. Bd.
4. Der Eremit in Deutſchland, v. Panſe. Hft. 8. S. 304.
5. Campe, Wörterbuch der deutſchen Sprache, 4. Bd.
6. Zedler sub voce Schäfer Tanz.
7. *Sprenger*, de Jur. aedif. in Stat. Imp. detin. v. Rotenburgum, p. 450.
8. Wirtembergiſcher Hofkalender f. d. Jahr 1790.
9. *Fritsch* in Append. ad Thesaur. Speidelio-Besoldian. v. Schäfer-Tanz
10. Allgem. Thüringiſche Vaterlandskunde 1823. S. 302 — 303.

29. Das Sechſeläuten in Zürich.

Didaskalia 1838. Nr. 96.

30. Das Dreſchflegelhängen.

Wirtembergiſcher Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.

31. Das Eierleſen.

1. Wirtembergiſcher Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.
2. Didaskalia 1837 Nr. 111.

32. Das Sichelhängen.

Wirtembergiſcher Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.

33. Das Breiſtehlen und der Haartanz.

Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde. 1835. Nr. 65.

34. Der achtzehnte October.

1. Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutſchen 1838. Nr 284.
2. Der Eremit in Deutſchland, von Panſe.

35. Die Meyer'ſche Brücke.

Thüringiſche Vaterlandskunde. 1822. S. 212 und 236.

36. Das Popperoder Brunnenfeſt.

Thüringiſche Vaterlandskunde. 1824. S. 61.

37. Das Roſenfeſt zu Capellendorf.

Thüringiſche Vaterlandskunde. 1823. S. 385.

38. Der Böttchertanz zu Frankfurt a. M.

1. Morgenblatt für gebildete Leſer. 1838 Nr. 62.
2. Frankfurter Journal. 1838. Nr. 80 Beil.

39. Das Waiſengrün zu Hamburg.

1. Zur Ehre Hamburg's. Vier Gedichte von A. G. Eberhard. Halle 1833.
2. Der Delphin. 1838. Ein Almanach von Theodor Mundt. Altona.

40. Der Maientag.

1. Wirtembergiſcher Hofkalender f. d. Jahr 1790.
2. Journal von und für Deutſchland 1786. S. 265.
3. Haltaus Jahreszeitbuch, S. 102.

41. Das Schifferſtechen zu Ulm.

1. Europa, von Lewald. 1836.
2. Didaskalia 1836 Nr. 229.
3. Nicolai, Reiſe durch Deutſchland.
4. Hausleutner, Schwäbiſches Archiv. Theil 2.
5. Journal von und für Deutſchland. 1792. S. 960.

42. Das Octoberfeſt zu München.

1. Das Volksfeſt der Baiern im October. Von J. S. München 1815.
2. München's Feſtkalender zur Jubelfeier des Octoberfeſtes im J. 1835.
3. Converſations-Lexicon der neueſten Zeit und Literatur.
4. Neueſter Wegweiſer durch die Haupt- und Reſidenzſtadt München. Von A. von Schaden. München 1835.

43. Das Vogelſchießen (Mannſchießen, Freiſchießen, Königſchießen, Scheibenſchießen).

1. Zedler's Univerſal-Lexicon.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1802.
3. Converſations-Lexicon.
4. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.
5. *P. Ch. Gilbert*, Diss. de *Ορνιθοτοξιβολία*, oder von dem Vogelſchießen zu Leipzig 1714, gehalten. — Eine ſchnurrige Abhandlung.
6. H. Teubel, Schützen-Predigt vom Vogelſchießen. Leipzig 1714.
7. Johann Friedrich Gottlieb Erdmann, Verſuch zu einer umſtändlichen Hiſtorie vom öffentlichen Armbruſt- und Büchſen-Schieſen. Leipzig 1737.
8. Wöchentliches Frankenhäuſiſches Intelligenz-Blat. XXIV. St. u. f. 1766
9. Johann Friedrich Müldener, zuverläſſige Nachrichten von den Schützengeſellſchaften, ſowohl überhaupt. als d. Stadt Frankenhauſen in ältern und neuern Zeiten. Frankenhauſen 1767.
10. Thüringiſche Vaterlandskunde. 1824.
11. Thüringer Volksfreund. 1829.

44. Das Sonnenwende- oder Johannisfeuer.

1. Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode. 1838 Nr. 26.
2. Allgemeine Thüringiſche Vaterlandskunde 1823. S. 91.
3. Wöchentliche Jenaiſche Fragen und Anzeigen. 1762. Nr. XXXII.
4. *C. G. Haltaus*, calendar med. aevi. p. 66. und 109.
5. Chronic. comit. de Cylli, in Halinii monum. T. II, p. 693.

6. *Joh. Lindneri* excerpt Saxon., in Menkenii scriptor. rer. germ. T. II. p. 1531.

45. Das Johannisfeſt in Schöten.

Der Thüringer Volksfreund. Eine Wochenſchrift für Thüringen, das Oſterland und Voigtland. Jena 1829.

46. Das St. Rochusfeſt zu Bingen.

Göthe's nachgelaſſene Werke. 3. Bd. Stuttgart und Tübingen 1833.

47. Beluſtigungen und Spiele aus dem Innkreiſe.

Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde. 1835. Nr. 65.

48. Volksvergnügungen in Baiern.

Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode. 1839. Nr. 41.

49. Volksfeſte in Tyrol und der Schweiz.

Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland Reiſenden. 2. Bd. S. 567.

50. Feſte und Vergnügungen in Preußen.

(Provinz Weſtphalen).

Morgenblatt für gebildete Leſer. 1838. N. 307.

(Provinz Sachſen.)

1. Der Eremit in Deutſchland, von Panſe. 1826 5. Hft.
2. Blicke auf Halle und ſeine Umgebungen. Von Friedrich Heſekiel. Halle 1824.

51. Beluſtigungen und Spiele in Kärnthen.

Neueſte Reiſe durch Oeſterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark, von Dr. F. Sartori, 3 Bde.

BUCHBINDERE
LEO HUFNAG
ÜNCH

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reimann, Friedrich A.

Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert

Weimar 1839

Germ.g. 390 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016935-0